742 — 7
Bibl. Mont.

<36631159060016

<36631159060016

Bayer. Staatsbibliothek

Leſſings

Werke.

Bayerische Staatsbibliothek München

Siebenter Band.

Donauöſchingen
im Verlage deutſcher Claſſiker.
1822.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Theologie.

Rettungen. Vorreden.

Nachtrag

zu den Dichtungen.

Gotthold Ephraim Leſſings

Bibliolatria.

Καλον γε τον πονον, ω
Χριϛε, σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν,
(Euripidis Jon, v. 129 — 131.)

1778.

Vorrede.

Ich habe das Wort **Bibliolatrie** nicht nach **Idololatrie** gemacht, und will keineswegs damit zu verſtehen geben, daß irgend jemand **noch jezt** Abgötterei mit der Bibel treibe.

Daß ehedem dergleichen geſchehen, iſt wohl nicht zu läugnen. Man überlege den vielfältigen Aberglauben, zu welchem beſonders das Evangelienbuch in den dunklen Zeiten gemißbraucht worden: den knechtiſchen Reſpect, den man für das materielle Buch hatte, deſſen Geiſt man ſo wenig kañte. Wer den Greuel beiſammen haben will, der leſe Johañ Andreas Schmidts Exercitationum historico-theologicarum dritte de Cultu Evangeliorum. Das alles entſprang aus Abgötterei; oder lief auf Abgötterei hinaus.

Und warum ſo weit zurükgehen? Weñ noch im Anfange dieſes Jahrhunderts ein angeſehener Theolog der lutheriſchen Kirche [1]) es für nöthig hielt, die Frage: **ob die heilige Schrift Gott ſelbſt ſei?** in einer eigenen Schrift zu erörtern: ſo muß es doch wohl Leute gegeben haben, welche dieſe Frage mit Ja beantworten zu müßen geglaubt. Wie ſollte es deren auch keine gegeben haben, da Luther ſelbſt ihnen in einer ſo wunderbaren Bejahung vorgegangen war? Luther ſelbſt hatte die heilige Schrift mehr als einmal Gott genañt: und weñ ſchon Luther desfalls zu entſchuldigen wäre; hat er nie Jünger gehabt, hat er nicht noch Jün-

1) Georg Nitſche, Generalſuperintendent des Fürſtentums Gotha, 1714.

ger, die ſich dadurch einer ähnlichen Entſchuldigung unwürdig machen, daß ſie auch das nicht zu verwerfen wagen, was er ſelbſt, more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium, zu verwerfen und zu verbeſſern, bei jeder Gelegenheit keinen Augenblik anſtand? Mir iſt Luther noch weit anſtößiger in einer andern Stelle, wo er ſagt, daß die heilige Schrift Chriſti geiſtlicher Leib ſei, und eine ſolche Crudität mit ſeinem treuherzigen Wahrlich beſigelt. Nun werfe man dem Gegentheile noch vor, daß von ſeiner Seite geäuſſert worden, die ganze Bibel ſei, ohne das Zeugniß der Kirche, nicht mehr und nicht weniger werth, als Äſopi Fabelbuch! Kräftiger köñte man doch ſchwerlich die beiden äuſſerſten Punkte der Abweichung bezeichnen. — Aber ſchon zu viel eine Seite gekniffen, die ich gar nicht berühren wollte. — Auch muß man mir das einfache Latrie nicht aufmuzen, als ob es nur einen Dienſt anzuzeigen beſtimt ſei, wie er Gott zukomme. Deñ dieſe Bedeutung hat es ſelbſt in den Schriften, in welchen es ſie am meiſten hat, nicht immer. *Latria* vero ſagt Auguſtinus 1) secundum consuetudinem, qua locuti sunt, qui nobis divina colloquia condiderunt, aut semper, aut tam frequenter, ut *pene* semper, *ea* dicitur *servitus, quae pertinet ad colendum Deum.* Der Unterſchied, den die Gottesgelehrten der römiſchkatholiſchen Kirche zwiſchen λατρεια und δουλεια machen, iſt vollends ungegründet: und Facius 2) hat gerade das Gegentheil davon feſtſezen wollen.

Kurz, ich nehme Latrie in ſeinem allerweiteſten Sinne; und verſtehe unter Bibliola-

1) De C. D. L. 10. c. 1.

2) Siehe deſſen neuen Abdruk hinter dem Onomaſtico des Herrn Profeſſor Sachs, T. 2. p. 389.

trie weiter nichts, als den Gebrauch, den die Chriſten von der Bibel und beſonders von den Büchern des neuen Teſtaments, zu verſchiedenen Zeiten gemacht haben; weiter nichts, als die Schäzung und Verehrung, die ſie, dieſem verſchiedenen Gebrauche zufolge, verſchiedentlich für jene Bücher gefordert haben.

Nun kañ den wenigſten von denen, die dieſe meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekañt ſein, in welche Streitigkeit über eine ſo verſtandene Bibliolatrie, ich von einem Manne existis inepte religiosis, nimia superstitione impatientibus, namentlich von dem Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg gleichſam bei den Haaren gezogen worden. Ich ſage, bei den Haaren gezogen worden. Nicht; weil ich mich vor einem ſolchen Streite, aus Unkunde der Sache, zu fürchten gehabt. Deñ ich hatte es längſt für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur; weil man dergleichen Unterſuchungen doch eigentlich nur zu ſeiner eignen Beruhigung anſtellt, und ſich ſelten die Mühe nimt, ihnen die Ründe und Politur zu geben, durch welche allein ſie im Publico Umlauf erhalten können: war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurükzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte.

Ich ſchikte daher in der Eil' auch nur einige tumultuariſche Säze voraus, um wenigſtens mit dem Herrn Hauptpaſtor auf das freie Feld zu kommen und da abzuwarten, welche Evolutionen er weiter ſelbſt zu machen, für gut finden würde. Doch was erfahr' ich! Kaum ſieht der Hauptpaſtor, daß ich mich doch wirklich einzulaſſen geſonnen: als er ſein Lieblingsmanoeuvre macht, mir auf ein-

mal den Rüken kehrt, und unter einem impertinenten Siegsgeſchrei herzhaft abmarſchirt.

„Aber warte! (denkt der Kanzelheld) ich will „dir ſchon einen andern auf den Hals ſchiken.“

Und wahrlich; ein Dritter, deſſen Gelehrſamkeit und Beſcheidenheit kaum vermuthen ließen, daß er Goezen näher als dem Namen nach kenne: hat die Treuherzigkeit, ſich ihm — Goezen! — ſich Goezen ſurrogiren zu laſſen.

Was kan̄ mich abhalten, den Namen dieſes Dritten nunmehr zu nennen, da ſeine Schrift vor den Augen der Welt liegt? Des Herrn Doctors und Profeſſors Walch zu Göttingen kritiſche Unterſuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift ſoll zwar, laut einer ausdrüklichen Erklärung des Verfaſſers (S. 25.), nicht wider mich geſchrieben ſein. Aber ich halte ſie um ſo viel mehr gegen mich geſchrieben da, ſie aus einer ſo ſonderbaren Urſache nicht gegen mich geſchrieben ſein ſoll. „Ich kan̄, (ſagt der Herr Doc„tor) die polemiſche Abſicht nicht haben, den „Herrn Hofrath Leſſing zu wiederlegen, weil er „bis jezt noch keine Gründe angegeben hat, die „beantwortet werden kön̄ten.“

Alſo da der Herr Doctor mich nicht beſtreiten kan̄, ſo will er mir wenigſtens im voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen kön̄te?

Wen̄ ich nun eile, um doch einiger noch habhaft werden zu können: wer kan̄ mir es verdenken? Er ſelbſt nicht. Den̄ ich eile zugleich, mich auch in ſeinen Augen zu rechtfertigen. Und in weſſen Augen mich zu rechtfertgen muß mir angelegener ſein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutſchland für den competenteſten Richter in dieſer Sache erken̄t.

So ſei er deñ auch **mein** Richter. Nur höre er mich erſt aus! nur verſtehe er mich nicht aus **Goezen**: ſondern aus mir ſelber! Und weñ ja die Sache **Goezens** die Sache der Kirche ſein ſoll: ſo unterſcheide er wenigſtens dieſe Sache von dieſem Anwalte. —

Damit ich ihm aber die endliche Erkennung ſo viel möglich erleichtere, und zugleich die Umſteher, die eine unſchuldige Neugier etwa um uns verſammelt hat, in den Stand ſeze, weñ nicht mit zu entſcheiden, doch mit zu urtheilen: muß ich meine Schrift in drei Abſchnitte theilen, in einen **hiſtoriſchen**, in einen **thetiſchen** und in einen **epanorthotiſchen**.

In dem erſten, hiſtoriſchen Abſchnitte muß ich um Erlaubniß bitten, die Sache ganz von neuem zu erzählen, und einige Actenſtüke der Welt nochmals in extenso vor Augen zu legen. Ein Beklagter, der nur losgeſprochen wird, hat ſeinen Proceß nur halb gewonnen. Er wird losgeſprochen, weil er ſich gut vertheidigt hat; aber ſein guter Name leidet doch immer, ſo lange er nicht zeigen kañ, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müßen.

In dem zweiten, dem thetiſchen Abſchnitte, will ich alle die Säze gut zu machen ſuchen, deren Unerwieſenheit man ſo höhniſch für Unerweislichkeit ausgibt. Daß man mir die Beweiſe ſo lange borgen müßen, daran hat der allein Schuld, deſſen Verbindlichkeit es vornehmlich geweſen, ſie zu exequiren. Aber ſo ſind nun dieſe Elenden! Sie exequiren bei niemand lieber, als wo ſie ſo ziemlich ſicher ſein können, daß die Zahlung nicht parat liegt.

In dem epanorthotiſchen Abſchnitte will ich die gelieferten Beweiſe auf's neue unterbauen, und

ſie beſonders gegen den Gelehrten retten, der nothwendig einige davon errathen mußte; und ſich der Widerlegung derſelben ſo viel leichter nahen durfte, als er mit Recht ſagen koñte, daß er ſie nur errathen habe.

Von dieſen drei Abſchnitten bitte ich alle, die mich leſen, keinen ohne den andern zu beurtheilen. Auch das iſt meine Schuld nicht, weñ mein Vortrag ein wenig deſultoriſch ſcheint. Er mußte ſchon ſelbſt meinem gymnaſtiſchen Tone zu Hülfe kommen, um ihn in den präcis dogmatiſchen Ton zu überſezen, wozu nichts weiter erfordert wird, als die billige Vorausſezung, daß ich etwas ungereimtes, etwas ganz ärgerliches weder ſagen können noch wollen.

Nur dem einzigen Stänker gilt dieſe meine Bitte nicht, der hämiſch und klein genug iſt, Händel anzuſpinnen, die er ſelbſt durchzuſezen weder Herz noch Kraft hat. — Nur dem Herrn Hauptpaſtor Goeze gilt ſie nicht. Der kañ es halten wie er will! Insectetur hoc opus nostrum etiam maledictis. Immerhin!

Was die griechiſchen Zeilen auf dem Titel ſagen ſollen: will man noch wiſſen? Dieſe Zeilen ſagt beim Euripides Jon, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, ſondern nur am Tempel beſchäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Prieſter zu kehren ſich begnügen. Auch ich bin ſtolz auf dieſe geringe Arbeit: deñ ich weiß am beſten, wem zu Ehre ich es thu.

Erſter, hiſtoriſcher Abſchnitt.

Der beſſere Theil meines Lebens iſt — glüklicher oder unglüklicher Weiſe? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion gewiſſermaßen Modeſchriften waren. Nun werden Modeſchriften, die meiſtentheils aus Nachahmung irgend eines vortreflichen Werks ihrer Art entſtehen, das ſehr viel Aufſehen macht, ſeinem Verfaſſer einen ſehr ausgebreiteten Namen erwirbt ... nun werden Modeſchriften, ſag' ich, eben weil es Modeſchriften ſind, ſie mögen ſein von welchem Inhalte ſie wollen, ſo fleiſſig und allgemein geleſen, daß jeder Menſch, der ſich nur in etwas mit Leſen abgibt, ſich ſchämen muß, ſie nicht auch geleſen zu haben. Was Wunder alſo, daß meine Lectüre ebenfalls darauf verfiel, und ich gar bald nicht eher ruhen koñte, bis ich jedes neue Product in dieſem Fache habhaft werden und verſchlingen koñte. Ob ich daran gut gethan; auch weñ es möglich geweſen wäre, daß bei dieſer Unerſättlichkeit, die nämliche wichtige Sache nur immer von einer Seite plaidiren zu hören, die Neugierde nie entſtanden wäre, endlich doch auch einmal zu erfahren, was von der andern Seite geſagt werde: will ich hier nicht entſcheiden. Genug, was unmöglich ausbleiben koñte, blieb bei mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange; und ich ſuchte jede neue Schrift wider die Religion nun eben ſo begierig auf, und ſchenkte ihr eben das geduldige unparteiiſche Gehör, das ich ſonſt nur den Schriften für die Religion ſchuldig zu ſein glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich

ward von einer Seite zur andern geriſſen; keine befriedigte mich ganz. Die eine ſowohl als die andere ließ mich nur mit dem feſten Vorſaze von ſich, die Sache nicht eher abzuurtheln, quam utrinque plenius fuerit peroratum. Bis hierher glaub' ich, iſt es manchem andern gerade eben ſo gegangen. Aber auch in dem, was nun kōmt?

Je zuſezender die Schriftſteller von beiden Theilen wurden; — und das wurden ſie ſo ziemlich in der nämlichen Progreſſion: der neueſte war immer der entſcheidendſte, der hohnſprechendſte — deſto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein jeder auf mich machte, diejenige gar nicht ſei, die er eigentlich nach ſeiner Art hätte machen müßen. War mir doch oft, als ob die Herren, wie dort in der Fabel: Tod und Liebe, ihre Waffen vertauſcht hätten! Je bündiger mir der eine das Chriſtentum erweiſen wollte: deſto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte: deſto geneigter fühlte ich mich, es wenigſtens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.

Das kōnte von einer bloßen Antiperiſtaſis, von der natürlichen Gegenwirkung unſerer Seele, die mit Gewalt ihre Lage ändern ſoll, nicht herkommen. Es mußte folglich mit an der Art liegen, mit der jeder ſeine Sache vertheidigte.

(Die Fortſezung fehlt.)

Von den

Traditoren.

1778.

[illegible] von einer Seite zur andern [illegible] mich ganz. Die eine [illegible] andere ließ mich nur mit dem [illegible] ich, die Sache nicht eher [illegible] plenius fuerit peroratum. [illegible] ist, es manchen [illegible] gen. Aber auch in dem, was man [illegible]

Sie [illegible] den [illegible] der [illegible] mehr [illegible] die ein [illegible] sei, die er eigentlich nach seiner Art hätte [illegible] mit dem [illegible] gewesen [illegible] mich, es wenig[illegible] in meinem [illegible] zu erhalten.

Das lehrte von einer [illegible], von den [illegible] Eigenschaften unserer Seele, die [illegible] Gewalt ihre Lage [illegible] nicht [illegible]. Sie mußte folglich [illegible], was des [illegible] Sache [illegible]

(Die Fortsetzung folgt.)

Von den

Traditoren.

In einem Sendſchreiben

an den

Herrn Doctor Walch

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Zur Ankündigung einer größern Schrift des Leztern.

Ehe ich auf die Traditores ſelbſt komme, die man auf Deutſch eben ſo kurz und gut Ausliefe rer heiſſen könte, wird es nicht undienlich ſein, einige allgemeine Anmerkungen über die Verfolgung vorauszuſchiken, die ſie veranlaßte. Es war die zehnte; und noch waren in allen vorhergehenden neun keine Chriſten gefunden worden, über welche Drohung und Marter ſo viel vermocht hätten, daß ſie die heiligen Schriften, welche die heidniſchen Obrigkeiten von ihnen forderten, freiwillig ausliefern, oder wohl gar mit eignen Händen in das Feuer werfen wollen, zu welchem ſie von den Feinden der darin enthaltenen Religion beſtim̃t waren. Oder vielmehr: noch war es ſelbſt den Heiden nicht eingekommen, ihre Verfol-

gung bis auf die heiligen Bücher zu erſtreken; es ſei nun, daß ſie von den heiligen Büchern der Chriſten wenig oder gar nichts wußten; oder glaubten, daß Bücher überhaupt von allen Verfolgungen ausgenommen ſein müßten. Es mußte nothwendig etwas ganz beſonderes dazu kommen, wodurch ihnen die Augen über die chriſtlichen Bücher ſo weit aufgingen, daß ſie auch mit ihnen eine Ausnahme machen zu müßen glaubten, die ſie noch niemals gemacht hatten.

Leider iſt aber das Feld der Kirchengeſchichte, in welches die Verfolgungen einſchlagen, noch ſehr wild und moraſtig. Der einzige Dodwell fing mit Hülfe der Chronologie, in der er ſo ſtark war, um den Boden von dem allzu vielen Blute zu troknen, einmal an, Gräben zu ziehen. Aber bald waren dieſe Gräben wieder zugeworfen, und es iſt nun gerade, als ob nichts geſchehen wäre. Der Ungereimtheiten, der Widerſprüche, der offenbarſten Verdrehungen, der handgreiflichen Erdichtungen iſt in dieſem Kapitel wenigſtens noch eben ſo viel, als in dem Kapitel von den Kezern; in welchem Arnolds Fleiß vielleicht nur darum weniger anſchlug, weil er allzu ſehr aufräumen wollte. Wie ein zweiter Rhelonus, deſſen ſonderbare Kezerei darin beſtand, daß er alle und jede Kezereien für rechtgläubig erklärte, hob er beinahe den ganzen Begrif von Kezerei auf; ſo wie Dodwell den ganzen Begrif der Verfolgung, weñ er zu verſtehen geben wollte, daß man die Beſtrafung der Chriſten aus bürgerlichen Urſachen keine Verfolgung nennen müße.

Gleich anfangs muß ich bemerken, mit wie wenigem Rechte man die zehnte und zehnjährige chriſtliche Verfolgung gemeiniglich die diocletianiſche zu nennen pflegt. Diocletian gehört unſtrei-

tig unter die beſſern römiſchen Kaiſer. Selbſt ſein Entſchluß, das Reich in vier Theile zu theilen, iſt ein Beweis davon. Von ſeiner zwölfjährigen Regirung hatten die Chriſten zehn Jahr alle mögliche Ruhe genoſſen, und die zwei Verfolgungsjahre, die auf ſeine Regirung kommen, waren unſtreitig auch die gelindern. Lactantius ſelbſt gibt ihm das Zeugniß, daß er kein blutdürſtiger Mañ geweſen, und den Verhezungen ſeines Mitregenten, des Galerius Maximianus, lange genug widerſtanden habe.

1.

Die Auslieferung der heiligen Schriften wurde in der diocletianiſchen Verfolgung nur von dem Clero, und vornehmlich nur von den Biſchöfen, Presbyteris und übrigen Gliedern der hohen Klaſſen des Cleri verlangt. [1])

1) Augustinus neñt dieſe Verfolgung ausdrüklich persecutionem codicum tradendorum. — L. 3. contra Cresconium c. 26.

Acta S. Felicis beim Du Pin, S. 227. nach der Ausgabe des Baluze: ut libros deificos extorquerent de manibus episcoporum et presbyterorum. Dieſe Worte heiſſen nach der Ausgabe des Ruinart: ut libros deificos peterent de manu episcoporum et presbyterorum.

„Aber (ſagt Herr Doctor Walch) dieſe Stelle iſt auch „die einzige. Alle andern reden unbeſtiṁt, ohne die „Perſonen anzugeben, von denen die Bibel mit Ge„walt abzufordern.“

Ich will das für's erſte wahr ſein laſſen. Aber ſeit wañ iſt es deñ im Gebrauche, das Beſtiṁte nach

2.

Sie wurde darum nur von dieſen verlangt, weil die Heiden wohl wußten, daß die heiligen Schriften eigentlich nur in deren Händen waren; weil die Heiden wohl wiſſen koñten, daß, weñ ſich von den heiligen Schriften auch etwas in Laienhänden befände, es nur die unbeträchtlichſten Stüke wären, die wichtigeren aber mit der äuſſerſten Sorgfalt vor den Heiden verwahrt und den chriſtlichen Laien nicht anders als mit der größten Behutſamkeit mitgetheilet würden.

3.

Es befanden ſich alſo unter denen, welche über die geweigerte Auslieferung der heiligen Schriften Märtyrer geworden, keine Laien; oder es waren

dem Unbeſtim̃ten zu richten? Das Unbeſtim̃te läßt mir frei, die Sache ſo oder ſo zu beſtimmen, und widerſpricht keiner Beſtimmung. Weñ Euſebius, weñ Optatus, weñ Auguſtinus den Zeugniſſen der Actorum widerſprechen, oder es zweifelhaft machen ſollten, ſo müßten ſie eben ſo beſtim̃t ſagen, daß die Bibel ſowohl von dem Clero, als von den Laien gefordert worden.

Lactanz de M. P. c. 12. weiß gar nichts davon, daß die diocletianiſche Verfolgung ausdrüklich oder gar einzig auf die Auslieferung der Bücher gegangen. Er erzählt nur mit nebenher, daß bei Niederreiſſung der Kirche zu Nikomedien in Bithynien die darin gefundenen Schriften verbrañt worden: Scripturae repertae incendantur.

Wir ſehen aus dem Lactanz, wie ungern Diocletian an die Verfolgung ging, und wie ſehr er wünſchte, daß ſie ohne Blutvergießen abgehen möchte. Er wollte die Religion vernichten, und die Menſchen ſo viel

nur Laien von jenen Elenden, die ſich bei aller Gelegenheit zu dem Märtyrtum drängten, und beſonders hier aus einer bloßen Zweideutigkeit dazu drängten.

4.

Noch weniger koñten ſich Laien unter den Traditoren befinden. Deñ einmal hatten ſie nichts auszuliefern; und weñ ſie ja von ungefähr etwas auszuliefern gehabt hätten, ſo war ihre Auslieferung kein Verbrechen, und iſt niemals als Verbrechen beſtraft worden.

5.

Selbſt das Verbrechen der Traditoren aus dem Clero hatte die nämliche Abſcheulichkeit in den Augen aller Chriſten nicht. Es gab Chriſten, die gelinder davon urtheilten, und es bei weitem nicht für hinlänglich hielten, eine Spaltung zu verurſachen. [1])

als möglich ſchonen. Was mehr dabei geſchah, war die Schuld des Galerius und der Statthalter in den Provinzen, die zu den Antheilen des Diocletianus und Galerius gehörten. Wie nahe die zwei andern Theilhaber des römiſchen Reichs, Herculius und Conſtantius, entweder den Geſinnungen des Diocletianus oder des Galerius gekommen, davon ſind keine ausdrüklichen Zeugniſſe in der Geſchichte, ſo viel ich weiß, vorhanden.

1) Ecce exaggerasti crimen traditionis, ſagt Auguſtinus zum Politianus. L. 2. c. liter. Politiani, c. 7. Vol. IX. p. 150.

„Was hilft es, ſagt Auguſtin kurz darauf, die Bü„cher erhalten, weñ man, was in den Büchern ſteht, „verwirft.“ — Quae dementia est, ideo testamentum

6.

Wie köñte aber das Verbrechen der Tradition von einigen für ſo äuſſerſt groß, und von andern für ſehr verzeihlich angeſehen worden ſein: weñ man nicht von den heiligen Schriften ſelbſt, an denen das Verbrechen begangen ward, ſchon damals ganz verſchieden gedacht hätte? Einen Beweis dieſer verſchiednen Denkungsart über die heiligen Schriften ſelbſt, glaube ich in der verſchiednen Bewegung zu finden, unter welcher ſie die Heiden dem chriſtlichen Clero abforderten.

7.

Und wie, weñ es eben dieſe verſchiedene Denkungsart über den Werth der heiligen Schriften wäre, die damals in Afrika unter den Chriſten zu ſo vielen Unruhen Anlaß gegeben hätte, daß man von Seiten des Kaiſers, zur Unterdrükung derſelben, nichts beſſeres thun zu können geglaubt, als weñ man den Gegenſtand derſelben vertilgte? Wenigſtens wüßte ich keine wahrſcheinlichere Urſache anzugeben, warum die Heiden nur eben jezt erſt darauf gefallen ſein ſollten, die heiligen Schriften

tradere te noluisse flammis, ut contra verba litiges testatoris.

Die Donatiſten trieben es ſo weit, daß ſie auch die für Traditores erkañten, welche von Traditoribus ordinirt waren: Traditores appellatis eos, quos traditoribus communionis tramite successisse vel fingitis vel putatis. — Contra Politianum L. 3. c. 55. T. IX. p. 226.

Daß die Donatiſten überhaupt die Verfolgung übertrieben, die ſie wegen der heiligen Schriften ausgeſtanden, bezeugt Auguſtinus contra Gammentium L. 1. c. 37. p. 449. Tantae, ut putatis aut jactatis, persecutionis tempora.

aus der Welt zu ſchaffen; und alle Urſachen, die man davon bisher angegeben, können offenbar nicht zureichend geweſen ſein.[1])

1) Pars Donati se nondum ab unitate diviserat Cypriani temporibus. — Augustinus contra Donatistas L. 3. c. 3. T. IX. p. 126. Alſo war doch dieſer Pars, der ſich erſt zu den Zeiten des Donati von der Kirche treñte, und daher ſeinen Namen erhielt, ſchon da. Post passionem quippe ejus (Cypriani), fährt Auguſtinus fort, quadraginta et quod excurrit annis peractis, traditio codicum facta est. Cyprianus aber ſtarb den 14 September 258.

aus der Welt zu ſchaffen; und alle Urſachen, die man davon bisher angegeben, können offenbar nicht zureichend geweſen ſeyn. 1)

1) Pars Donati se nondum ab unitate diviserat Cypriani temporibus. — Augustinus contra Donatistas l. 3 c. 3 T. IX p. 120. [illegible] der ſich erſt zu den Zeiten des Donati von der Kirche trennte, [illegible] Namen [illegible] [illegible] quippe [illegible] Cypriani, [illegible] [illegible] et [illegible] [illegible] facta est. [illegible] den [illegible] December 258.

[illegible] man, daß es eben nicht [illegible] Werth der heiligen Schriften [illegible] unter den Chriſten zu [illegible] hatte, daß man [illegible] des Kaiſers, zur Unterdrückung derſelben [illegible] zu können geglaubt, als [illegible] man den Gegenſtand derſelben vertilgte? [illegible] möchte ich keine wahrſcheinlichere Urſache angeben, warum die Heiden nur eben jetzt erſt darauf gefallen ſeyn ſollten, die heiligen Schriften

[illegible] verbo [illegible]

[illegible] Traditoribus [illegible] Traditores appellatis [illegible] — Augustin. [illegible] l. 3 c. 55 T. IX. p. 120.

Daß die Traditionen [illegible] triebe, die ſie [illegible] der heiligen Schriften [illegible] Augustinus contra Gaudentium l. [illegible] [illegible] Tantae, ut [illegible] [illegible]

über

die von der Kirche angenommene

Meinung,

daß es beſſer ſei,

weñ die Bibel von dem gemeinen Manne in ſei-
ner Sprache nicht geleſen würde.

Gegen

Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg

1778.

Eingang.

Bei Gelegenheit der näheren Prüfung, welche der Reichshofrath über Bahrdts neueſte Offenbarungen Gottes zu verhängen nöthig gefunden, und die noch bis dieſe Stunde zu keiner wirklichen Unterdrükung dieſes Buches gediehen, indem die Exemplare deſſelben nur einſtweilen bei Seite geſchaft worden; iſt mir im erſten Stüke des Antigoeze folgende Stelle entfloſſen:

„Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch
„jeder Doctor der Theologie hat? Weñ es jezt keinem Doctor der Theologie erlaubt ſein ſoll, die
„Bibel auf's neue ſo zu überſezen, wie er es vor
„Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kañ; ſo
„war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſeze hin-
„zu, ſo war es Luthern noch weniger erlaubt.
„Deñ Luther, als er die Bibel zu überſezen un-
„ternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von
„der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich ge-
„gen die, daß es beſſer ſei, weñ die Bibel von
„dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht ge-
„leſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kir-
„che für wahr angenommenen Sazes mußte er erſt
„erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſazes
„erſt erfechten; er mußte ſie als ſchon erfochten
„vorausſezen, ehe er ſich an ſeine Überſezung ma-
„chen koñte. Das alles braucht ein jeziger prote-
„ſtantiſcher Überſezer nicht. Die Hände ſind ihm
„durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für
„einen Grundſaz anniṁt, daß der gemeine Mañ
„die Bibel in ſeiner Sprache leſen dürfe, leſen

„ müße, nicht genug leſen könne. Er thut alſo et„ was, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es „ thun könne: anſtatt daß Luther etwas that, wo„ bei es noch ſehr ſtreitig war, ob er es thun dür„ fe. — Das iſt ja ſonnenklar. — Kurz, Bahrdts, „ oder eines andern Jeztlebenden Überſezung verdam„ men, heißt der lutheriſchen Überſezung den Pro„ ceß machen; wen̄ jene auch noch ſo ſehr von die„ ſer abgeht. Luthers Überſezung ging von der da„ mals angenommenen Überſezung auch ab; und „ mehr oder weniger, darauf kōmt nichts an.“

„Die Stelle (ſagt der Hauptpaſtor Goeze, 1) „ſei ein bloßes Gewäſche.“ — Aber ſeine Widerlegung dieſes Gewäſches, was iſt den̄ die? — Ohne Zweifel ein Meiſterſtük von Präciſion, von geſunder Logik und literariſchen Kentniſſen. —

Das wird aus folgender Erörterung näher erhellen, die ich in zwei Abſchnitte zu theilen, für gut ſinde. Der erſte ſoll die Antitheſin des Herrn Hauptpaſtors überhaupt beleuchten. Der zweite ſoll meine Theſin mit allen den Beweiſen unterſtüzen, die ſeine Unwiſſenheit abzuläugnen ſich erdreiſtet hat. — Ich will eine Schrift, die freilich nur beſtim̄t iſt, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudeken, wo man ſeine ganze Stärke vermuthen ſollte, ſo lehrreich zu machen ſuchen, als möglich.

Erſter Abſchnitt.

Hier iſt des Herrn Hauptpaſtors Widerlegung von Wort zu Wort. — Erſt will ich blos durch kleine

1) Leſſings Schwächen. Zweites Stük, S. 99. u. f.

Einſchiebſel ſie hier und da unterbrechen; und ſodañ in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich, ohne allzu große Auseinanderrükung des Textes, ſo nicht einſchieben koñte. Jenes gibt wieder eine Art von Dialog, die ich, als der Erfinder derſelben, den Kanzeldialog zu taufen mir die Freiheit genommen habe. — Der Herr Hauptpaſtor hat im feierlichſten Pompe ſeinen Ort beſtiegen: und ich, der arme Sünder, ſtehe unter demſelben. Er ſpricht, und ich horche. Er ſchwadronirt, und ich denke mir mein Bißchen dabei. Alſo:

Dialog und nicht Dialog.

Er. „Nun weñ das kein Gewäſche iſt —

Ich. Obige meine Worte nämlich.

Er. „ſo weiß ich nicht, was ſonſt dieſen Na„men führen köñte.“

Ich. Ich will auch nichts voraus wiſſen.

Er. „So etwas in die Welt hineinſchreiben zu „können, und dabei doch auf die Dictatur in der „Kirche ſelbſt und der gelehrten Welt Anſpruch „machen, ja, dabei nur Bibliothekar in Wolfen„büttel ſein, das iſt zu viel.“

Ich. Ich danke Gott herzlich, daß ich nicht mehr bin. Und wer, wenigſtens nächſt mir, auf die Dictatur in der lutheriſchen Kirche Anſpruch macht, laſſe man ſich von Semlern ſagen.

Er. „Herr Leſſing ſezt hier zum Grunde, daß „Luther, durch Unternehmung einer neuen Überſe„zung der Bibel, eigenmächtig gegen eine von der „Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, „nämlich gegen die, daß es beſſer ſei, weñ „die Bibel von dem gemeinen Manne „in ſeiner Sprache nicht geleſen würde. „Und das weiß Herr Leſſing ſo gewiß, daß er es

„ auch nicht einmal nöthig findet, davon den ge„ ringſten Beweis zu geben.“

Ich. Weil ich glaubte, daß es jeder Gelehrte eben ſo gewiß wiſſe. Weil mir nicht alle Augenblike einfällt, was wohl der Herr Hauptpaſtor Goeze nicht wiſſen köñte, der doch auch ein Gelehrter ſein will.

Er. „ Ich weiß es, daß mehrere Gelehrte dieſe „ abgeſchmakte Meinung angenommen haben, aber „ nur ſolche, welche in der gelehrten Geſchichte „ der Bibel offenbare Idioten ſind.“

Ich. Das wäre ein Troſt, — und wäre auch kein Troſt für mich! Deñ darf ein Bibliothekar wohl ein offenbarer Idiot in der gelehrten Geſchichte irgend einer Wiſſenſchaft, irgend einer Art von Keñtniſſen ſein? — Er möchte mich doch gar zu gern, der liebe freundſchaftliche Herr Hauptpaſtor, von meinem kleinen Ämtchen verdrängen! — Nun ſoll ich ihm auch das nicht einmal haben, was mir andre gute Freunde nur geben. Nicht einmal Geſchichte der Gelehrſamkeit! Nicht einmal Bücherkunde!

Er. „ Herr Leſſing mag nun ſo geringſchäzig „ von der Bibel urtheilen, als er will; ſo behaup„ tet doch dieſelbe immer unter den merkwürdigen „ Büchern den erſten Plaz; und ich ſollte glauben, „ daß eine ſolche Unwiſſenheit in dieſem Fache, als „ Herr Leſſing hier zu meinem Erſtaunen zu Tage „ legt, niemand weniger kleide, als einen Vorſte„ her eines ſolchen Bücherſchazes —

Ich. Ja, ja; ich ſoll fort, ich ſoll fort. Der Herr Hauptpaſtor hat bereits einen andern an meine Stelle; einen Candidatum reverendi Miniſterii, der ihm alle Wochen ſeine Bibliothek abſtaubet, und der es in dieſer, in dieſer gelernt hat, was die rechten raren Bücher ſind.

Er. — „eines ſolchen Bücherſchazes, deſſen er„ſter Durchlauchtigſter Stifter ein ſo großer Ver„ehrer der heiligen Schrift war und weder ei„genhändigen Briefwechſel, noch Mühe, noch Ko„ſten ſcheuete, um ſeine Bibliothek mit den koſt„barſten und ſeltenſten Ausgaben derſelben in al„len Sprachen zu bereichern, ſo daß auch Conring „wußte, daß er demſelben eine beſondre Freude „machte, weñ er in ſeiner Epistola gratulatoria auf „den 88 Geburtstag deſſelben die vornehmſten Stü„ke davon namentlich anführte, und dem Herzo„ge zum Beſiz derſelben beſonders Glük wünſch„te: —

Ich. Gottes Wunder! Wo der Mañ alle die geheimen Nachrichten von unſrer Bibliothek her hat! Ich muß geſtehen, ich leſe und höre ſo etwas heute, den 18 Julius 1778, zum erſtenmale. — Aber, allwiſſender Mañ, ich bitte Sie, wozu alles das hier?

Er. — „als dem Vorſteher eines Bücherſcha„zes, welcher durch den Zuwachs der zahlreichen „und vortreflichen Bibelſam̃lung der Hochſeligen „Herzogin Maria Eliſabeth Sophia einen ſolchen „Vorrath in dieſem Fache erhalten hat, daß nun „die wolfenbüttelſche Bibelſam̃lung unſtreitig in „Deutſchland die erſte iſt.“

Ich. Noch mehr? Barmherzigkeit! Ich vergehe vor Scham, daß ich allein nicht weiß, was die ganze Welt von unſrer Bibliothek weiß. — Aber nochmals Herr Hauptpaſtor, nochmals: wozu alles dieſes hier? Warum beſchämen Sie mich eben hier ſo? — Ich kañ doch nimmermehr glauben, daß Sie mich damit auf alle die Bibelüberſezungen in gemeine europäiſche Sprachen verweiſen wollen, die ſchon vor Luthers Zeiten im Druke waren?

Wer läugnet die? Welcher Auctionator, welcher Händler mit alten Schwarten, keñt die nicht? Aber was haben die mit meiner Behauptung zu thun? Ich behaupte, daß es eine ſchon vor Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, daß es beſſer ſei, weñ der gemeine Mañ die Bibel in ſeiner Sprache nicht leſe: und Sie, um das zu widerlegen, wüßten mir nichts entgegenzuſtellen, als die damals ſchon gedrukten namenloſen Überſezungen, welche ſich in den Händen des gemeinen Mannes gar nicht befanden, und welche die Kirche da ſo ſein ließ, weil, weñ ſie auch in den Händen des gemeinen Mannes geweſen wären, ſie dennoch keinen Schaden anrichten koñten, indem ſie alle aus der Vulgata genommen und zum Theil mit Anmerkungen geſpikt waren, die allem eigenen Raiſonnement den Weg abſchnitten? — Ich weiß freilich, Herr Hauptpaſtor, daß Sie eine wunderbare Gabe haben, herzlich albern zu ſchließen: aber ſo gar albern! — Nein; ehe ich ſo verächtlich von Ihnen urtheile, muß ich Sie doch nur erſt aushören. Vielleicht wollen Sie noch ganz wo anders hinaus.

Er. „So lange alſo Herr Leſſing dieſe Stelle „bekleidet, wird die Bibliothek in dieſem Felde „wohl wenig Thaten thun, und nichts weiter als „ein prächtiges Bibelgrab bleiben.“

Ich. Das erwäge doch ja mein gnädiger Herr, des regirenden Herzogs von Braunſchweig Durchlaucht, und ſchike mich je eher je lieber zum Gukguk! — Indeß doch, Herr Hauptpaſtor; wer weiß? — Ich ziehe Sie wohl auch gar am Ende dieſer Erörterung bei Seite, und laſſe Sie wohin guken, wohin ich eben ſonſt nicht einen jeden gern guken laſſe.

Er. „Ich erſuche denſelben, mich hier nicht als „ein hungriges Pferd, ſondern als einen lehrbegie„rigen Schüler anzuſehen.“

Ich. Fiat, wie gebeten. — Aber es gibt gleichwohl lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde ſind; die nur lernen, um zu eſſen; die, weñ ſie durch ihr Erlerntes endlich zu eſſen bekommen haben, lieber eſſen und eſſen, als anders lernen und mehr lernen.

Er. „Ich verſpreche, ihn auf der andern Seite „nie unter dem niedrigen Bilde eines Stallknechts, „der nur Heu auf die Raufe tragen ſoll, ſondern „unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu „betrachten und mir diejenigen Schriften anzuwei„ſen, *in welchen* —

Ich. Einen Augenblik Geduld! — Was ſchnaken Sie? — „Ich verſpreche, ihn als meinen Leh„rer zu betrachten, und mir diejenigen Schriften „anzuweiſen —“ Weñ das zuſammengehängt, kañ es nur in Ihrem Kopfe zuſammenhängen. — Wie mag der Mañ predigen, weñ er ſo ſchreibt! Weñ ſeine Feder ſo ſtolpert, was mag ſeine Zunge thun! — Doch nur weiter. Es wird ſich ja doch wohl noch errathen laſſen, was er will.

Er. „und mir diejenigen Schriften anzuweiſen, „in welchen ich den Beweis des von ihm mit ſo „großer Autorität dahin geworfenen Sazes: daß „es zu Luthers Zeiten eine von der Kir„che angenommene Wahrheit geweſen, „daß es beſſer ſei, weñ die Bibel von „dem gemeinen Mañ in ſeiner Sprache „gar nicht geleſen würde, finden köñte.“

Ich. Nur das? Nur das ſoll ich thun, damit er mich künftig unter dem ehrwürdigen Bilde ſeines Lehrers betrachte? Weiter nichts? — Nun ſo merken Sie auf, Senex abecedarie! Die Schrift-

ſteller, welche ex professo erwieſen haben, daß jene Wahrheit nicht blos eine erſt zu Luthers Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit geweſen, ſondern daß die Kirche von Anfang an ſie nicht anders als erkennen und befolgen müßen, ſind: Hoſius, Lizet, Roter, Staphylus, Ledesma, Poncet. — Haben Sie genug? In der Anmerkung (1) können Sie nähere Nachricht von ihnen einziehen.

Er. „Ich vermuthe, daß es eben die Schriften ſein werden, in welchen der Beweis für die „von dem Herrn Doctor Semler angenommene „Meinung, daß die ganze römiſche Kirche vor der „tridentiniſchen Kirchenverſamlung die „Vulgata für authentiſch gehalten und verlangt habe, daß ſogar die Grundtexte nach „derſelben geändert werden müßten, be„findlich ſind.“

Ich. Sie vermuthen nicht glüklich, und Ihr Triumphchen, das Sie über Doctor Semlern dort wollen erhalten haben, verlohnt ſich wohl der Mühe, daß Sie ſo damit prahlen.

Er. „Daß dieſer Saz in der tridentiniſchen „Kirchenverſamlung (Sess. IV. 7.) angenommen „worden, aber mit der Einſchränkung, daß der „Biſchof, Inquiſitor, Parochus oder Beichtvater „das Recht haben ſollte, die Erlaubniß die von „katholiſchen Verfaſſern in die Landesſpra„chen überſezten Bibeln, ſolchen Perſonen zum „Leſen zu ertheilen, von welchen ſie verſichert „wären, daß dieſelben am Glauben und an der „Gottſeligkeit dadurch keinen Schaden nehmen „würden, das weiß ich: —

Ich. Das weiß er! das weiß er! Nun ſo weiß er den auch hier eine groſe Falſchheit! eine groſe Lüge! So zeigt er den auch hier eine Unwiſſenheit, wie nur immer eine den Namen eines

lutheriſchen Prädicanten bei gelehrten Katholiken ſtinkend gemacht hat! deñ offenbar iſt es, offenbar, daß er die Verhandlungen der tridentiniſchen Kirchenverſamlung nie ſelbſt kañ geleſen haben. Auch nicht einmal nachgeſchlagen kañ er ſie haben, in dem Augenblike, da er ſich ſo vermeſſen auf ſie beziehet. Das Allegat Sess. IV. 7. iſt handgreiflich, Gott weiß aus welchem lutheriſchen Tröſter, oder aus welchem alten Hefte irgend eines Collegiums abgeſchmieret, daß er einmal auf der Univerſität über Chemnitii examen Concilii Tridentini mag gehört haben. Deñ bei dem nur iſt der Stof der 4 Seſſion in acht Sectionen abgetheilt, wovon die 7 de Versione seu Translatione Scripturae in alias linguas handelt. In der Urſchrift des Conciliums ſelbſt enthält die 4 Seſſion nur zwei Decrete, in deren zweitem das ſtehen müßte, was er ſo unverſchämt daraus anführt. Aber man glaube ja nicht, daß alſo der beleſene Herr Hauptpaſtor nur eine 7 anſtatt einer 2 druken laſſen. Er würde ſich ſehr freuen, weñ ich eine ſolche Lumperei zu rügen im Stande wäre. Nein; ſein Pudel iſt der, daß der ganze Saz, von welchem er ſagt, daß ihn die tridentiniſche Kirchenverſamlung am angeführten Orte angenommen habe, weder an dem angeführten Orte, noch ſonſt wo in den Decreten der Kirchenverſamlung vorkömt. Es wird nirgends darin der Überſezung der Bibel in gemeine lebendige Sprachen mit einer Silbe gedacht: und es iſt ſo wenig wahr, daß ſich die Väter des Conciliums wegen der Schädlichkeit ſolcher Überſezungen erſt auf dem Concilio vereinigten, daß ſie vielmehr in feſter Überzeugung von derſelben auf das Concilium ſchon kamen. Von dem einzigen Cardinal Madruccio köñte es ſcheinen, daß er anderer Meinung geweſen ſei. Doch weñ man die Stelle des

Pallavicini von ihm etwas genauer erwägt: ſo iſt auch dieſe mehr für mich, als wider mich (2). — Aber, wird man fragen, wie kam es deñ gleichwohl, daß der Herr Hauptpaſtor einen ſolchen Bok ſchoß? Er weiß nicht allein, daß die tridentiniſche Kirchenverſamlung mehrgedachten Saz zuerſt angenommen: er weiß ſogar, mit welcher Einſchränkung ſie ihn angenommen habe. Das alles kañ er ſich doch auch nicht aus den Fingern geſogen haben. — Das nun freilich nicht. Freilich hat er läuten hören: nur zuſammenſchlagen hat er nicht gehört. Deñ kurz: die Deputation, welche das Concilium, zufolge der 18 Seſſion, zur Unterſuchung der verdächtigen Bücher niederſezte, hat er für das Concilium ſelbſt genommen; die allgemeinen Regeln, welche dieſe Deputation ihrem Indici Librorum prohibitorum vorſezte, hat er für Decrete des Conciliums gehalten; die vierte dieſer Regeln hat er, ſo wie es in ſeinem Tröſter oder in ſeinem Hefte ſteht, nach Sess. IV. 7. verlegt, weil vermuthlich ſein Profeſſor ſeliger an dieſer Stelle dieſer Regel gedachte (3). Weiter nichts? Das laßt mir den Mañ ſein, der ſich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben! So ein Quidproquo paßt treflich zu jenen Lorbeern!

Er. — „aber ich weiß auch, daß dieſer Saz „nicht vom Concilio ſelbſt förmlich confirmirt „worden, ſondern erſt ſeine Beſtätigung von den „Päbſten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten.“

Ich. Wie köñte deñ etwas, das ſchon Sess. IV. 7. ſtehen ſoll, von dem Concilio nicht confirmirt ſein? Etwa darum, weil das zweite Decret dieſer Seſſion kein Anathema hat, womit der Herr Hauptpaſtor alle ſeine Behauptungen zu verſigeln pflegt? Und was ſoll deñ überhaupt die

förmliche Confirmation des Conciliums heiſſen, in ſofern ſie der päbſtlichen Beſtätigung entgegengeſezt wird? hat deñ das Concilium irgend eines ſeiner Decrete ſelbſt confirmirt? Sind deñ nicht alle und iede in Bauſch und Bogen von dem Pabſte confirmirt worden? — Doch warum will ich die Absurda alle erſchöpfen, die aus den windſchiefen Worten des Herrn Hauptpaſtors nothwendig folgen? Wir wiſſen ja ein für allemal, welche Unwiſſenheit ihm nicht erlaubt hat, ſich beſtimter auszudrüken. Was von Waſſernüſſen nicht ganz unwahr iſt, erzählt er von Weintrauben: die Stacheln von jenen verſezt er an dieſe; und wir ſollen ihm gleichwohl glauben, daß er allein Weintrauben gegeſſen habe.

Er. „Daß er aber ſchon zu Luthers Zeiten „ein ſolcher allgemeiner Saz geweſen, deſſen Ungrund Luther erſt hätte erweiſen und die Wahr„heit des Gegenſazes erſt erfechten müßen, ehe er, „ohne gegen ein allgemeines Kirchengeſez zu ſün„digen, ſich an ſeine Überſezung hätte machen „können, das iſt mir ein böhmiſches Dorf.“

Ich. Alſo, Hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit dieſem böhmiſchen Dorfe ein wenig bekañter zu machen. Sie denken, weil Sie keine Bauern daraus kennen, daß es auch keine Bauern darin gibt? Ei ja doch! — Ernſthaft! Da dieſes das Centrum unſres Streites iſt: ſo habe ich den ganzen zweiten Abſchnitt dazu beſtimt, in welchem ich hoffentlich mehr erweiſen will, als der Hauptpaſtor verlangt. Deñ er verlangt nur, daß ich ihm beweiſen ſoll, der Saz von Schädlichkeit dem gemeinen Volke verſtändlicher Bibelüberſezungen ſei zu Luthers Zeiten ein von der Kirche allgemein angenommener Saz geweſen. Kleinig-

keit! Ich will ihm das, und noch ganz etwas anders erweiſen. Ich will ihm ſogar erweiſen, daß von Luthern zurük bis zu der Zeit hinauf, da dergleichen Überſezungen erſt möglich zu werden anfingen, die Kirche nie anders, als dieſem Saze gemäß, gelehrt und gehandelt hat. Das will ich ihm ſogar beweiſen; es wäre deñ, daß Concilium und Pabſt zur Kirche nicht gehörten. Er borge mir nur bis dorthin.

Er. „Wie viele Überſezungen in Landesſpra„chen, in die italiäniſche, ober= und niederdeut„ſche, holländiſche, waren ſchon an das Licht ge„treten, ehe Luther den erſten Gedanken von „einer neuen Überſezung faſſen koñte und gefaßt „hatte."

Ich. So viele als der Herr Hauptpaſtor nur immer mag gezählt haben! — Aber wie? So kommen Sie doch auf die Abſurdität wieder zurük, die ich Ihnen oben kaum zutrauen wollte? So denken Sie doch mit einem Bißchen elender Bücherkunde mich einzutreiben? Weil Bibeln in Landesſprachen vor Luthern ſogar gedrukt vorhanden ſind, ſoll die Kirche nicht dafür gehalten haben, daß der gemeine Mañ ſolcher Bibeln gar wohl müßig gehen könne? Iſt deñ gar kein Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Säzen: die Kirche will durchaus nicht, daß die Bibel in gemeine Landesſprachen überſezt werde; und: die Kirche hält es für beſſer, weñ der gemeine Mañ dergleichen Überſezungen gar nicht lieſet? Hätte die Kirche dieſes Leztere nicht glauben können, ohne darum jene Überſezungen durchaus verbieten zu können und zu wollen? Koñten deñ jene Überſezungen nicht von der Art ſein, und waren ſie nicht wirklich von der Art, daß ſie in die Hände des gemeinen Mannes

gar nicht kommen koñten? Koñten deñ jene Überſezungen, welche dem gemeinen Manne ſchadeten, nicht andern nüzlich ſein, auf welche die Kirche doch auch ein Augenmerk nehmen mußte? Und was kañ deutlicher beweiſen, daß vorbeſagter Unterſchied keine Grille iſt, die ich aus der Luft gegriffen habe, als weñ ich gute Katholiken aus Luthers Zeiten anführe, welche nicht allein die ältern Überſezungen der Bibel in's Deutſche recht wohl kañten, ſondern auch ſelbſt neue Überſezungen beſorgten, und dennoch mit ihrer Kirche glaubten, daß dergleichen Überſezungen dem gemeinen Manne gefährlich und ſchädlich wären (4)?

Er. „Herr Leſſing wird ſie alle in der wolfenbüttelſchen Bibliothek finden: er muß „ſie aber noch nicht angeſehen haben, deñ ſonſt „würde der Anblik derſelben ihn von dem Ungrunde dieſer ſeiner Meinung überzeugt, und „ihn bewahret haben, ſolche zu ſeinem eignen „Nachtheile ſo dreiſt auf das Papier zu werfen.“

Ich. Dieſes bärtige Schülerlein hat von dem Manne, den es ſich zu ſeinem Lehrer erbittet, eine wunderliche Idee! — Weñ es aber auch möglich wäre, daß ich jene alten Bibelüberſezungen noch nicht angeſehen hätte: ſo dürfte ich von vernünftigen Männern doch leicht Vergebung desfalls erhalten; weil ich wohl ſo viele andre gute Bücher dafür angeſehen haben köñte. Hingegen würden es mir vernünftige Männer weit ſchwerer vergeben, weñ ich ſie wirklich angeſehen hätte, weñ ich ſie ſo oft und viel angeſehen hätte, als der Herr Hauptpaſtor wohl mag gethan haben, und ich fähig wäre, aus dem bloßen Anblike derſelben einen ſo albernen Schluß zu ziehen, als er mir gern zutrauen möchte.

Er. „Wie leicht wäre es in den Zeiten ge„weſen, dieſe Überſezungen zu unterdrüken, oder „den Druk derſelben zu hindern?“

Ich. Das beliebt ſich der Herr Hauptpaſtor nur ſo einzubilden! Heut zu Tage iſt es freilich ganz etwas leichtes, daß die Obrigkeit in die Buchdrukereien und Buchläden ſchikt, und da etwas mit gewaltſamer Hand wegnehmen läßt; und das hätte freilich auch in dem 15 Jahrhunderte ganz etwas leichtes ſein können, wen̄ es nur damals ſchon auch etwas gerechtes und geſezmäßiges geweſen wäre. Das Recht und die Befugniß, einem Bürger ſein Eigentum zu nehmen, ob es ſchon nur papiernes Eigentum iſt, hatte ſich der Pabſt erſt kurz vor dem völligen Ausbruche der Reformation gegeben: und die proteſtantiſchen Kirchen, beſonders die lutheriſche, weil dieſe gar zu gern wieder Pabſttum werden möchte, ſind ihm chriſtlich darin gefolgt. Die hohe Landesobrigkeit hilft ihnen treulich alles confiſciren, was ſie widerlegen ſollten: und confiſcirt iſt widerlegt.

Er. „Kan̄ aber Herr Leſſing eine Spur „angeben, woraus dieſes geſchloſſen werden kön„ne?“

Ich. Dieſes? nämlich daß die Kirche jemals geſucht, jene ſchon vor Luthern gedrukte Überſezungen der Bibel in gemeine lebendige Sprachen zu unterdrüken? — Ganz gewiß kan̄ ich keine ſolche Spur angeben. Eben ſo wenig, als mir der Herr Hauptpaſtor eine Spur angeben kan̄, daß man überhaupt in dem 15 Jahrhunderte ein gedruktes Buch wieder aus der Welt zu ſchaffen geſucht habe. Eben ſo wenig, als er mir eine Spur angeben kan̄, daß die Kirche dasjenige genehmiget habe, was ſie ſo da ſein ließ, und aus

andern nicht unerheblichen Urſachen weder vernichten koñte noch wollte.

Er. „Er ſehe doch nur die dort befindlichen „Ausgaben der cölniſchen Bibel nach, ſo wird „er in der Vorrede Stellen finden, in welchen „der Verfaſſer das Leſen der Bibel in der Lan„desſprache vertheidiget, nein! das hatte er nicht „nöthig, deñ es war kein Verbot da, ſondern an„preiſet.“

Ich. Ich kenne dieſe cölniſche Bibel recht gut, und habe ſie nicht erſt hier in der Bibliothek dürfen kennen lernen. Deñ ich kañte ſie ſchon, als ich noch blos die alten Bibeln wegen der Holzſchnitte durchſuchte, und erinnere mich gar wohl, wie ſehr ich mich freute, als ich in der Vorrede derſelben eine ſehr merkwürdige Anekdote zur alten deutſchen Kunſtgeſchichte unvermuthet entdekte (5). Daß ich ſonſt damals etwas darin ſollte bemerkt haben, was hier für oder wider mich angezogen werden köñte, kañ ich nicht ſagen. Aber es verlohnt ſich immer der Mühe, ſie auf's neue desfalls zu durchleſen, und weñ es wahr iſt, daß die Leſung der Bibel in der Landesſprache darin ſo angeprieſen wird, ein wenig genauer zu erwägen: wer deñ dieſer Anpreiſer iſt; was er deñ eigentlich anpreiſet, wem er es anpreiſet, und wie er es anpreiſet (6).

Er. „Hatten deñ etwa Emſer, Dietenberger „Eck, beſondere Diſpenſationen, daß ſie mit ihren „deutſchen Überſezungen des neuen Teſtaments „und der Bibel an das Licht treten durften? Ich „weiß keine.“

Ich. Alle drei haben auch nichts weniger als neue Überſezungen gemacht. Emſers neues Teſtament iſt nichts als Luthers neues Teſtament, faſt von Wort zu Wort, bis auf die Stellen, von

welchen Emſer glaubte, daß ſie Luther verfälſcht, oder ihnen nicht recht genug gethan habe. Dietenberger und Eck aber, deren lezter die lutheriſch-emſerſche Arbeit ganz beibehalten hat, haben blos die alten Überſezungen aus der Vulgata ein wenig polirt, und den wahren Siñ der Vulgata gegen Luthern gerechtfertiget und wieder hergeſtellt. Was brauchten ſie hierzu beſondere Diſpenſationen? Und wirft es deñ Emſer nicht Luthern ausdrüklich genug vor, daß er (Luther) mit ſeiner Überſezung ſich eigenmächtig einer Arbeit unterwunden habe, zu der er höhere Erlaubniß bedurft hätte (7)?

Er. „Aber, wird Herr Leſſing ſagen: hat „man nicht vor dem tridentiniſchen Concilio Lu„thers Überſezung auf das heftigſte verfolgt, und „ſolche an vielen Orten gar verbrañt?“

Ich. Dieſes würde ich vielleicht ſagen, weñ ich nichts beſſeres zu ſagen wüßte, und vielleicht auch dañ nicht einmal. Deñ immer wäre es doch nur ein ſehr goeziſcher Schluß: Weil Luthers Überſezung ſchon vor dem tridentiniſchen Concilio verfolgt worden; ſo hat die Kirche auch ſchon vor dieſem Concilio alle Überſezungen der Bibel in gemeine Sprachen ohne Unterſchied gemißbilliget. Ich beweiſe das Leztere unabhängig von jener ſpäteren Verfolgung; und weiß es ſehr wohl zu erklären, warum man hier und da nur Luthers Überſezung verfolgte, ohne jemals eine ältere auf eben die Art zu verfolgen, welche die Genehmigung der Kirche eben ſo wenig hatte.

Er. „Hat nicht Karl V. in den Niederlanden „durch die ſchärfſten Mandate alle aus Luthers „Überſezung gemachte holländiſche Überſezungen „zum Feuer verdamt, und ſind ſolche aus dem „Grunde nicht ſo häufig verbrañt und auf alle

„mögliche Art vertilgt, daß von vielen Ausgaben
„auch nicht ein Exemplar übrig geblieben iſt?“

Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpaſtor ſo ſagen, weil er es an meiner Stelle ſagen würde; — weil er mir am liebſten in den Mund legt, was er am leichteſten beantworten kañ; — weil er mir gern die Karten in die Hand ſpielt, die er ſtechen kañ.

Er. „Ich antworte: dieſes alles räume ich
„ein. —

Ich. Nicht weil ich es ſage: ſondern weil er es mich ſagen läßt. Wie treflich der Mañ antwortet, weñ er ſich ſelber antwortet!

Er. „Aber iſt ſolches aus dem Grunde ge-
„ſchehen, weil Luther die Bibel in die Landes-
„ſprache überſezt hat, oder weil man ihn be-
„ſchuldigte, daß er ſolche ſeinen Irrtümern zu
„Gunſt verfälſcht hätte?“

Ich. Weder aus jenem Grunde allein, noch aus dieſem allein: aus beiden Gründen zugleich. Deñ weñ Luther ſeine Überſezung aus der Grundſprache lateiniſch gemacht hätte; ſo würde ſeine Überſezung ſicherlich nicht mehr und nicht weniger ſein vefolgt worden, als die Überſezung des Erasmus. Gleicherweiſe, weñ er ſie zwar deutſch, aber nur aus der Vulgata gemacht hätte: würde ſie zuverläßig ebenſowohl ohne alle Verfolgung geblieben ſein, als nur irgend frühere Überſezungen geblieben ſind.

Er. „Dieſes (die Verfälſchung) und nicht
„jenes (die Überſezung an und für ſich ſelbſt) warf
„ihm Emſer vor.“ —

Ich. Er warf ihm ſchlechterdings beides vor. Man ſehe nochmals die Anmerkung (7).

Er. — „Und ſein (Emſers) Hauptgravamen iſt
„dieſes: er hätte nicht allein aus einem verfälſch-

„ten hussitischen Exemplare überſezt, son„dern auch ſelbſt hinzugeſezt, was ihm gefallen, „und in der Feder gelaſſen, was ihm nicht ange„ſtanden habe.“

Ich. Ich denke, es lieſse ſich noch ſehr ſtreiten, was Emſer eigentlich unter dem wiclefiſchen, oder hussitiſchen, oder picardiſchen Exemplare verſtehe, welches Luther vor ſich gehabt habe. Daß er ein Exemplar des lateiniſchen oder griechiſchen Textes verſtanden, will mir nicht recht zu Kopfe; weil ich nirgends finde, daß man den Wiclefiten, oder Hussiten, oder Picarden eine Verfälſchung der Vulgata oder gar des griechiſchen Textes Schuld gegeben habe. Wohl aber finde ich, daß ſowohl Wiclefiten, als Hussiten und Picarden ſich mit Überſezungen der Bibel in ihre Landesſprache geſchlept haben: und es wäre nicht unmöglich, daß Emſer irgend eine ſolche deutſche Überſezung gemeint hätte, auf welche Luther zugleich ein Auge gehabt habe. Der Grund dieſer meiner Vermuthung wird ſich in dem zweiten Abſchnitte zeigen. Doch da dieſes hier nichts verſchlägt: ſo laſſe ich den Herrn Hauptpaſtor nur fortplaudern.

Er. „Alle dieſe Beſchuldigungen getrauet ſich „kein vernünftiger Katholik, die einzige Stelle „Röm. III, 28. wo er das Wort allein gegen „den Grundtext hinzugethan haben ſollte, ausge„nommen, zu wiederholen.“

Ich. Ich weiß weder, wer dem Herrn Hauptpaſtor ein vernünftiger Katholik iſt, noch was ſich ein ſolcher getrauen würde. Ich weiß nur, daß es nicht darauf ankömt, was jezt geſchehen würde, ſondern was damals geſchah, als Luthers Überſezung noch neu war. Unmöglich kan Herr Goeze jezt von Bahrdts Überſezung mehr böſes

ſagen, als Emſer damals von Luthers ſagte: und ob über 200 Jahr die guten Exegeten ſich auch noch getrauen werden, alle Vorwürfe zu wiederholen, die Herr Goeze und Seinesgleichen Bahrdten jezt machen, das muß die Zeit lehren. Hiermit aber will ich im Geringſten nicht mich zum Vertheidiger von Bahrdts Überſezung aufwerfen: ich will blos ſeine Befugniß, nach ſeinem Gewiſſen zu überſezen, rechtfertigen, die wenigſtens in keinem Betracht geringer war, als Luthers Befugniß.

Er. „Zu eben der Zeit, da in den Nieder„landen Luthers Überſezung auf das heftigſte ver„damt wurde, erſchienen katholiſche Über„ſezungen in holländiſcher Sprache, mit „dem Privilegio eben des Kaiſers, der „Luthers Überſezung zum Feuer verurtheilte. „Kan Herr Leſſing nach ſeinem Grundſaze dieſen „Widerſpruch heben?“

Ich. Sehr leicht! Den wen man dem gemeinen Manne eine kezeriſche Bibel in ſeiner Sprache nahm, ſo mußte man ihm ja wohl an deren Statt eine rechtgläubige in der nämlichen Sprache wiedergeben; wen er nicht glauben ſollte, daß die Unterdrükung mehr auf die Bibel, als auf die hineingelegte Kezerei gemünzt ſei; beſonders wen der gemeine Man deſſelben Landes ſchon ehedem eine unſchädliche Bibel in ſeiner Sprache gehabt hatte. — Das wäre, dächte ich, eine ſehr natürliche Antwort: wen das Factum anders ſeine Richtigkeit hat. Aber es ſei mir erlaubt, gegen das Factum ſelbſt noch erſt meine Zweifel zu äuſſern (8).

Er. „Ich beſize ein ſehr ſeltenes hieher ge„höriges Buch: Sanctuarium profanis occlusum, sive de Sacror. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari, seu vernacula, tractatus. Gallice primum conscriptus,

anno 1651. autore Do. Nicolao le Maire S. S. Theologiae Licentiato in facultate Parisiensi, Consiliario, Eleemosinario, et praedicatore Regis Christianissimi etc. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli, MDCLXII. 4.

Ich. Dieſes Buch ſehr ſelten? wer ſagt deñ das? Noch habe ich es in keinem Verzeichniſſe ſeltener Bücher gefunden: ſo gemeine Schwarten dergleichen Verzeichniſſe auch ſonſt mit anzuführen pflegen. In unſerer Bibliothek iſt es zweimal; und ich habe es in meinem Leben wohl an zwanzig Orten geſehen. Es iſt ſchon wegen der Titelvignette ſo berüchtiget. Es iſt in Deutſchland gedrukt; ein berühmter lutheriſcher Gottesgelehrter hat dawider diſputirt: und ſoll gleichwohl ſehr ſelten ſein! Ein ſehr ſeltnes Buch, das ſo bekañt iſt! Allenfalls köñte das franzöſiſche Original in Deutſchland ſo heiſſen: aber die lateiniſche Überſezung, die in Würzburg an's Licht getreten! — Doch der Literatoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpaſtors belacht, welche alle Bücher, die ihm die gnädige Vorſehung Gottes zuflieſſen laſſen, als ſelten ſtempelt. Mag er doch! — ich will ihn mit dem eigentlichen Werke bekañt machen, welches er hätte kennen und anführen müßen (9).

Er. „Dieſer Verfaſſer theilt ſein Werk in „drei Theile; in dem erſten will er ſeinen Saz „aus der heiligen Schrift, und in dem zweiten „aus den Kirchenvätern der erſten vier Jahrhunderte beweiſen; in dem dritten macht er den Anfang ſogleich, aus dem tridentiniſchen Concilio ſeinen Beweis zu führen. Ein ſichtbarer „Beweis, daß er vor dieſer Kirchenverſamlung „nichts gefunden, was er zu ſeinem Behufe hätte „anführen können.“

Ich. Alſo; weil der nichts gefunden: ſo iſt auch nichts zu finden. — Wie doch ein elender Schriftſteller ſich immer mit dem andern ſchüzt!

Er. „Ich glaube nunmehr das Gegentheil „von dem, was Herr Leſſing vorgegeben, hinläng„lich erwieſen zu haben.“

Ich. Er glaubt es; deñ er iſt ſich bewußt, daß er hinlänglicher nie in ſeinem Leben etwas bewieſen.

Er. „Kañ er dieſe Beweiſe umſtoßen, und „mir gegenſeitige vorlegen, welche ſeinen Saz „erweiſen, ſo will ich ihm von Herzen danken.“

Ich. Ich erlaſſe ihm ſeinen Dank, damit er mit gutem Gewiſſen undankbar ſein kañ.

Er. „Bis hierher iſt das, was er vorgege„ben, nicht ſo ſonnenklar, wie er rühmt, ſon„dern vielmehr erweislich falſch.

Ich. Daß es wenigſtens noch nicht erwieſen falſch iſt, werden unſere Leſer wohl hoffentlich anfangen zu merken. — Und hiermit laſſe ich ſie zu den

Anmerkungen,

in welchen ſie finden werden, daß ich in den Zwiſchenreden nicht mehr geäuſſert habe, als was ich gut zu machen im Stande bin.

(Iſt nichts weiter davon vorhanden.)

Gotthold Ephraim Leſſings

ſogenañte Briefe

an

verſchiedene Gottesgelehrte,

die

an ſeinen theologiſchen Streitigkeiten auf die eine oder andere Weiſe Theil zu nehmen beliebt haben.

1778.

Auf Leſſings geſchriebenem Titelblatte zu den ſogenañten Briefen an verſchiedene Gottesgelehrte, ſtand folgende hieher gehörige Stelle:

„Sogenañte Briefe, ſind eine Art ſchriftſtelle„riſcher Compoſition, bei welcher ſich die Poſten eben nicht „am beſten ſtehen. Deñ ſelten iſt es nothwendig, ſie „ſchriftlich abzuſchiken. Nur dañ und wañ kañ es ſeinen „Nuzen haben, weñ ſie gedrukt werden, und mit Buchla„denfracht durch das Land reiſen. Man köñte ſie auch den „einſeitigen Dialog nennen; weil man ſich wirk„lich mit einem Abweſenden darin unterhält, den man „aber nicht zum Worte kommen läßt, ſo oft auch darin „ſteht: Sagen Sie, mein Herr; — werden Sie „antworten, mein Herr.

„Figürlich iſt es die allercommodeſte Art von Buch„macherei; obgleich darum eben nicht die ſchlechteſte. Was „ſie durch Mangel der Ordnung verliert, gewiñt ſie durch „Leichtigkeit wieder; und ſelbſt Ordnung iſt leichter in „ſie hinein zu bringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktiſche „Abhandlung, die an niemand gerichtet iſt, als an alle; „und von niemand ganz ſich herzuſchreiben ſcheint, als von „der alten ruhigen Wahrheit ſelbſt.“

Erſter.

An den

Herrn Doctor Walch.

Hochwürdiger ꝛc. ꝛc.

Sogleich als ich Euer Hochwürden kritiſche Unterſuchung, vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Chriſten in den vier erſten Jahrhunderten, angekündiget fand, wiſperte mir mein Gewiſſen oder meine Eitelkeit zu: auch das vermuthlich wird dir gelten.

Deñ eben damals ſchien es, als wollten ſich meine Händel mit dem Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg in einen gelehrten Streit auflöſen, der eine Materie betrift, die mit dem Inhalte Ihrer Schrift ſehr nahe verwandt iſt.

Ich hatte, um gewiſſen Einwürfen gegen das Chriſtentum mit eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die chriſtliche Religion wären, weil dieſe, in dem engen Verſtande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die ſie von jeder andern poſitiven Religion unterſcheiden, ſich weder auf die ganze Bibel, noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß ſich das Weſen des Chriſtentums gar wohl ohne alle Bibel denken laſſe. Ich

hatte behauptet, daß es einem wahren Chriſten ſehr gleichgültig ſein könne, ob ſich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten laſſe, oder nicht: beſonders weñ dieſe Schwierigkeiten nur daraus entſtehen, daß ſo mancherlei Schriften von ſo verſchiedenen Verfaſſern aus ſo verſchiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen ſollen, in welchem ſich nicht der geringſte Widerſpruch finden müße; wovon doch der Beweis in dieſen Schriften ſelbſt unmöglich zu finden ſein könne.

Dieſe Behauptung hatte der Herr Hauptpaſtor in Hamburg für weit giftiger, weit verdaṁlicher erklärt, als alles das Böſe, das ich damit unſchädlich zu machen hofte. Die abſcheulichen Fragmente ſelbſt wären ihm nichts gegen dieſen meinen Vorſchlag: die einzige ſimpelſte Art darauf zu antworten.

Deñ ihm war es allerdings ſo klar, wie der Tag, daß die heilige Schrift der einzige Grund ſeiner allerheiligſten Religion ſei, von deren mehreſten Glaubenslehren er gar nicht einſehe, wo er an heiliger Stätte den Beweis anders her als aus der Bibel nehmen könne! „Da ſteht's! da „kratzt es aus! da ſeht ihr's ja, daß nur wir, „wir Lutheraner, erhörlich zu Gott beten kön„nen! Das und dergleichen mehr iſt einzig aus „der Bibel und einzig aus Luthers Bibel zu be„weiſen, von welcher mir Gott alle die Orgi„nalausgaben ſo nebenbei in die Hände geführt „hat.“

Auch war ja der liebe Maṅ ſo verſichert, daß mein Vorgeben, ein Chriſt zu ſein, ohne auf die Schriften des neuen Teſtaments vollkommen eben den Werth zu legen, den er als ein lutheriſcher Theolog wittenbergiſcher Schule darauf zu legen

geſchworen, das bloße Blendwerk eines Teufels ſei, der gern den Engel des Lichts ſpielen möchte! Sehet da — dachte er? Nein, ſchrieb er — die Naturaliſten können großes Aufheben von der chriſtlichen Religion machen, im Grunde aber weiter nichts, als ihr Bißchen elende Religion der Vernunft darunter verſtehen.

„Und nun will ich ihn fragen, (fuhr er fort,) „dieſen undienſtfertigen Bibliothekar! Ich will „ihm auflegen, mir kurz und rund zu erklären, „was er unter chriſtlicher Religion eigentlich ver„ſtehe. Auf mein: Alle gute Geiſter! ſoll „er ſich wohl paken, dieſer Teufel! Sprich, rede „Teufel!“

Ich that es; aber wie groß muß ſein Erſtaunen geweſen ſein, als er nun gewahr ward, daß ich ſonach doch wohl von einer andern Art Teufel ſei, gegen welche dieſe Beſchwörung nicht anſchlage. Deñ er erſtaunte bis — zum Verſtummen.

Kaum daß er auf die kurzen Säze, die Euer Hochwürden kennen, und die ich nur ſo hinwarf, um meinen Gegner erſt auf das freie Feld zu loken, ein einziges abgedroſchenes Stellchen aus dem Irenäus erwiderte! Und als ich auch dieſem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulaſſen: wie geſagt; nirgends kein Laut mehr, und ſelbſt jeder Froſch in den Sümpfen der freiwilligen Beiträge und des Poſtreiters war mit zugleich verſtumt!

Nun alſo der Gedanke, einen beſchwerlichen Gegner, an dem keine Ehre zu erjagen iſt, losgeworden zu ſein und dafür einen andern zu erhalten, dem ſelbſt unterzuliegen Ehre ſein müßte — dieſer Gedanke, der mir bei Erblikung des Titels aufſtieß, durch welchen Euer Hochwürden bald zu erſcheinende Schrift ſich ankündigte: wie hätte er

mir nicht höchſt angenehm und ſchmeichelhaft ſein ſollen, weñ er auch weit minder natürlich geweſen wäre?

Das halbe Jahr, das darauf hinging, ehe dieſe Schrift Euer Hochwürden erſchien, würde mir ſehr lang geworden ſein, weñ es mir die unruhige Neugierde, den nähern Inhalt voraus zu errathen, in welcher ich ſo manches Buch auf's neue nachlas, nicht ſehr kurz gemacht hätte.

Da iſt ſie nun! da liegt ſie nun vor mir, und ich habe die Feder ergriffen, ein ungeheucheltes Bekeñtniß von dem Eindruke abzulegen, den ſie nach einer ſorgfältigen Durchleſung auf mich gemacht hat.

Ein dergleichen Bekeñtniß kañ ein Mañ, dem es nur um Wahrheit zu thun iſt, einem Manne unmöglich übel nehmen, der ſich bewußt zu ſein verſichert, keine unedlere Abſicht zu haben, dabei aber das ſonderbare Unglük hat, nicht ſelten gerade da auf eine ganz ungeheure Art mißverſtanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß ſeine Äuſſerungen am allerwillkommenſten ſein würden.

Dieſes Unglük, denke ich, hat mir ſogar bei Euer Hochwürden nicht wenig aufgelauert; deñ ich köñte mich gleich anfangs beklagen, daß der Herr Doctor Walch mich lieber aus Goezen, als aus mir ſelber verſtehen wollen.

So iſt deñ Goezens Sache nothwendig die Sache der Kirche? und weñ ſie es iſt; iſt deñ nicht wenigſtens dieſe Sache von dieſem Anwalte zu unterſcheiden?

Zweiter.

Goeze hatte behauptet, daß es ſchlechterdings keine chriſtliche Religion geben könne, weñ die Bibel nicht wäre; weñ die Bibel nicht vollkommen das wäre, wofür ſie nur der Lutheraner hält. Ich ſeze dieſem ſchneidenden Saze andere vielleicht (dieſes vielleicht ſoll mir aber durchaus nichts vergeben) eben ſo ſchneidende Säze entgegen: und mir will man nichts zu gute halten; ihm alles?

Bei der unchriſtlichen Anſtößigkeit ſeines allgemeinen Sazes, auf den er zum offenbaren Nachtheile des geſamten Chriſtentums, zum blos anſcheinenden Vortheile ſeiner Partei, ſo trozig und unwiſſend beſteht, ſoll ihm ſtillſchweigend doch Recht gegeben werden? Bei der geringſten Einſchränkung, die ich hingegen von ſeinem allgemeinen Saze mache, ſoll und muß ich nicht einſchränken, ſondern völlig aufheben wollen?

Weil ich behaupte, daß die erſten Chriſten ihre Glaubenslehren nicht aus den Schriften des neuen Teſtaments geſchöpft haben; ſondern aus einer frühern Quelle, aus welcher ſelbſt dieſe Schriften und ihre, weñ ich das Wort wagen darf, Kanonicität, gefloſſen: ſoll ich behaupten, daß die Schriften des neuen Teſtaments gar nichts nuzen? daß die erſten Chriſten ſie gar nicht gekañt, gar nicht gebraucht haben?

Ich hätte geglaubt, ſo könne nur Goeze ſchlieſſen, dem es nun einmal zur Natur geworden, einer jeden Behauptung, die nicht in ſeinen Kram taugt, die allerliebloſeſte Ausdehnung zu geben?

Ich hätte geglaubt, ſo könne nur ein Homilet ſchließen, dem es erlaubt iſt, von dem Unterſchiede zwiſchen Regula Fidei und Regula Disciplinae nie etwas gehört zu haben.

Allerdings! ſo kañ auch nur er ſchließen! Und weñ Euer Hochwürden nicht viel anders zu ſchließen ſcheinen: ſo geſchieht es doch blos auf ſeine Rechnung. Blos weil Herr Doctor Walch die Gutherzigkeit gehabt, ſich dem Hauptpaſtor ſurrogiren zu laſſen, muß er mich ja wohl in eben dem Geſichtspunkt faſſen, in welchem mich dieſer genommen. Ich muß ein förmlicher Bibliomachus ſein: oder was für ein Buch kañ er deñ gegen mich ſchreiben? Wenigſtens hätte er das nicht gegen mich ſchreiben können.

Zwar wollen Euer Hochwürden es auch eigentlich gegen mich nicht geſchrieben haben; noch weniger gegen den Herr Doctor Semler. Wie kañ ich auch? fragen Sie; „da keiner von beiden bis „jezt die Gründe angegeben, die beantwortet wer„den köñten.“

Was Herr Doctor Semler zu dieſer Erklärung ſagen wird, weiß ich nicht. So viel weiß ich nur: daß ich ſein Intereſſe von dem meinigen nicht früh genug abſondern kañ. Deñ weñ ich mit ihm auch jezt auf einem Wege zu wandeln ſcheine, ſo wollen wir beide doch gewiß nicht nach einem Orte.

Zudem hat mich unlängſt Herr Doctor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie ſtudiret, jezt aber feſtere Wiſſenſchaften treiben ſoll, (vermuthlich handfeſtere) nach Berlin in's Tollhaus bringen laſſen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weiſe mit ihm zu thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf ſeine Seite, dächt' ich, ſpräch' ich ſo wie er: würde es

nicht ſcheinen, als ob ich wünſchte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rükkehr meiner Vernunft halten, und ſonach Befehl ſtellen möchte, daß man mich aus dem Tollhauſe nur wieder entlaſſen könte! Gleichwohl befinde ich mich in dem Tollhauſe, in welches mich geweſene oder noch ſein wollende Theologen bringen, ſo wohl! ſo wohl!

Oder wollte ich nun gar anderer Meinung mit ihm ſein; nur im Geringſten mit ihm anbinden: — Gott ſei bei uns! — er ließe mich vollends an Ketten legen!

Ohne alſo auch für den Herrn Doctor Semler mit zugleich antworten zu wollen, muß ich Euer Hochwürden bekennen, daß ich Ihre kritiſche Unterſuchung ꝛc. um ſo mehr gegen mich geſchrieben zu ſein glauben muß, je ſonderbarer die Urſache iſt, warum ſie es nicht ſein ſoll. —

Weñ ich geſagt habe, daß die erſten Chriſten das neue Teſtament nicht für ihre Regula Fidei erkañt: habe ich deñ das Nämliche auch von der Regula Disciplinae geſagt? Von dieſer iſt ja gar nicht die Rede geweſen. Auf dieſe hat man mich ja gar noch nicht kommen laſſen.

Und nun urtheilen Euer Hochwürden ſelbſt, wie nahe es mir gehen muß, weñ ich finde, daß ich gleichwohl in Ihrer Schrift unter einem Schwalle von Stellen erliegen ſoll, die alle nur erweiſen, daß die erſten Chriſten das neue Teſtament blos für Regula Disciplinae gehalten haben.

Ich ſage, alle; alle, ſage ich, alle! Da iſt auch nicht eine einzige, die das neue Teſtament als die Quelle empfehle, aus welcher der Glaube fließe, den die erſten Chriſten in der Taufe angelobten, und von dem ſie die Überzeugung, kraft

dieſer aufrichtigen Angelobung, durch die Taufe erhielten.

Es iſt wahr, Euer Hochwürden haben einen ganzen Paragraph, welcher verſichert, [1]) „daß „die heilige Schrift die Erkeñtnißquelle der chriſt„lichen Religionslehren ſei“; und dieſer Paragraph iſt mit Zeugniſſen aus dem Ignatius, Juſtinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celſus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanaſius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johañ Chryſoſtomus, Hieronymus, Pelagius, Auguſtinus, Theodoretus belegt.

Weñ ein einziges von dieſen Zeugniſſen ſchlechterdings wider mich iſt, was für ein Großſprecher, oder was für ein Leſer muß ich ſein, der ich mich gerühmt habe, meinen Saz: „daß die „Grundlehren unſers Glaubens nicht aus der „Schrift gezogen ſind, ſo deutlich ſie auch immer „darin enthalten ſein mögen, und daß die „Schrift folglich der einzige Grund derſelben nicht „iſt,“ aus eigner, ſorgfältiger, mehrmaliger Leſung der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte zu haben!

Aber ich bin weder Großſprecher, noch unachtſamer Leſer, und alle jene Zeugniſſe, insgeſamt und ſonders, beweiſen gegen mich ſo viel als nichts. Deñ entweder ſprechen ſie nicht von den Schriften des neuen Teſtaments, oder unter die Keñtniſſe, deren Quelle dieſe ſein ſollen, gehöret die Keñtniß der eigentlichen Glaubensartikel offenbar nicht; welches nicht ſowohl aus den einzeln angeführten Stellen, als vielmehr aus dem Geiſte

1) Kritiſche Unterſuchung, S. 168.

der ganzen Werke, aus welchen ſie genommen ſind, erhellen muß.

Erlauben mir Euer Hochwürden, ſie durchzulaufen; und das, was ſie eigentlich ſagen, mit dem, was ſie ſagen müßten, weñ ſie mich widerlegen ſollten, kurz und gut zuſammenzuhalten.

1.

Zuvörderſt fertige ich alſo den Ignatius, Juſtinus und Theophilus mit einer und ebenderſelben Antwort ab. 1) Sie reden alle drei blos und namentlich von den Propheten des alten Teſtaments, und nicht von Schriften des neuen, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, weñ man behauptet, daß die Grundlehren unſers Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Das die Propheten von den erſten Chriſten fleiſſig, und vielleicht nur zu fleiſſig geleſen worden, wie habe ich das läugnen können oder wollen? Aus den Propheten freilich koñten es die erſten Chriſten einzig und allein lernen, daß Chriſtus der Meſſias ſei; das iſt, derjenige Verheiſſene, welcher dem Geſeze Moſis ein Ende machen, und der Welt eine allgemeinere Religion dafür ſchenken ſollte. Aber weñ ſie in den Propheten den Stifter der neuen Religion erkañten, erkañten ſie deñ auch darin die Grundlehren dieſer neuen Religion? Oder weñ ſie aus den Propheten ſich würdigere, erhabenere Vorſtellungen von Gott zu machen lernten, als ihnen ihre ehemaligen heidniſchen Religionen beizubringen im Stande waren; ſind deñ dergleichen

1) Kritiſche Unterſuchung, S. 32. §. III. 1. und S. 34. §. V. 3. 5. und S. 40. §. VIII. 1. 2. 3.

Vorſtellungen das eigentliche ganze Chriſtentum? Von dieſem, ſo wie es in dem apoſtoliſchen oder jedem andren orthodoxen Glaubensbekeñtniſſe der erſten Jahrhunderte enthalten iſt, iſt ja nur allein die Frage. Von dieſem behaupte ich ja nur allein, daß es aus der Bibel urſprünglich unmöglich könne gezogen ſein; am wenigſten aber aus dem neuen Teſtamente. — Ich will nicht hoffen, daß man mich hier zu Schöttgen verweiſen wird, welcher im Sohar und andern midraſchiſchen Büchern die deutlichſten Spuren von allen chriſtlichen Glaubensartikeln will gefunden haben. Deñ weñ das wahr iſt, was ich nicht beurtheilen kañ: ſo waren die Verfaſſer beſagter Bücher zuverläßig keine eigentliche Juden, ſondern es waren Judenchriſten, es waren Nazarener oder Ebioniten, welche ihre chriſtlichen Ideen in die Propheten hineintrugen, aber nicht aus ihnen herholten.

Gegen das Zeugniß des Ignatius insbeſondere hätte ich noch dieſes zu erinnern, daß die Worte deſſelben äuſſerſt verſtümmelt und verfälſcht ſind, und daß das, was Euer Hochwürden und Herr Doctor Leß [1]) jezt darin zu finden glauben, urſprünglich unmöglich an dieſer Stelle geſtanden haben kañ. Wie Ignatius eigentlich geſchrieben, glaube ich aus dem 30 Kapitel des zweiten Buchs der apoſtoliſchen Conſtitutionen zuverläßig errathen zu haben. Es iſt von keinem Evangelio, von keinem Apoſtel, von keinem Propheten, als Büchern und Schriftſtellern, die Rede. Anſtatt Ευαγγελιῳ muß Επισκοπῳ geleſen werden; und Ignatius will die Philadelpher durch ſein Exempel blos lehren, wie hoch ſie ihren Biſchof, ihre Presbyteros und ihre Diakonos verehren ſollen: den Biſchof als den

1) Wahrheit der chriſtlichen Religion. Vierte Auflage, Seite 44.

Körper Chriſti, die geſammelten Presbyteros als die Apoſtel, und die Diakonos als die Propheten. Kurz, ich bin des feſten Glaubens, daß die ganze Stelle ungefähr ſo geheiſſen: Προσφυγων τῳ Επισκοπῳ, ὡς σαρκι Ιησȣ Χριςȣ· και τοις πρεσβυτεροις εκκλησιας, ὡς Αποςολοις· και τȣς Διακονȣς δε αγαπω, ὡς προφητας Χριςον καταγγειλαντας και τȣ αυτȣ πνευματος μετασχοντας, οὑ και οἱ Αποςολοι; und nur ſo entſtehet ein Siñ, wie er des Ignatius und ſeines Zeitalters würdig iſt. Ich will mich hier bei den einzelnen Beweiſen aller meiner Veränderungen und Einſchaltungen nicht aufhalten. Genug, daß Euer Hochwürden ſie größtentheils aus dem angeführten Kapitel der apoſtoliſchen Conſtitutionen leicht errathen werden; beſonders, weñ Sie in dem Briefe an die Smyrnäer den achten Paragraph damit vergleichen wollen, den ich für die vollkommenſte und entſcheidendſte Parallelſtelle halte. Für meine weitere Ausführung [1]) iſt bereits ein anderer Ort beſtimt; und ich hoffe, daß mir jeder Beifall geben ſoll, der die Sache ohne Vorurtheile überlegen will, und nicht befürchten darf, ich weiß nicht, welchen Hauptbeweis für die Authentie des neuen Teſtaments dadurch zu verlieren.

2.

Ich komme von den drei apoſtoliſchen Männern zu einem ihnen ſehr ungleichen Mañ; zum Celſus. [2]) Wie? auch der ſoll es gewußt haben, daß die Chriſten die heilige Schrift für die Erkeñtnißquelle ihrer Religion hielten? Kaum beweiſen die Stellen, welche Euer Hochwürden aus ſeinen Frag-

1) Siehe N. 10.

2) Kritiſche Unterſuchung, S. 41.

menten anführen, daß er die Schriften des neuen Teſtaments nur gekañt hat. Deñ namentlich führt er keine derſelben an; und Origenes, bei verſchiedenen auffallenden Beweiſen von der Unwiſſenheit ſeines Gegners in den allerbekañteſten evangeliſchen Nachrichten, zweifelt ja ſelbſt, ob er die Evangelia geleſen habe. Was er daraus zu haben ſcheint, koñte er aus hundert andern Büchern haben. Weñ er ſie aber auch geleſen, die Evangelia: was beweiſet das wider mich? Sind ſie deßwegen für alle und jede zu leſen geweſen? Haben die Chriſten ſeiner Zeit kein Geheimniß daraus machen können? Weñ der ſpätere Hierokles in ſeiner Schrift gegen die Chriſten ſo viele und ſo geheime Dinge beibrachte, ut aliquando ex eadem disciplina fuisse videatur; und Lactanz [1]) ihn in dieſem Falle den ruchloſeſten Verräther neñt: was ſezet Lactanz gleichwohl noch hinzu? Nisi forte casu in manus ejus divinae literae inciderant. Hatte den Celſus nicht ein ähnlicher Zufall begünſtigen können, aus dem entweder ſein Vorſaz, wider die Chriſten zu ſchreiben, entſprang, oder den er um ſo viel begieriger ergrif, weil er dieſen Vorſaz ſchon hatte. Auf alle Weiſe iſt aus den Worten des Lactanz unwiderſprechlich, daß Schriften, zu deren Beſitz Hierokles oder Celſus nur als Chriſten hätten gelangen können, weñ ſie ihnen nicht etwa durch einen beſondern Zufall in die Hände gekommen wären, daß ſolche Schriften unmöglich ſehr gemein ſein koñten. Doch ſehr gemein oder nicht ſehr gemein: Celſus ſoll ſie gehabt haben; Celſus ſoll gewußt haben, daß ſie die Quellen chriſtlicher Keñtniſſe ſind. Aber welcher Keñtniſſe? doch wohl nur der hiſtoriſchen und nicht der dogmatiſchen? Daß ſich die Chriſten wegen der Begegniſſe und Thaten ihres Meiſters auf die Evan-

1) Instit. L. 5. c. 2. p. 581. edit. Bünem.

gelia beriefen: ſei dem Celſus immerhin bekañt geweſen. Genug ihm war unbekañt, daß ſie auch wegen der Lehren, die nicht unmittelbar aus ſeinen Thaten folgen, ſich auf die nämlichen Evangelia, oder auf irgend eine jezige Schrift des neuen Teſtaments zu berufen gewohnt geweſen. Und das iſt daher unwiderſprechlich, weil er gerade ganz andre Schriften namhaft macht, weñ er den Chriſten ihre geheimen Lehrſäze vorrükt. Das himliſche Geſpräch zum Exempel. Würde Celſus die Chriſten wohl aus einer ſolchen gnoſtiſchen Armſeligkeit haben überweiſen wollen, weñ er die eigentlichen Quellen ihres Lehrbegrifs gekañt hätte? Wer unſre ſymboliſchen Bücher keñt, wird der einen Einwurf gegen das Luthertum aus einem herrenhutiſchen Katechismus hernehmen?

3.

Den Irenäus anbelangend, kañ ich mich, wegen der Hauptſtelle aus ihm, auf meine erſte Folge der nöthigen Antwort ꝛc. beziehen, von der es mir leid ſein ſollte, weñ ſie Euer Hochwürden nicht zu Geſicht gekommen wäre. Es iſt die nämliche Stelle, die ſogar Goezen bekañt war; und wem iſt ſie's nicht? Aber um ſo mehr ſteht zu verwundern, daß Männern entwiſcht, was jeder Knabe ſehen muß, der conſtruiren kañ. Die Worte des Irenäus ſind: Non enim per alios dispoſitionem noſtrae ſalutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, poſtea vero per Dei voluntatem in Scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei noſtrae futurum. Dieſe Worte ſollen ſagen, daß die Schriften der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden? Ge-

wiß nicht! Es müßte ſodañ ſchlechterdings *futuris* anſtatt *futurum*, und da der Syntax, *fundamentum et columnam futuris* zu ſein, nicht wohl erlauben würde: ſo müßte die Veränderung ſich noch weiter erſtreken, und es wenigſtens heiſſen, *fundamento et columnae futuris*; weñ Irenäus nicht lieber eine ganz andre Wendung gewählt hätte, falls er das hätte ſagen wollen, was man mit einer lutheriſchen Brille ſo offenbar darin entdeken will. Futurum beziehet ſich auf Evangelium; und daß dieſes ſowohl praeconatum, als ſcripturis traditum, der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden, iſt der eigentliche Siñ des Irenäus. Was brauche ich mich bei den übrigen Stellen aus ihm aufzuhalten? Wer behaupten darf, daß Irenäus die Schrift unabhängig von der Tradition gemacht; daß er der Meinung geweſen, ſo bald die Schriften der Apoſtel vorhanden waren, ſei es gar nicht mehr darauf angekommen, was die Apoſtel mündlich gelehrt; daß er nicht dafür gehalten, nur der mündliche Vortrag der Apoſtel, ſo wie er in der Regula Fidei zuſammengezogen und aufbehalten worden, ſei der wahre Grund unſeres Glaubens, ſei der unentbehrliche Schlüſſel zu den Schriften der Apoſtel: wer, ſage ich, das behaupten darf, der hat den Irenäus nie im Zuſammenhange geleſen; der kañ ſich kaum die Mühe genommen haben, auch nur die Ökonomie ſeiner fünf Bücher contra Haereſes mit einem flüchtigen Blike zu überſehen. Deñ wie iſt ſein Gang in dieſen Büchern? Nachdem er die abgeſchmakten, ſchändlichen Lehren der Gnoſtiker an den Tag gebracht und ſie vorläufig aus ihrer eigenen Ungereimtheit und mit Vernunftſchlüſſen beſtritten: (everſis, qui irreligioſas adinvenerunt ſententias, aliquid quidem ex propria unius cujusque illorum doctrina, quam in ſuis conſcriptis reliquerunt; aliquid autem ex ratione, univer-

sis ostensionibus procedente) läßt er nicht ſein Erſtes ſein, ſie manifestato praeconio Ecclesiae zu widerlegen? Und was iſt dieſes Praeconium Ecclesiae anders als die Regula Fidei? oder wie ſie Irenäus lieber nennen wollen, die Regula Veritatis, der κανων της αληθειας, den er allen Widerlegungen aus der Schrift vorausſchikt, nach welchem er allein ausdrüklich prüfen zu müßen verſichert, ob eine Schriftſtelle für oder wider die Kezer gelten könne. Durchaus erſt Traditio und dañ Ostensio ex Scripturis. — Wäre es nicht gut, weñ man auch ein wenig auf den Geiſt des ganzen Buchs ſähe, aus dem man einzelne Stellen anführt, und dieſe nach jenem vorher prüfte, ob ſie das auch ſagen köñten, was ſie nach den ausgehobenen Worten freilich oft wahrſcheinlich genug zu ſagen ſcheinen?

Ich will aber dieſe Erinnerung blos in Rükſicht auf den Herrn Hauptpaſtor Goeze gemacht haben. An das ſorgloſe Nachſprechen, welches ich dieſem mit ſo völliger Zuverſicht auf den Kopf zuſagen darf, iſt bei Euer Hochwürden gar nicht zu denken. Mit Euer Hochwürden iſt es hier gar etwas anders. Sie mußten nothwendig dieſe Stelle des Irenäus hier ſo beibringen, wie ſie die Proteſtanten gemeiniglich zu nehmen pflegen, weñ man ihrer Sam̃lung ähnlicher Stellen nicht einen ſehr weſentlichen Mangel vorwerfen ſollte. Ich bin weit entfernt, mich in einem Studio, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, deſſen Stand und Pflicht es mit ſich gebracht, den größten Theil ſeiner Zeit und ſeines Fleiſſes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, weñ mir ein ſolcher Mañ nur zugeſteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere, und keine feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion thu, welches mir jener Schreier ſo hämiſch Schuld gibt.

Ich hoffe, daß mich Euer Hochwürden ſogar von aller Untergrabung der proteſtantiſchen Kirche, und namentlich der lutheriſchen, loszählen ſollen, weñ ich hinzuſeze, daß jene Regula Veritatis des Irenäus, von der ich behaupte, daß ſie das nicht aus der Schrift gezogene, ſondern der Schrift als Grundfeſte unterzogene Glaubensbekeñtniß ſei, mir nun auch einzig und allein das iſt, was er unter apoſtoliſcher Tradition verſteht. Die katholiſchen Schriftſteller, die mehr darunter begreifen wollen, können aus ihm wenigſtens keinen Beweis führen; und hieraus allein können ſchon Euer Hochwürden abnehmen, wie weit ich noch von allem Pabſttum entfernt bin, und wie wenig ich blos den alten Streit über Tradition und Schrift zu erneuern gedenke. Nur kañ ich unmöglich vorſezlich taub ſein, weñ mir das ganze Altertum einmüthig zuruft, daß unſre Reformatores, unter dem ihnen ſo verhaßten Namen Tradition, viel zu viel weggeworfen haben. Sie hätten ſchlechterdings wenigſtens dem, was Irenäus darunter verſteht, das nämliche göttliche Anſehen laſſen müßen, was ſie ſo ausſchließungsweiſe der Schrift beizulegen für gut fanden.

Wenigſtens bin ich gewiß verſichert, weñ Euer Hochwürden dieſen ächten, älteſten Siñ des Worts Tradition bei dem Irenäus erkañt hätten; daß Sie eine Stelle deſſelben minder anſtößig würden überſezt haben. Nach Ihnen ſoll Irenäus unter andern auch ſagen: „Weñ die Apoſtel keine Schriften hinterlaſſen hätten, dañ müßte man dem mündlichen Unterricht folgen, welchen ſie denjenigen ertheilt, die ſie zu Vorſtehern der Kirche verordnet.“ — Nur alsdañ? Es thut mir leid, daß, weñ ein ſtrenger Katholik dieſes für parteiiſche Entkräftung, wo nicht gar für eigentliche

Verfälſchung erklärte, ich eigentlich nicht wüßte, was ich darauf antworten ſollte. Nur alsdañ? Alſo, da nun aber die Apoſtel Schriften hinterlaſſen, iſt es gar nicht mehr nöthig, ſich um die Tradition zu bekümmern? Und das wäre die wahre Meinung des Irenäus? Nimmermehr; und Euer Hochwürden hätten ihm ſchlechterdings ſeine Frage hier laſſen müßen. Quid autem, si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis? Deñ nur aus der Frage erhellet, daß Irenäus den Nuzen der Tradition, den man in dem angenommenen Falle doch wohl für ganz unwiderſprechlich erkennen müßte, auch auſſer dieſem Falle erkeñt. Bleibt hingegen die Frage weg: ſo ſcheint dieſes ſo nicht, welches im Zuſammenhange mit dem, was vorhergeht, noch merklicher auffällt. Deñ kurz, aus dem Vorhergehenden iſt klar, daß Irenäus ſchlechterdings von keiner Trennung der Tradition und Schrift weiß; ſondern ihm vielmehr die Schrift ſo gut als keine Schrift iſt, weñ ſie nicht nach der Tradition verſtanden wird. Und was iſt darin auch anſtößiges für einen Lutheraner; ſobald wir wiſſen, daß er unter Tradition nichts anderes verſteht, als das Glaubensbekeñtniß, von welchem wir ja ſelbſt drei verſchiedene Formeln unſern ſymboliſchen Büchern vorgeſezt haben?

Auch ſchiebe ich wahrlich dem Irenäus keinen beſſern Siñ unter, als er hat. Deñ eben das, was er Regulam Veritatis neñt, neñt er an andern Stellen Veritatis Traditionem oder veterem Traditionem, mit unmittelbarer Beifügung des Glaubensbekeñtniſſes ſelbſt, welches alle falſche Deutung unmöglich macht. Und wie hätte auch das Glaubensbekeñtniß in der erſten Kirche überhaupt anders heiſſen können als Tradition, da es gar nicht aufgeſchrieben werden durfte, ſondern von den Com-

petenten blos auswendig gelernt, blos aus öfterem mündlichen Vorſagen auswendig gelernt werden mußte? So ward es noch zu den Zeiten des Auguſtinus in der Kirche damit gehalten; und was könte uns verleiten, zu argwohnen, daß es jemals anders damit gehalten worden? Die Reden, die Auguſtinus bei Ablegung des Glaubensbekentniſſes zu mehrmalen gehalten, heiſſen alle: Sermones in Traditione Symboli, und in einer derſelben [1]) ſind die Worte ſo ausdrüklich als möglich. Nec ut eadem verba Symboli teneatis, ſagt er zu den Täuflingen, ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere, nec cum didiceritis, scribere; sed memoria semper tenere atque recolere; ſo wie bald darauf: audiendo Symbolum discitur, nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur. Und Irenäus, der die nämlichen Worte braucht, ſollte nicht die nämliche Sache meinen, wen er von den gläubigen barbariſchen Völkern, welche die Schriften der Apoſtel nicht leſen können, ſagt, daß ſie sine charta et atramento scriptam habent per spiritum in cordibus suis salutem? Er ſollte etwas anderes damit meinen, als das auswendig gelernte Glaubensbekentniß, welches der heilige Geiſt in ihren Herzen mit ſeiner Kraft begleite, und als hinlänglich zu ihrer Seligkeit verſigle?

4.

Aus dem Clemens Alexandrinus ſind es nicht weniger als fünf Stellen, welche die Bibel als die Quelle der chriſtlichen Religion zeigen ſollen. Da ich mich, wie begreiflich, nicht eher darüber zu erklären anfange, als bis ich alle fünfe in Erwägung gezogen: ſo kan ich mich kaum ent-

1) Sermone CCXII. T. 5. edit. Bened. p. 653.

halten, mich im voraus zu beklagen, welch ſonderbares Unglük entweder ich, oder Euer Hochwürden mit dieſem Clemens haben. Deñ wenigſtens drei von dieſen fünf Stellen finde ich in meinen Collectaneen als ſolche angemerkt, die meine Meinung von dem Gebrauche, den die damaligen Chriſten von der heiligen Schrift zu machen pflegten, am kräftigſten beſtärken. Sollten die Stellen ſelbſt eines ſo zweideutigen Lichts fähig ſein? Wir wollen ſehen.

1) Wegen der Stelle aus dem Pädagogen ſind mir Euer Hochwürden bereits ſelbſt mit der Antwort zuvorgekommen. Der Pädagog zeigt, „wie „die Kinder aus der heiligen Schrift des alten und „neuen Teſtaments in der Moral zu unterrich„ten.“ Daß dieſes ſehr wohl geſchehen könne, beſonders weñ der Pädagog den Kindern die Bibel nicht ſelbſt in die Hände gibt, ſondern ihnen das blos ſtellenweiſe beibringt, was ihren Einſichten und Umſtänden angemeſſen iſt: wer wird das in Zweifel ziehen? Aber Moral iſt nicht dieſe und jene Religion, iſt die Grundlage aller Religionen; und Clemens, durch häufige Anführungen aus heidniſchen Schriftſtellern, welche die nämlichen Vorſchriften enthalten, geſtehet genugſam ein, daß, moraliſch gut zu leben, es eben keiner Offenbarung bedurft hätte. Und weñ auch ſchon der chriſtliche Pädagog bei bloßer Moral der Vernunft nicht ſtehen bleibt, ſondern auch eine höhere chriſtliche Moral lehrt: ſo iſt doch auch ſelbſt die chriſtliche Moral nicht die chriſtliche Religion. Von dieſer will ich wiſſen, wo der Pädagog die erſten Grundlehren aus der Bibel beibringt? Nirgends, nirgends. Tugendlehren, Sittenſprüche, nicht Dicta probantia der eigentlichen Glaubensartikel zog er für ſeine Jugend aus der Bibel; und war ſonach das völlige Widerſpiel von unſern lutheriſchen Schul-

meiſtern. Deñ was dieſe faſt nur thun, that er gar nicht; weil er wußte, daß er damit entweder zu früh oder zu ſpät komme: zu früh, weñ ſeine Untergebenen noch nicht getauft waren; zu ſpät, weñ ſie es bereits waren. In jenem Falle ſollten ſie noch nichts von den eigentlichen Glaubenslehren des Chriſtentums wiſſen; in dieſem hatten ſie nichts mehr davon zu lernen. Die Taufe, die Taufe war der entſcheidende Augenblik, in welchem die Competenten alles erfuhren. Was ſie da erfuhren, war der vollſtändige chriſtliche Glaube: die eigentliche chriſtliche Religion, in ſofern in jeder geoffenbarten Religion das allein das Weſen derſelben ausmacht, was mit der Vernunft nicht zu erreichen ſteht, weil es entweder über die Vernunft, oder blos poſitiv, blos willkürlich iſt. Ich bitte, hierüber das ſechſte Kapitel im erſten Buche des P ä d a g o g e n nachzuleſen. Deñ ich ſelbſt möchte mich nicht gern aus der Nachbarſchaft der vorigen Stelle bringen laſſen, in welcher eine andere Stelle vorkomt, aus welcher ich mit zuerſt meine Theſin abſtrahirt habe. Weñ deñ nun aber, läßt ſich Clemens oder der Pädagog gleichſam fragen, [1]) für Kinder und für den gemeinen Chriſten, der immer Kind bleiben ſoll, aus der Bibel weiter nichts zu nehmen iſt, als moraliſche Lehren und Sprüche, durch welche das Laſter gleichſam mit der Wurzel ausgeriſſen wird; die Bibel gleichwohl noch ſo viel andere Dinge enthält, und doch die g a n z e Bibel von dem heiligen Geiſte eingegeben iſt: für wen iſt deñ alles das übrige? Hierauf antwortet Clemens: für προσωπα εκλεκτα, f ü r a u s e r l e ſ e n e P e r ſ o n e n. Und wer ſind ihm dieſe auserleſene Perſonen? Theils die Perſonen geiſtlichen Standes: Biſchöfe, Pres-

1) L. 3. c. 12. pag. 309. edit. Potteri.

byteri, Diakoni, Witwen; theils ſeine Gnoſtiker: das iſt, diejenigen Chriſten, welche Zeit und Kräfte haben, in diejenigen Tiefen des Glaubens zu dringen, welche der heilige Geiſt blos durch Änigmata und Parabeln in der Schrift anzudeuten für gut befunden hat. Das, das liegt offenbar in folgender Stelle, die unmitelbar auf eine kurze Zuſammenfaſſung aller vernunftmäßigen Tugendlehren folgt, die in den Schriften der Apoſtel enthalten ſind! Ολιγα ταυτα εκ πολλων, δειγματος χαριν, απ᾽ αυτων διεξελθων των θειων γραφων ὁ Παιδαγωγος, τοις αυτου παρατιθεται παισιν, δι᾽ ὡν, ὡς επος ειπειν, αρδην εκκοπτεται κακια, και περιγραφεται αδικια. Μυριαι δε ὁσαι ὑποθηκαι, εις προσωπα ελεκτα διατεινουσαι, εγγεγραφεται ταις βιβλοις ταις ἁγιαις· αἱ μεν πρεσβυτεροις, αἱ δε επισκοποις· αἱ δε διακονοις· αλλαι χηραις· περι ὡν αλλος αν ειη λεγειν καιρος· πολλα δε και δι᾽ αινιγματων· πολλα δε και δια παραβολων τοις εντυγχανουσιν εξεστιν ωφελεισθαι. Ich darf nicht vermuthen, daß mir Euer Hochwürden hier einwerfen köñten, daß Clemens unter den auserleſenen Perſonen auch der Witwen gedenke. Deñ Euer Hochwürden wiſſen zu wohl, daß unter dieſer Benennung die Diakoniſſä verſtanden werden, die zu den Zeiten des Clemens noch einzig und allein aus dem Stande der Witwen genommen wurden. Wohl aber werde ich zu einer andern Zeit auf dieſe Bemerkung zurükkommen, weñ ich zeigen werde, daß alle die Bibelleſerinen, die in der *kritiſchen Unterſuchung* eine ſo anſehnliche Rolle ſpielen, zu den Laien, unter die ſie daſelbſt geſezt worden, nicht gehören, ſondern vermuthlich insgeſamt Diakoniſſä geweſen.

2) Jezt will ich nur zu der zweiten Stelle des Clemens, die zu der Klaſſe derjenigen Stellen gehört, die ich für dieſesmal durchlaufen zu müßen,

um Erlaubniß gebeten habe. Das Quid pro quo, das Euer Hochwürden mit dieſer widerfahren, kañ ich mir nur auf eine einzige Art erklären. Dadurch nämlich, daß Sie dieſe Stelle nicht ſelbſt nachgeſehen, ſondern nur bei einem von denjenigen Männern gefunden haben, die Sie S. 20 und 21 ſo ſehr empfehlen. Aber nur erſt das Quid pro quo ſelbſt: und ſodañ noch ein Wort von dem Gebrauche dieſer Männer. Die Stelle iſt aus dem Anfange des erſten Buches der Stromatum, wo Clemens überhaupt von der Schriftſtellerei handelt. Nach verſchiedenen allgemeinen Betrachtungen, ob man überhaupt ſchreiben müße, wer ſchreiben müße, aus was für Urſachen man ſchreiben müße, deren einige verloren gegangen; köm̃t es endlich darauf hinaus, daß Schriften noch immer einen dopelten unſtreitigen Nuzen haben: einen für den Schriftſteller, und den andern für den Leſer. Der Schriftſteller, ſo wenig er ſich auch bemühet, künſtlich und zierlich zu ſchreiben, hat doch immer den Nuzen, daß das Aufſchreiben ſeinem Gedächtniſſe zu ſtatten köm̃t, und ein untrügliches φαρμακον ληθης iſt. Dem Leſer hingegen ſind Schriften um ſo viel vortheilhafter, je unwiſſender er ſelbſt iſt. Selbſt einer, der in ſeiner Erziehung und in ſeinem erſten Unterrichte ganz verſäumt worden, ὁταν απημβλυται κακῃ τροφῃ τε και διδασκαλιᾳ το της ψυχης ομμα, braucht, weñ er dieſe Verſäumniß wieder einbringen will, nur zu demjenigen Lichte ſeine Zuflucht zu nehmen, das einem jeden bei der Hand iſt, einem jeden gleichſam eigentümlich zugehört, προς το οικειον φως βαδιζετω, braucht nur denjenigen Wahrheitslehrer aufzuſuchen der ſchriftlich ihm auch das Ungeſchriebene erklärt, επι την αληθειαν, την εγγραφως τα αγραφα δηλȣσαν, das iſt, braucht nur zu leſen. Dieſes Lob der Lectü-

re insgemein, iſt eine ſo feine und richtige Bemerkung, als nicht viele von einem Kirchenvater zu erwarten geneigt ſein möchten. Aber, bei Gott, ſo iſt es! Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern ſteht, der hat die Bücher nicht halb genuzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verſtehen und beurtheilen lernt, was ſie nicht enthalten; weſſen Verſtand die Bücher nicht überhaupt ſchärfen und aufklären, der wäre ſchwerlich viel ſchlimmer daran, weñ er auch gar keine Bücher geleſen hätte. „Die Schrift „(fährt Clemens bald darauf fort) entzündet je„den Funken der Seele, und gewöhnt das innere „Auge zur Beſchauung. Vielleicht daß ſie, wie ein „pfropfender Landmañ, auch etwas hineinlegt; „aber ganz gewiß erwekt ſie doch das, was darin „iſt.“ Daß Clemens hier auf die platoniſche Entwikelung zielt, brauche ich nicht zu erinnern. Aber weñ deñ nun auch dieſes allgemeine Lob des Bücherleſens die heiligen Bücher nothwendig mit treffen muß: was für Urſachen haben Euer Hochwürden gehabt, uns die Stelle ſo zu überſezen, als ob ſie von dieſen nur allein handle? Heißt deñ γραφη immer nur die heilige Schrift? Oder ſoll das etwas entſcheiden, daß Potter das Wort mit einem großen Anfangsbuchſtaben drufen laſſen? Und nun vollends εγγραφως und αγραφα nicht für geſchrieben und ungeſchrieben überhaupt, ſondern in dem beſondern Sinne, in welchem beides erſt um das nicäiſche Concilium gebräuchlich ward! Doch weg mit allen den Wortkriteleien! Die Verfälſchung, in welcher uns gleich darauf eine Thatſache gezeigt wird, verdient eine ſchärfere Rügung. — Clemens will nun auch anzeigen, was er deñ eigentlich in ſeinem vorhabenden Werke aufzeichnen wolle. Und da gedenkt er deñ verſchiedener apoſtoliſcher Männer, die

er in ſeiner Jugend zu hören gewürdiget worden, deren Reden er gern niederſchreiben möchte, damit ſie ihm in ſeinem Alter nicht einmal entfielen. Von einem insbeſondere ſagt er, „daß er, wie eine „Biene in Sicilien, auf der prophetiſchen und apo„ſtoliſchen Flur Blumen gebrochen;“ und von allen insgeſamt ſagt er, „daß ſie, die wahren Über„lieferungen der ſeligen Lehre unmittelbar vom „Petrus, Jakobus, Johannes und Paulus erhal„ten gehabt, und durch Gottes Gnade, bis auf „ſeine Zeit leben müßen, damit auch er jenes ur„alten, apoſtoliſchen Samens durch ſie theilhaftig „werden können.“ Es iſt merkwürdig, daß das, was Clemens von jenem einzelen ſagt, Euſebius in ſeiner Anführung der ganzen Stelle völlig wegzulaſſen für gut befunden. Ein alter unverdächtiger Lehrer, der auf der prophetiſchen und apoſtoliſchen Flur nur Blumen gebrochen, iſt freilich kein Mañ, der uns einen hohen Begrif von der homogenen Göttlichkeit der heiligen Schrift machen kañ. Doch hätte nun wohl eben Euſebius kein ſpizes Maul machen dürfen, der uns an einer andern Stelle ſo etwas, auf eine noch anſtößigere Art, ſchon vom Papias erzählt hat. Weñ man auch nur die Worte ein klein wenig anders ſchraubt, was wäre deñ darin, was nicht vollkommen lutheriſch klänge? Euer Hochwürden überſezen ja ganz ohne Anſtoß, wie folget: „Wer die Blumen auf den prophetiſchen „und apoſtoliſchen Wieſen benuzt, gleich „einer Biene in Sicilien, der pflanzet einen „vortreflichen Vorrath von Erkeñtniß in die See„len derer, welche ihn hören. Solche Lehrer „bleiben bei der wahren Überlieferung „der ſeligen Lehre, welche ſie von Pe„tro, Jakobo, Johanne und Paulo, die-

„ſen heiligen Apoſteln, empfangen, und vom Va„ter auf den Sohn bis auf unſere Zeiten fortge„pflanzt.“ Ich habe mir alle Wortkritiken bereits unterſagt. Aber die Überſezung eines Dritten dagegen halten, das darf ich doch wohl? Dieſer Dritte iſt Herr Stroth, von welchem wir unlängſt eine ſehr treue und unbefangene Überſezung der Kirchengeſchichte des Euſebius erhalten haben. Da lautet es in dem 11 Kapitel des 5 Buches, wo Euſebius die Stelle des Clemens einſchaltet, nun ſo: „Dieſe Männer, die die wahre Überlieferung „der ſeligen Lehre erhalten haben, (wiewohl ſonſt „wenig Kinder ihren Vätern ähnlich ſind,) hat „uns Gott erleben laſſen, daß ſie jenen altväterli„chen apoſtoliſchen Samen auf uns brächten.“ Sehr gut und genau; das heiſſ' ich doch überſezen! Blos für die Kleinigkeit: hat uns Gott erleben laſſen, möchte ich lieber geſezt wünſchen: hat Gott bis auf uns leben laſſen; weil erleben einen Nebenbegrif der Zukunft mit ſich führt, welcher die Zeitordnung, weñ ſie nicht ſonſt bekañt wäre, ungewiß machen köñte. Aber nun? Getrauen ſich Euer Hochwürden wohl, auch dieſer ſtrothiſchen Überſezung die nämliche Anmerkung gleich an die Seite zu ſtellen, die Sie Ihrer Überſezung beizufügen kein Bedenken getragen? Die Verſicherung meine ich: „daß die Namen der vier Apoſtel ſich „offenbar auf ihre Schriften, und nicht auf „ihren mündlichen Unterricht beziehen.“ Getrauen ſich Euer Hochwürden das wirklich? Und ſo entſcheidend? mit einem ſolchen Offenbar? Weñ es wahr iſt, daß unter andern hier auch die Epiſtel Jakobi zu verſtehen: ſo haben der Ritter Michaelis und Doctor Leß ſehr unrecht, daß ſie dieſe Stelle nicht als ein offenbares Zeugniß für die Authentie derſelben angenommen haben, und Euer

Hochwürden würden wohl gethan haben, dieſen Männern eine dergleichen Entdekung unter den Fuß zu geben. Doch ich bin gewiß verſichert, daß weder der eine noch der andere, was Ihnen ſo offenbar ſcheinet, auch nur wahrſcheinlich, auch nur möglich würde gefunden haben. Und noch mehr Schade, daß nicht ſchon Luther aus dieſer Stelle des Clemens gewußt, daß ein Jakobus wenigſtens ſich zuverläßig unter den apoſtoliſchen Schriftſtellern befunden! Er würde uns das Ärgerniß mit der ſtrohernen Epiſtel erſpart haben. — Im Ernſt und ohne alle Spötterei: zweierlei iſt vielmehr aus der Stelle des Clemens offenbar. Einmal, daß Clemens mündliche geheime Nachrichten meint, die durch ſeine Lehrer von gedachten Apoſteln auf ihn gekommen. Deñ was hatte er nöthig, die Schriften der Apoſtel von ihnen zu erhalten? Oder würden Euer Hochwürden, um dieſes mit einigem Anſchein vorgeben zu können, nicht wirklich Ihre eigene Ärnte niedertreten müßen? Und zweitens, daß Clemens ſeine Lehrer, den Pantänus, den Bardeſanes, den Tatianus, oder wie ſie ſonſt geheiſſen, für nicht geringer gehalten, als die benañten Apoſtel ſelbſt, welches aus der Anſpielung auf den Vers des Homers folgt: „wiewohl ſonſt wenig Kinder ihren Vätern ähnlich ſind," in welchem Herr Stroth ὁμοιοι auch wohl ein wenig nachdrüklicher hätte überſezen können. Deñ Kinder, die ihren Vätern blos ähnlich ſind, gibt es doch genug! —

Und ſonach darf ich meine Vermuthung gar wohl wiederholen, daß Euer Hochwürden ohne Zweifel dieſe Stelle des Clemens ſelbſt nachzuſehen für überflüſſig gehalten, weil Sie dieſelbe beim Chamier oder Suicer, oder Gott weiß, bei wem

ſonſt, dergeſtalt aufgeführt gefunden, auf welchen allein alles das harte zurükfällt, was ich von einer ſo groben Mißdeutung zu ſagen, gezwungen worden. Ich müßte den Herrn Doctor Walch in ſeinen übrigen Schriften zu ſehr verkañt haben, weñ ich ihn ſelbſt für fähig halten köñte, uns vorſezlich einen ſolchen Staub in die Augen ſtreuen zu wollen. Er glaubte als ein redlicher Mañ, daß das, was ſolche Männer unterſucht hätten, ein für allemal unterſucht ſei. Aber lieber nicht ſo: und beſonders möchte ich mir meine Landsleute und Glaubensgenoſſen, die Gerharde, die Kortholte und die Zorne verbitten. Die guten Leute waren viel zu herzliche Lutheraner, als daß ſie nicht ihren Lehrbegrif nur allzu oft auch da geſehen haben ſollten, wo das pure platte Gegentheil davon befindlich iſt. Wahrlich bedürfen vornehmlich ihre Anführungen einer ſehr ſtarken Reviſion: und wie anders? Die gelehrten Katholiken hatten das Entſcheidenſte darin ſchon beſchlagen, und befanden ſich in ihrer Heimat.

3. Ich will bei den übrigen Stellen des Clemens kürzer zu ſein ſuchen. Die dritte Stelle iſt eine Auslegung, die Clemens von einer Dichtung des Hermas macht. Aber ſo, wie das ganze Buch des Hermas meiner Hypotheſe von Entſtehung des neuen Teſtaments, und von dem Gebrauche, den die erſten Chriſten davon machen zu müßen, ſich verbunden hielten, ganz beſonders günſtig iſt: ſo iſt es dieſe clementiniſche Auslegung nicht minder; ſo gezwungen ſie auch an und für ſich ſelber iſt. Ich verſtehe nur die Worte ein wenig anders, als Euer Hochwürden ſie zu überſezen für gut befunden. Weñ nämlich die Bibel, *κατα την ψιλην αναγνωσιν* genommen, allen Menſchen verſtändlich ſein ſoll: ſo verſtehe ich die darauf folgenden Worte,

και ταυτην ειναι την πιςιν ςοιχειων ταξιν εχȣσαν, nur ſo, daß πιςις hier nicht der Glaube, die Diſpoſition unſerer Seele, ſondern das Glaubensbekeñtniß bedeute. Auch iſt es weit ſchiklicher, dieſes mit den erſten Elementen der Schrift, mit den Buchſtaben, zu vergleichen, als jenen. Das Glaubensbekeñtniß allein macht die Bibel allen Menſchen verſtändlich; und das iſt gerade das, was ich will. Aber dieſes Glaubensbekeñtniß muß nicht aus dem neuen Teſtament gezogen ſein, ſondern es muß früher als das neue Teſtament, und, in ſeiner völligen Unabhängigkeit vom neuen Teſtamente, wenigſtens eben ſo glaubwürdig als das neue Teſtament ſein. — Weñ das Buch des Hermas hiernächſt, von welchem Euſebius ſagt, „daß es zum erſten Unterricht in der Religion gebraucht worden,“ überhaupt der heiligen Schriften mit keiner Silbe gedenkt, worüber ſich Herr Leß ſelbſt ſo ſehr verwundert: was folgt daraus? Entweder waren die Schriften des neuen Teſtaments damals noch nicht beiſammen; oder ſie ſtanden in dem Anſehen noch nicht, in welchem ſie jezt ſtehen, und wurden zu dem Unterrichte in der chriſtlichen Religion für entbehrlich gehalten; — oder beides.

4. Bei der vierten Stelle des Clemens wünſchte ich ſehr, daß Euer Hochwürden wenige Zeilen weiter damit zurükgegangen wären. Clemens will von der Schwierigkeit reden, welche mit den gnoſtiſchen Auslegungen der Schrift verbunden iſt. Bei hohen Unternehmungen, ſagt er, ſteht immer ein hoher Fall zu beſorgen; vor welchem man ſich hier nicht anders ſichern kañ, als weñ wir uns genau an die Regel der Wahrheit halten, die wir von der Wahrheit ſelbſt überkommen haben. Σφαλλεσθαι γαρ αναγκη μεγιςα τȣς μεγιςοις εγχειρȣντας πραγμασιν, ην μη τον κανονα της αληθειας παρ' αυτης λαβοντες

εχωσι της αληθειας. Nun wiſſen wir aber, wen̄ wir es auch aus ihm ſelbſt nicht wüßten, aus dem Irenäus, was dieſe *Regel der Wahrheit*, dieſer κανων της αληθειας, iſt. Es iſt das *Glaubensbeken̄tniß*, die πιςις der vorigen Stelle, wodurch das Verſtändliche der Schrift auch dem gemeinſten Manne verſtändlich wird, und das Unverſtändliche auch dem kühnſten Forſcher nicht länger unverſtändlich bleibt. Ich brauche Euer Hochwürden nicht zu ſagen, wie Clemens dieſen κανωνα της αληθειας von dem κανωνι εκκλεσιαςικῳ unterſcheidet, die er beide unter dem gemeinen Namen der παραδοσεως εκκλεσιαςικης zuſammenfaßt. Aber ich darf verſichern, daß man, ohne dieſen Unterſchied genau in Gedanken zu behalten, im Clemens gar nicht fortköm̄t, und da blos ein gnoſtiſches Geſchwäz findet, wo er doch ſehr beſtim̄te Begriffe zum Grunde legt. Er geht freilich von der Göttlichkeit der heiligen Schrift aus: und habe ich den̄ die ſchon geläugnet? Ich bezeige ja blos mein Mißfallen, daß man ihn auf ſeinem Wege ſo bald verläßt, und von dem Werthe der Hülfsmittel, die heilige Schrift zu verſtehen, ſo verſchieden mit ihm denkt, als welche die Proteſtanten in die Schrift ſelbſt zu legen für gut finden, anſtatt daß Clemens, mit dem geſamten chriſtlichen Altertume, ſie auſſer der Schrift annim̄t. Es iſt wahr, Clemens ſagt allerdings: „Men-
„ſchen, die nur ſchlechthin (ἁπλως, das iſt, ohne Be-
„weis) ihre Lehren vortragen, laſſet uns keinen Glau-
„ben ſchenken. Sie können auf eben dieſe Art auch
„Irrtümer lehren.“ Aber wie? *Ohne Beweis reden*, ſoll ihm ſo viel ſein, als *ohne Beweis aus der Schrift reden*? Ihm iſt *ohne Beweis reden*, gerade das Gegentheil; ihm iſt *ohne Beweis reden, mit nichts als mit Stellen aus der Schrift beweiſen wollen*; den̄ dieſes

Beweiſes rühmen ſich ja auch alle Kezer. Clemens ſoll
fortfahren: „Weñ es nun nicht hinreichet, ſeine Mei=
„nung ſchlechthin zu ſagen, ſondern man auch das, was
„man ſagt, beweiſen muß, ſo erwarten wir
„keine menſchliche Zeugniſſe; ſondern wir
„erweiſen durch das Wort des Herrn das, was
„bewieſen werden ſoll. Dieſe Stimme des Herrn
„übertrift alle Beweiſe (αποδειξεις) an Sicherheit;
„ja, recht zu ſagen, iſt ſie allein ein Beweis.
„Durch dieſe Überzeugung ſind diejeni=
„gen, welche die heilige Schrift gekoſtet
„haben, gläubig.“ Fährt Clemens wirklich
ſo fort; wo bleibt Tertullian: Fides salvum facit, non
exercitatio Scripturarum? Aber er fährt auch ſo nicht
fort; und man mißbraucht auf eine unverantwort=
liche Weiſe einige ſeiner Worte, um ihn nichts
weniger als ſeine Gedanken ſagen zu laſſen. Jhm ſind
die menſchlichen Zeugniſſe eben die Zeug=
niſſe der Propheten und Apoſtel, ſo lange ſie unabhän=
gig von der Regel der Wahrheit genommen wer=
den; und die Stimme des Herrn, die allein
gilt, die allein keine weitere Demonſtration zuläßt,
iſt dieſe Regel der Wahrheit, die wir von der
Wahrheit ſelbſt empfangen haben; iſt, mit einem
Worte, das Glaubensbekeñtniß. Dieſes, dieſes
iſt die Wiſſenſchaft, καθ᾽ ἡν οἱ μεν απογευσαμενοι μονον
των γραφων, πιςοι; durch welche auch die gläubig
ſind, welche die Schriften auch nur gekoſtet haben.
Auch nur gekoſtet; Απογευσαμενοι μονον. Ei, ſagen
mir doch Euer Hochwürden, warum ſie dieſes μονον
nicht mit überſezt haben? Sie empfanden ohne
Zweifel, daß es ſehr abgeſchmakt ſein würde, den
Clemens ſagen zu laſſen: Die Stimme des Herrn,
weñ Stimme des Herrn nothwendig das geſchriebe=
ne Wort Gottes bedeuten müße, mache auch dieje=
nigen gläubig, welche die heiligen Schriften nur

eben gekoſtet hätten? Aber warum wollen Sie hieraus nicht lieber ſchließen, daß jene Überzeugung aus dem Worte des Herrn die Überzeugung aus der Schrift nicht ſein könne? Warum wollten Sie Ihren Autor lieber verſtümmeln? Ich kañ nicht anders glauben, als daß Euer Hochwürden auch hier blos mit den Augen eines Compilators geſehen haben, der in ſeiner Anführung das μονον wohl ganz weggelaſſen hatte. — Ich muß über den Clemens nur wegzukommen ſuchen. Es möchte mir länger unmöglich ſein, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns ſolche Steine für Brod in die Hände ſteken wollen.

15. Auf die fünfte Stelle des Clemens endlich brauche ich nichts zu erwidern, als dieſes, daß Clemens daſelbſt von den Gnoſtikern insbeſondere, nicht aber von den Chriſten überhaupt, ſpricht. Der Gnoſtiker allerdings muß Schrift aus Schrift erklären und beweiſen. Aber die Chriſten überhaupt haben das nicht nöthig; weil der Gnoſtiker ſelbſt, ſo weit er ſich über ſie verſtiegen hat, doch wieder zu ihnen herab muß, und weñ er die Schrift aus Schrift noch ſo apodiktiſch erwieſen hat, doch nur auch durch das Glaubensbekeñtniß apodiktiſch überführen kañ. Das iſt der wahre Siñ folgender Stelle des Clemens, die, weñ ſie dieſen Siñ nicht hätte, gar keinen haben würde. Ουτως και ἡμεις, auch wir, wir Gnoſtiker, απ' αυτων περι αυτων των γραφων τελειως αποδεικνυντες εκ πιςεως πειϑομεϑα αποδεικτικως.

5.

Ich bin wirklich ſehr erfreut, über den Clemens hinweg zu ſein. Ich kenne keinen ſalebroſern Scribenten, der mehr Schlupfwinkel für Zänker

gewährt, als ihn. Beſonders ſind ſeine Stromata ein ſo buntſchäkiges, deſultoriſches Werk, daß man ſelten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln. Ich will damit nicht ſagen, daß er in ſtreitigen Unterſuchungen darum ganz unbrauchbar ſei: ich will nur ſagen, daß er eine ganz beſondre Aufmerkſamkeit erfordert, und von zwanzig Leſern, die ihn in die Hände nehmen, achtzehn ganz gewiß blos den ſchönen Broken nachjagen, die er aus der weltlichen Gelehrſamkeit ſo reichlich einſtreuet, weñ von den übrigen zwei der eine auch nur blos bei den ſchönen theologiſchen Steinchen verweilt, die ſich in einen Lehrbegrif ſo gut wie in den andern paſſen. Wir kommen von ihm auf einen Lateiner, der in Anſehung des Stils und der Worte vielleicht noch ſalebroſer iſt; aber doch in Anſehung der Ordnung und Deutlichkeit des geſamten Vortrags ihn bei weitem übertrift: auf den Tertullian.

Von dieſem nun muß ich Euer Hochwürden im voraus bekennen, daß er es iſt, von welchem ich zuerſt eine richtigere Vorſtellung von der wahren Quelle unſeres Glaubens erlangt zu haben glaube; daß er es iſt, welcher mir das Pochen auf die bloße Schrift zuerſt verdächtig gemacht hat; daß er es iſt, welcher mich zuerſt überzeugt, wie natürlich es ſei, daß weñ ſich die Apoſtel vor allen Dingen unter einander über ein gewiſſes Formular verglichen, um nicht allein ſelbſt einerlei zu glauben, ſondern auch einerlei zu lehren, dieſes Formular ſchlechterdings auch noch jezt mehr gelten müße, als die nachherigen Schriften der Apoſtel, die nur gelegentliche Erläuterungen über dieſen und jenen Punkt deſſelben ſein köñten, indem nicht eine ein-

zige erſt Chriſten machen ſollen, ſondern alle an ſchon gläubige Chriſten geſchrieben worden.

Doch es iſt hier noch nicht der Ort, wo ich zeigen muß, was alles für mein Syſtem aus dem einzigen Tertullian zu beweiſen ſtehet. Jezt ſoll ich nur auf ein paar Stellen antworten, die mir Euer Hochwürden aus ihm entgegenſezen, als deutliche Beweiſe, daß auch er die Schrift für die einzige Erkeñtnißquelle der chriſtlichen Religionslehren erkañt habe.

Die erſte derſelben iſt aus der Schuzſchrift genommen und lautet nach Euer Hochwürden Überſezung, wie folget: „Wie könnet ihr Heiden euch „doch einbilden, daß wir Chriſten uns um das „Wohl der Kaiſer nicht bekümmern? Leſet nur „ſelbſt die Befehle Gottes, die Quellen „unſerer Erkeñtniß, die wir gewiß „ſelbſt nicht unterdrüken, und die ſo „viele beſondre Pflichten gegen Nicht„chriſten vorſchreiben.“ Und das wäre eine Überſezung von den Worten des Tertullians, die ich aus der nämlichen Ausgabe, die Euer Hochwürden gebraucht, herſeze? Qui ergo putaveris, — nihil nos de salute Caesarum curare, inspice Dei voces, Literas nostras, quas neque ipsi supprimimus et plerique casus ad extraneos transferunt. Wo ſteht deñ da eine Silbe von Erkeñtnißquellen? Sie haben doch nicht Literas nostras durch Erkeñtnißquellen geben zu müßen geglaubt; in der Meinung, daß Literae nostrae auch wohl ſo viel als primae Literae Fidei nostrae heiſſen könne? Ja, weñ man ſo überſezen darf! So läßt ſich freilich alles in allem finden! Eben ſo unrichtig und ohne allen Grund hineingetragen iſt das Lezte: „die ſo viel beſondere Pflichten gegen Nichtchriſten „vorſchreiben.“ Casus, Pflichten! transferunt,

vorſchreiben! Wem iſt ſo was ſchon vorgekommen? Tertullian will ſagen, daß die Schriften der Chriſten, auf die er ſich hier beruft, von ihnen ja nicht unterdrükt würden; *ſondern durch dieſen und jenen Zufall in die Hände der Heiden kämen.* Es iſt eben das, was oben Lactanz vom Hierokles vermuthet, und ich kañ mich nicht enthalten, den ähnlichen Fingerzeig dabei zu thun. Weñ es wahr iſt, wie Tertullian hier ſagt, daß die erſten Chriſten ihre heiligen Schriften nur eben nicht unterdrükt haben, und blos zulaſſen *müßen*, daß ſie zufälliger Weiſe vielen Nichtchriſten in die Hände gekommen: ſo kañ man doch auch wahrlich nicht ſagen, daß ſie dieſelben auszubreiten und bekañter zu machen, freiwillig bemühet geweſen; ſo kañ man doch auch wahrlich nicht läugnen, daß ſie eine Art von Vorſicht damit gebraucht, und eben das Geheimniß daraus gemacht haben, was ungefähr die Freimäurer aus ihren Conſtitutionsbüchern, oder die preußiſchen Officiere aus ihren Reglements machen, die ſie beide auch eben nicht unterdrüken, ſondern vielmehr in die weite Welt zu kommen, nicht verhindern können.

Die zweite Stelle des Tertullians, die aus eben der Schrift genommen iſt, würde mir eben ſo leichtes Spiel machen, weñ ich im Geringſten auf die Hinterfüße treten wollte. Cogimur ad Literarum divinarum commemorationem, si quid praesentium temporum qualitas aut praemonere cogit, aut recognoscere. Ich dürfte nämlich nur fragen: wie Euer Hochwürden beweiſen wollten, daß unter den Literis divinis auch das geſamte neue Teſtament begriffen geweſen? Weil wir es jezt unter jener allgemeinen Benennung mit begreifen würden? Divina Literatura heißt dem Tertullian in ebenderſelben

Schuzſchrift [1]) offenbar nur das alte Teſtament, von welchem er behauptet, „daß es die „Schazkammer aller fremden Weisheit geweſen,“ und gegen welches, ſeinem Ausdruke nach, eine gewiſſe novitiola Paratura ſehr abſticht, unter welcher er das neue Teſtament verſtehen ſoll. Doch in die Verlegenheit, ſich auf ſolche Dinge einzulaſſen, brauche ich niemand zu ſezen, der ich es mit beiden Händen zugebe, daß die geſamten Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht allein damals vorhanden, ſondern auch bei den Chriſten im Gebrauche geweſen. Ich frage ja nur, in welchem Gebrauche? Ich frage ja nur, ob ſie ihre Glaubenslehren daraus hergeholt? ob ſie ihre Glaubenslehren ohne ſie nicht gehabt haben würden? Hierauf antwortet dieſe Stelle des Tertullians ſo wenig mit einiger Bejahung, daß ſie vielmehr einen ganz andern Gebrauch, einen blos zufälligen Gebrauch nach Maßgebung gewiſſer Zeitumſtände offenbar anzudeuten ſcheint. Die Chriſten ſchlugen ihre heiligen Schriften nach, ſo wie die Römer ihre geheimen archivaliſchen Nachrichten, oder die ſybilliniſchen Bücher; nicht ihre Geſeze daraus zu lernen, ſondern daraus zu ſehen, wie es bei gewiſſen Vorfällen ehedem gehalten worden, oder was ihnen bei gewiſſen ominöſen Ereignungen bevorſtehe. Vollends machen die nächſtfolgenden Worte des Tertullians: Certe fidem sanctis vocibus pascimus, spem erigimus, Fiduciam figimus, disciplinam praeceptorum nihilominus in compulsationibus densamus, es klar, daß blos von einem diſciplinariſchen und von keinem dogmatiſchen Gebrauche des neuen Teſtaments hier die Rede ſein könne. Fidem sanctis vocibus pascimus kañ gar wohl auch nur heiſſen: zur Stärkung unſers Glaubens ſingen wir geiſt-

1) C. 47. p. 396.

liche Lieder. Deñ daß das Singen in den erſten Verſam̃lungen der Chriſten Mode war, wiſſen wir gewiß; da hingegen von Vorleſungen wenigſtens der jüngere Plinius, weder in Gutem noch in Böſem, etwas erfahren hatte. Weñ nun gar unter Compulsationibus die Verfolgungen zu verſtehen wären, wem köñte man es verdenken, weñ er unter der commemoratione Literarum divinarum vornehmlich die Ableſung der heiligen Märtyrer verſtehen wollte, als welche freilich erſt nach den Zeiten des Plinius recht üblich werden koñte, und von welcher bekañt iſt, wie viel die erſte Kirche darauf gehalten, ut armentur filiorum animi, dum patrum recensentur triumphi.

Und das wäre deñ alles, was man mir aus dem Tertullian entgegenſezen köñte? Wie gut komme ich da weg! Ich fürchte, ich werde Euer Hochwürden ſo leicht nicht können abkommen laſſen, weñ ich nun eimal den Tertullian für mich reden laſſe. Und wie? weñ Euer Hochwürden, damit dieſe wiederholte Drohung nicht blos einer Drohung ähnlich bleibe, mir ſofort erlaubten, hier eine kleine Ausſchweifung über einen Punkt zu machen, der am beſten zeigen kañ, wer von uns beiden ſeinen Tertullian am richtigſten inne hat?

Dieſer Punkt betrift die Glaubensbekeñtniſſe, die Euer Hochwürden, nach dem Basnage, für nichts als zufällige menſchliche Erweiterungen der erſten von Chriſto ſelbſt eingeſezten Tauſſormel anſehen, weil man die Täuflinge mit den Unterſcheidungslehren der Kezer nicht zeitig genug bekañt machen können. Von dieſen behaupten der Herr Doctor, S. 205. u. f. Ihrer kritiſchen Unterſuchung, eine Menge Dinge, von welchen Sie, ich weiß nicht, ob mitleidiger oder zufriedener mit ſich ſelbſt, — bald hätte ich ſtolzer

geſagt, — bedauern, daß ſie denen, die ſich darüber zu ſchreiben erdreiſten, nicht bekañt ſind. Was Wunder alſo, daß ich die Gelegenheit nicht früh genug ergreifen zu können glaube, mich von dem Verdachte einer ſo ſchülerhaften Unwiſſenheit — deñ welche Unwiſſenheit iſt ſchülerhafter, als weñ man auch das nicht einmal weiß, was andre glauben? — zu befreien und zu entſchuldigen, weñ ich von ſo bekañten Angaben nicht vermeine, daß ſie darum keines Beweiſes nöthig haben? — Das Scharmüzel iſt aber noch kein Treffen, in welches ich mich zu ſeiner Zeit Paragraph für Paragraph einzulaſſen geſonnen bin. —

Ausſchweifung über das Glaubensbekeñtniß der erſten Chriſten.

1.

Es ſei immerhin noch ſo wahrſcheinlich, daß die Anerkennung der von Chriſto, (Matth. XXVIII, 19.) vorgeſchriebenen Tauffirmel anfangs hinlänglich geweſen, denen, die ſich zu Chriſto bekennen wollten, die Taufe widerfahren zu laſſen: iſt es deñ darum unwahrſcheinlich, oder etwa gar unmöglich, daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung ſeinen Jüngern einen kurzen Inbegrif von dem hinterlaſſen, was ſie künftig von ihm lehren ſollten? welchen er ihnen vor ſeinem Tode darum nicht ertheilen koñte, weil das Wenigſte davon noch geſchehen war. Daß ein ſolcher Inbegrif ſehr nüzlich geweſen wäre, wird doch niemand läugnen

wollen: und nach der großen Entdekung, die in unſern Tagen gemacht worden, daß Chriſtus, nach ſeiner Auferſtehung bis zu ſeiner Himmelfahrt, nicht blos ſeinen Jüngern dañ und wañ erſchienen, ſondern die ganzen vierzig Tage continuirlich, nach wie vor, mit ihnen gelebt habe, hatte er ja wohl auch noch Zeit genug dazu.

2.

Es wäre falſch, ſchlechterdings falſch, daß man vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts auch nur eine Spur eines vermehrten Taufformulars oder eigentlichen Glaubensbekeñtniſſes anträfe? Bei dem Irenäo und Tertullian kommen dergleichen zuerſt vor? Wer ſie älter mache, der ſage nicht hiſtoriſche Wahrheit, ſondern Conjectur und Hypotheſe? Hierauf antworte ich: Erſtlich, gibt es deñ frühere Kirchenväter dieſer Art, als Irenäus und Tertullian, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekeñtniß vorkommen köñte? Ich ſage, dieſer Art; d. i. ſolcher, die ſich mit Widerlegung der Kezer abgegeben, und ſonach Anlaß gehabt hätten, ſich ausdrüklich darauf zu beziehen? Zweitens: weñ diejenigen, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekeñtniß zuerſt in extenso zu finden, verſichern, daß das von ihnen angeführte das nämliche ſei, welches ſofort mit dem Evangelio ſeinen Umlauf in der Welt gemacht habe, hanc Regulam ab initio Evangelii decucurrisse; weñ ſie verſichern, daß es das nämliche ſei, welches die Kirche von den Apoſteln, die Apoſtel von Chriſto, Chriſtus von Gott erhalten habe, quam Ecclesia ab Apostolis, Apostoli a Christo, Christus a Deo tradidit; weñ ſie verſichern, daß es das nämliche ſei, welches ſelbſt Paulus, ungeachtet ſeiner unmittelbaren

Erleuchtung, ſich endlich von den Apoſteln habe müßen geben laſſen: ſind das keine ältere Spuren?

3.

Ja, die leztgedachte, führt ſie uns nicht ſo hoch hinauf, als wir nur immer verlangen können? führt ſie uns nicht auf ein Zeugniß des Apoſtels ſelbſt? Paulus Hierosolymam ascendit, ſagt Tertullian, ad cognoscendos Apostolos et consultandos, ne forte in vanum cucurrisset, id est, ne non secundum illos credidisset et non secundum illos evangelizaret. Denique ut cum auctoribus contulit et convenit de *Regula Fidei*, dexteras miscuere et exinde officia praedicandi distinxerunt. Nun beziehet ſich dieſes freilich auf Galat. II. 2. wo nach Luthers Überſezung blos ſteht, daß ſich Paulus mit den Apoſteln über dem Evangelio beſprochen. Doch da ανατιθεσθαι in dieſer Bedeutung nur an dieſem Orte vorkommen würde, ſo müßen die alten Kirchenväter doch ihren Grund gehabt haben, eine nähere Anſpielung auf das eigentliche Glaubensbekeñtniß darin wahrzunehmen. Deñ nicht allein Tertullian erkennet dieſe, ſondern auch Auguſtinus; und zwar unter dem nämlichen Ausdruke der Regula Fidei. Weñ deñ auch das Symbolum, wie der Herr Doctor wollen, weiter nichts als ein bloßer geheimer Gruß geweſen, wie ihn noch unſere Handwerker haben; ſo kañ ja wohl ανατιθεσθαι το ευαγγελιον bedeutet haben: dieſen Gruß herſagen, um ſich dadurch für einen wahren Bruder in Chriſto erkennen zu laſſen.

4.

Oder ſoll etwa Regula Fidei das Glaubensbekeñtniß nicht bedeuten? Hat Tertullian die Bedeutung dieſes Ausdruks durch die unmittelbare

Hinzufügung der Sache ſelbſt nicht genug geſichert? Herr Doctor Walch ſcheinen, als ob Sie es gar zu gern läugnen möchten. Deñ nicht allein ſoll noch gar nicht gewiß ſein, daß κανων und κανων αληθειας das öffentliche Glaubensbekeñtniß bedeute, ſondern die lateiniſche Benennung, die nach jener unſtreitig gemacht iſt, (indem Tertullian ebenſowohl Regula Veritatis ſagt, als Regula Fidei,) ſoll nun wohl einmal eine Sam̃lung der vornehmſten chriſtlichen Lehren, aber wiederum kein eigentliches Symbolum anzeigen? kein eigentliches? Nun was gehört deñ zu einem eigentlichen? Ipsissima verba, in welchen es zuerſt abgefaßt worden? und weil die tertullianiſche Regula Fidei dieſe nicht hat, ſoll es kein eigentliches Symbolum ſein? Wie haben der Herr Doctor hier mich erinnern können, daß es ja verboten war, das Symbolum aufzuſchreiben: ipsissimis verbis, verſteht ſich, aufzuſchreiben.

Nun folgt in der Reihe der Väter, welche die Bibel, zur Erkeñtnißquelle der chriſtlichen Lehren machen ſollen, Athanaſius. — Athanaſius? und wer mehr? Wer ſonſt, als lauter Männer, mit welchen ſich die zweite Periode der Kirche anfängt, und die nur immer zum vierten Jahrhunderte gezogen werden können.

Dieſer aller, weñ ich Euer Hochwürden die Wahrheit geſtehen darf, wäre ich mir kaum hier vermuthen geweſen. Es iſt wahr, ich habe überall, was ich behauptet habe, von den erſten vier Jahrhunderten behauptet. Aber ich habe wirklich geglaubt, daß es erlaubt ſei, ſich ſo in Bauſch und Bogen auszudrüken, weñ man eigentlich nur die erſte Periode der Kirche meine, die ſich, in Anſehung der äuſſern Verfaſſung, mit der Regirung Conſtantins des Großen, und in Anſehung der in-

nern, mit dem nicäiſchen Concilio beſchließt. Ich habe wirklich geglaubt, daß ein Schriftſteller, welcher von gewiſſen Beſonderheiten der Kirche in den erſten vier Jahrhunderten ſpreche, nicht eben ſagen wolle, daß dieſe Beſonderheiten gerade bis 399 gedauert. Ich habe wirklich geglaubt, daß, weñ man einen ſolchen Schriftſteller gütlich behandeln wolle, man vornehmlich auf die Hauptmeinung ſehen müße: die ſich in dem lezten Viertel ſeiner ganzen Epoche zugetragen.

Doch was hätten Euer Hochwürden, mich ſo gütlich zu behandeln, für Urſache gehabt? Nachgebend iſt man nur für ſeine Freunde, und mit wem wir nach der äuſſerſten Strenge verfahren, der mag es ſich ſelbſt zuſchreiben, daß er unter unſere Freunde nicht gehört. Auch wäre es Thorheit, das Nachgeben weiter zu erſtreken, wo man ſich ſelbſt dadurch ſo viel vergeben würde.

Meine Theſis hätte offenbar nicht mehr und nicht weniger auf ſich gehabt, weñ ich ſie ſo ausgedrükt hätte: Bis auf das nicäiſche Concilium findet man keine Spur, daß die Kirche die heilige Schrift für eine eigentliche Quelle ihrer Glaubenslehren gehalten. Was aber hätten Euer Hochwürden nicht verloren, weñ es mir eingekommen wäre, mich ſo vorſichtig auszudrüken? Ihr Buch würde offenbar auf ein Drittheil eingeſchrumpft ſein; und das iſt nun einmal Diſputirkunſt, daß man ſeinen Gegner bei dem geringſten Exceſſe vornehmlich angreift, den er ſich entwiſchen zu laſſen das Unglük hat.

Freilich werden Euer Hochwürden nunmehr ſagen, daß dieſe nähere Beſchränkung meines Sazes nichts als ein elender Fechterſtreich ſei, genañt Brechung der Menſur, durch den man einen Stoß noch gar abglitſchen machen möchte, der ſchon ſizt.

Aber, bei Gott! das iſt ſie nicht. Den̄ ſehen Euer Hochwürden; daß mit und nach dem nicäiſchen Concilio die Väter der Kirche angefangen haben, der Bibel einen höhern Werth beizulegen, und ſie nach und nach ſo vorzuſtellen, als ob auch die eigentlichen Glaubensartikel daraus gezogen wären, und gezogen ſein müßten: das will ich ſo wenig läugnen, das iſt mir ſo wenig unbekan̄t geweſen, daß vielmehr dieſer nämliche Unterſchied zwiſchen den Vätern vor der nicäiſchen Verſam̄lung und zwiſchen den Vätern nach derſelben eben das iſt, was mich zuerſt aufmerkſam gemacht hat.

Dieſer Unterſchied, ſagte ich mir, muß nothwendig eine beſondere Urſache haben. Er kan̄ nicht blos die Frucht einer allmäligen Wurzelgewinnung der größern Evidenz ſein. Den̄ er iſt ſo auf einmal, ſo ſchnell! Äuſſere Urſachen müßen ihn befördert haben.

Hier fiel mir bei, daß, ſo wie alle Kezer von jeher fleiſſig in der Schrift geforſcht, und ihnen von dieſer Seite nichts vorzuwerfen geweſen, als daß ſie nicht blos nach dem, quod salva *Regula Fidei* potest in quaestionem devenire, darin geforſcht, ſondern dieſe Regulam Fidei ſelbſt nach ihrem Gutdünken darin finden wollen: beſonders ſind die Arianer wegen ihrer vorzüglichen Fertigkeit, die Schrift auszulegen, von Anfang an berühmt geweſen. Arius ſelbſt war — — — — — —

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

Hilarius. [1]

Auch hier brauche ich mich bei den einzelnen Stellen nicht aufzuhalten. Es trift mich keine: Sie beweiſen alle nur, daß Hilarius die heiligen Schriften gekañt, gebraucht und empfohlen hat. Das habe ich nie geläugnet; und das iſt die Frage nicht. Sondern die Frage iſt, wozu er ſie gebraucht, wozu er ſie empfohlen habe? Die Frage iſt, ob er ſie gebraucht habe, die Glaubenslehren daraus zu lernen? ob er ſie empfohlen habe, daß andere, und beſonders der Laie, die Glaubenslehren darin ſuchen ſollen? Und das hat er gewiß nicht.

Es iſt wahr, in ſeinem Buche de Trinitate führt er unendliche Schriftſtellen an. Aber blos ſie von den Verdrehungen der Arianer zu retten; blos als die Beläge ſeiner katholiſchen Lehren, und im geringſten nicht als die Quellen derſelben.

Es waren die Arianer, es war Conſtantius, auf Anſtiften der Arianer, die es ausdrüklich verlangten, daß der Streit von der Gottheit Chriſti tantum secundum ea, quae scripta sunt [2] ausgemacht werden ſollte. Hilarius ließ ſich dieſes ſehr wohl gefallen. Er ſagte: Hoc qui repudiat, antichristus est, et qui simulat, anathema est. Nun fuhr er fort: Sed

1) (Ein beſonderer Bogen von den hinterlaſſenen Schriften Leſſings, überſchrieben Hilarius, welchen Kirchenvater auch Herr Doctor Walch für ſeine Meinung anführt, war von der Beſchaffenheit, daß er hier am ſchiklichſten eingerükt werden koñte.)

2) Hil. ad Constantium, L. 2. §. 8.

unum hoc ego per hanc dignationis tuae sinceram audientiam rogo, ut praesente synodo, quae nunc de fide litigat, pauca me de Scripturis evangelicis digneris audire. Dieſe ſeine Rede iſt nicht mehr: aber wir können darum nicht minder zuverläßig wiſſen, was der Inhalt derſelben geweſen. Er ſtellte dem Kaiſer darin vor, daß es unmöglich ſei, Glaubenslehren aus bloßen Schriftſtellen auszumachen, weñ man nicht zugleich eine gewiſſe Regel annehme, wie dieſe Schriftſtellen verſtanden werden müßten. Und dieſe Regel war keine andere, als das Glaubensbekeñtniß, davon er die Überzeugung in der Taufe angelobt und empfangen habe. Dieſe innere Überzeugung, ſagt Hilarius, habe er, und bedürfe einer äuſſern aus der Schrift nicht: penes me habeo fidem, exteriore non egeo. Dieſer in der Taufe erhaltene Glaube müße als der Siñ der Schrift angenommen werden, und aller vorgegebene Glaube, der einzig auf Schriftſtellen beruhe, ſei auſſer dieſem Glauben nichts, weil Schriftſtellen auch Kezer für ſich anzuführen nicht ermangelten. Es ſei daher auch in dieſem Sturme mit einander ſtreitender Auslegungen das Sicherſte, ſich in den Hafen, aus welchem man ausgelaufen ſei, wieder zurükzuziehen; und man ſieht leicht, welchen Hafen er meint. Inter haec fidei naufragia, coelestis patrimonii jam paene profligata haereditate, tutissimum nobis est, primam et solam evangelicam fidem confessam in baptismo intellectamque retinere.

Heißt das nun auch die Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens machen? Meint Hilarius auch, weñ die Bibel nicht wäre, würde er gar keinen Glauben haben? Er würde auf niemand getauft ſein, weñ es die Bibel nicht ſagte, auf wen er getauft ſein müßte? [1]) —

1) (Es fand ſich noch ein Bogen, der wahrſcheinlich ebenfalls zu dieſer Schrift gehört hat. Er iſt überſchrieben

Theodoretus, welchen Herr Doctor Walch gleichfalls als Zeugen anführt, „daß in den erſten vier „Jahrhunderten die heilige Schrift allein die Erkeñtnißquelle der chriſtlichen Religionslehren geweſen,“ obwohl er ſelbſt ſagt, „daß Theodoretus in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts geſtorben ſei“ Man kañ aber aus dieſem Bogen ſchwerlich die Meinung Leſſings errathen. Z. E. gleich der Anfang:)

L. 1. p. 7.

Arius, cui sacrorum voluminum expositio commissa erat.

Vom Alexander aber heißt es τοις θειοις λογοις επομονος, welches nicht gut durch sacrarum literarum vestigiis insistens überſezt wird. Θειοι λογοι heiſſen wohl mehr die göttlichen überlieferungen.

(Und dergleichen Anmerkungen mehrere.)

Hiſtoriſche Einleitung

in die

Offenbarung Johannis.

---

1 7 7 9?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hiſtoriſche Einleitung

in die

Offenbarung Johannis.

Der Kanon ſämtlicher Schriften des neuen Teſtaments komt, wie auf's Gerathewohl, ohne allen Plan, durch den Eifer einzelner Glieder zu Stande. — üble Folge dieſer Freiheit. — Getheilte Meinungen über verſchiedene Briefe Die Offenbarung Johannis, ein Beweis, wie planlos ſich der Kanon des neuen Teſtaments gebildet. —

1.

Man muß ſich nicht einbilden, daß der Kanon der heiligen Schriften, ſo wie wir ihn jezt haben, gleich nach den Zeiten der Apoſtel auf einmal zu Stande gekommen ſei. Die erſten Bücher, welche den Chriſten bekañt wurden, waren ohne Zweifel die Evangelien, worauf die Briefe, einige früher, einige ſpäter folgten. Die Kirchen, an die ſie waren geſchrieben worden, theilten ſie einander mit; die Römer den Korinthern, die Korinther den Römern; und das mit allen Briefen, ſo wie ſich die Bekañtſchaft der chriſtlichen Gemeinden erweiterte Da war weder Concilium, noch Pabſt, noch höchſte Gewalt, die den Kanon der heiligen Schriften feſtſtellte. Es war das bloße Werk der Zeit. Heute kam das eine, morgen ein andres Buch hinzu;

und das lediglich, ſagt Herr Basnage,[1]) durch Veranſtaltung einzelner Glieder, welche die Schriften, die ſie ihrer Erbauung zuträglich befunden hatten, in ihren Kirchen gangbar zu machen wünſchten. Sie nahmen ſich ſogar, (ſezt er hinzu,) dabei ſo viel Freiheit, daß ſie offenbar untergeſchobene Schriften zu den kanoniſchen Büchern zählten. Ganze Kirchen waren darüber eben ſo verſchiedener Meinung, als einzelne Glieder. Das nämliche Buch, daß die einen verwarfen, nahmen die andern an. Man unterſuchte, man ſtritt, ehe man annahm. Der zweite Brief des heiligen Petrus war anfangs nicht in dem Kanon; aber einige, ſagt Euſebius, ſingen an, ihn für nüzlich zu halten, und ſo fing man an, ihn ſorgfältiger zu leſen. Das Nämliche meldet er von den Briefen des heiligen Jakobus und des heiligen Judas. Nur ſehr wenige von den Alten hatten ihrer als göttlicher Schriften gedacht. Doch entſchloßen ſich einige Kirchen, ſie zu leſen. Der Zweifel dauerte lange, und endlich fiel er ganz weg. Hieronymus ſagt ebenfalls von dem Briefe des heiligen Jakobus, daß er ſein Anſehen nach und nach mit Hülfe der Zeit erhalten habe. Auf die nämliche Weiſe ſind die Briefe an die Hebräer und der zweite und dritte Brief des heiligen Johannes kanoniſch geworden. Kurz, ſo und nicht anders kam der Kanon der heiligen Schriften allmälig zu ſeiner Vollkommenheit; welches beſonders ſehr deutlich an der Offenbarung erhellet, deren Geſchichte, und wie viele Widerſprüche ſie erdulden müßen, wir jezt erzählen wollen.

2.

Von allen Schriften, die unmittelbar auf die Schriften der Apoſtel gefolgt ſind, iſt uns nichts

1) Histoire de l'Eglise, B. 8.

übrig, als der erſte Brief des heiligen Clemens, nebſt einem Fragmente des zweiten; der vorgebliche Brief des heiligen Barnabas, der gewiß von einem ſehr alten Schriftſteller iſt; das Buch des Hermas; die Briefe, welche den Namen des Ignatius führen; und der Brief des Polykarpus.

Stillſchweigen der Schriftſteller.

3.

In allen dieſen Schriften findet ſich nicht die geringſte Spur von der Offenbarung Johannis. Freilich aber kan̄ man aus dieſem Stillſchweigen nichts gegen dieſes Buch insbeſondre ſchließen, indem ſie eben ſo wenig der vier Evangeliſten und faſt aller übrigen Bücher des neuen Teſtaments gedenken.

Vorgeben des Prochorus. Deſſen Charakter.

4.

Der falſche Prochorus, welcher ſich einen Jünger der Apoſtel nen̄t, wußte weit mehr davon, und Folgendes erzählt er von dem Leben des heiligen Johannes. Es habe nämlich dieſer Apoſtel den Chriſten von Epheſus angezeigt, daß er eine Offenbarung von Jeſu Chriſto gehabt. Dieſe hätten ihn erſucht, ſie ſchriftlich aufzuſezen, worauf der Apoſtel ſein Evangelium dem Prochorus mitten unter Donner und Bliz und Erdbeben in die Feder geſagt habe. Nachher aber habe der Apoſtel ſeine Offenbarung mit eigner Hand aufgeſchrieben, als ob er gleichſam aus ihr mehr gemacht hätte, als aus ſeinem Evangelio. Aber der vorgegebene Prochorus, der ſich ſelbſt hier unter die.

handelnden Perſonen ſezt, war von der Zahl der ehrlichen Chriſten, die der Leichtgläubigkeit des Publici ſpotteten, und, indem ſie einen großen Eifer für die Religion vorgaben, ihr Spiel nicht einmal unter der Maske einer heidniſchen Aufrichtigkeit verbargen. Sein Buch iſt voller Fabeln und Ungereimtheiten. Die Worte Hypoſtaſis und Conſubſtantia verrathen die Zeit genugſam, in welcher es geſchmiedet worden.

Cerinthus komt in Verdacht, die Offenbarung geſchrieben zu haben.

5.

Nach dem Tode der Apoſtel 1) erſchien Cerinthus, der für das weltliche tauſendjährige Reich ſehr eingenommen war. Dieſe Meinung ſchrieb ſich urſprünglich von den Juden her, und er war es, der ſie unter den Chriſten ausbreitete. Er gründete ſich desfalls auf die Offenbarung, von der er behauptete, daß ſie ein Werk des heiligen Johannis wäre. Er mochte nun aber hierzu viel oder wenig Grund haben; genug, verſchiedene Orthodoxen hatten ihn in Verdacht, daß er ſelbſt Vater dazu ſei, weil ihnen ſchien, daß dieſes Werk das tauſendjährige Reich zu viel begünſtige, wie wir in der Folge mit Mehrerem ſehen werden.

Andere Kezer, die gegen die Offenbarung waren. — Sonderbare Antwort des Epiphanius.

6.

Indeß erhoben ſich andre Kezer, als nämlich: Cerdo und Marcion, nach dem Tertullianus, und ſelbſt die Alogi, nach dem Epiphanius, gegen die

1) Euſebii Kirchengeſch. B. 3. Hauptſt. 28. und B. 7. Hauptſt. 25.

Offenbarung, welche ſie dem heiligen Johannes abſprachen, weil, wie ſie unter andern Gründen ſagten, zu den Zeiten dieſes Apoſtels noch keine chriſtliche Kirche zu Thyatira geweſen ſei. Dieſes ihnen einzuräumen, fürchtet ſich der heilige Epiphanius auch im geringſten nicht; er nimt vielmehr an, daß Johannes, weñ er an eine Kirche zu Thyatira ſchreibe, ganz und gar nicht von einer damals ſchon vorhandenen Kirche, ſondern im prophetiſchen Geiſte rede.

7.

So ſtritten alſo über die Offenbarung Kezer gegen Kezer, indem ſich die Orthodoxen noch ganz von ferne hielten. Wenigſtens ſind wir in der vollkommenſten Ungewißheit, aus welchem Geſichtspunkte ſie dieſen Streit betrachteten.

Juſtinus erklärt ſich für die Offenbarung zuerſt.

8.

Der Märtyrer Juſtinus, der um 170 nach Chriſti Geburt ſchrieb, iſt der erſte von allen Kirchenlehrern, welcher der Offenbarung gedenket; und das Merkwürdigſte dabei iſt, daß er ſie dem Apoſtel Johannes beilegt. In dem Geſpräche mit Tryphon fragte ihn dieſer Jude, ob er nicht glaube, daß Jeruſalem noch einmal wieder hergeſtellt werden würde. Hierauf antwortet Juſtinus, daß er ſeines Theils, ſo wie jeder rechtgläubige Chriſt, es allerdings glaube, und ſagt: „Es hat unter uns „einen gewiſſen Mañ, Namens Johannes, gegeben, „welcher einer von den zwölf Apoſteln Jeſu Chri„ſti geweſen. Dieſer hat in ſeiner Offenbarung

„ geweiſſaget, daß die Gläubigen tauſend Jahre in „ Jeruſalem zubringen würden.“ Das iſt das einzigemal, daß Juſtinus in ſeinen Werken die Offenbarung anführt; und warum führt er ſie an? Das tauſendjährige Reich damit zu beweiſen.

9.

Aus den Worten dieſes Kirchenlehrers läßt ſich nicht ſchließen, daß ſie damals von allen und jeden Kirchen angenommen geweſen. Juſtinus ſcheint blos anzuzeigen, welcher Meinung er für ſich ſei; oder höchſtens, welcher Meinung diejenigen Chriſten wären, die in dieſem Punkte rechtgläubig dächten, das iſt: das tauſendjährige Reich glaubten. Aber das iſt wohl auſſer Streit, daß Juſtinus für ſeinen Kopf ein falſches Evangelium anführt, weñ er in dem nämlichen Geſpräche ſagt, daß, als Jeſus Chriſtus in den Jordan getreten, ſich ein Feuer darin entzündet, und man vom Himmel die Stimme gehört habe: du biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt. Er verſichert, daß die Apoſtel dergleichen Dinge geſchrieben hätten, die gleichwohl nur in dem Evangelio der Ebioniten ſtanden.

Sein Charakter.

10.

Allerdings gab ſich Juſtinus Mühe, ſich von der Wahrheit geſchehener Dinge wohl zu unterrichten. Er war viel gereiſet, und zwar nicht als ein gemeiner Mañ, ſondern als ein ſehr aufmerkſamer Antiquar.

(Iſt nicht weiter fortgeſezt.)

Gedanken

über die

Herrnhuter.

1780.

(Die Ausgabe von Berlin nimt 1750 als das Jahr an, in welchem Leſſing dieſe Schrift ſoll verfertigt haben. Wir glauben, daß ſolches ein Verſehen ſei, weil er ſich erſt in ſeiner lezten Zeit, früher durchaus nicht, mit theologiſchen Gegenſtänden befaßte, und ſezen aus dieſem Grunde ſowohl, als auch wegen des Charakters der Schreibart, 1780 dafür.)

Gedanken
über die
Herrnhuter.

Oro atque obsecro, ut multis injuriis jactatam atque agitatam aequitatem in hoc tandem loco confirmari patiamini.

Cicero pro P. Quintio.

Die Siege geben dem Kriege den Ausſchlag; ſie ſind aber ſehr zweideutige Beweiſe der gerechten Sache: oder vielmehr ſie ſind gar keine.

Die gelehrten Streitigkeiten ſind eben ſowohl eine Art von Kriegen, als die kleinen Zuzus eine Art von Hunden ſind. Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meinung ſtreitet; ob der Streit Blut oder Dinte koſtet? Genug, man ſtreitet.

Und alſo wird auch hier der, welcher Recht behält, und der, welcher Recht behalten ſollte, nur ſelten einerlei Perſon ſein.

Tauſend kleine Umſtände können den Sieg bald auf dieſe, bald auf jene Seite lenken. Wie viele würden aus der Rolle der Helden auszuſtreichen ſein, weñ die Wirkung von ſolchen kleinen Umſtänden, das Glük nämlich, ſeinen Antheil von ihren bewundernswürdigen Thaten zurüknehmen wollte?

Laßt den und jenen großen Gelehrten in einem andern Jahrhunderte geboren werden, benehmet ihm die und jene Hülfsmittel, ſich zu zeigen, gebet ihm

andere Gegner, ſezet ihn in ein anderes Land; und ich zweifle, ob er derjenige bleiben würde, für den man ihn jezt hält. Bleibet er es nicht, ſo hat ihn das Glük groß gemacht.

Ein Sieg, den man über Feinde davon trägt, welche ſich nicht vertheidigen können oder nicht wollen, welche ſich ohne Gegenwehr gefangen nehmen oder ermorden laſſen, welche, weñ ſie einen Gegenſtreich führen, aus Mattigkeit durch ihren eigenen Hieb zu Boden fallen; wie iſt ſo ein Sieg zu nennen? Man mag ihn nennen, wie man will; ſo viel weiß ich, daß er kein Sieg iſt: auſſer etwa bei denen, die, weñ ſie ſiegen ſollen, ohne zu kämpfen ſiegen müßen.

Auch unter den Gelehrten gibt es dergleichen Siege. Und ich müßte mich ſehr irren, weñ nicht die Siege unſerer Theologen, die ſie bisher über die Herrnhuter erhalten zu haben glauben, von dieſer Art wären.

Ich bin auf den Einfall gekommen, meine Gedanken über dieſe Leute aufzuſezen. Ich weiß es, ſie ſind entbehrlich; aber nicht entbehrlicher, als ihr Gegenſtand, welcher wenigſtens zu einem Strohmanne dient, an dem ein junger und muthiger Gottesgelehrter ſeine Fechterſtreiche in Übung zu bringen lernen kañ. Die Ordnung, der ich folgen werde, iſt die liebe Ordnung der Faulen. Man ſchreibt, wie man denkt; was man an dem gehörigen Ort ausgelaſſen hat, holet man bei Gelegenheit nach; was man aus Verſehen zweimal ſagt, das bittet man den Leſer das andremal zu übergehen.

Ich werde ſehr weit auszuholen ſcheinen. Allein, ehe man ſich's verſieht, ſo bin ich bei der Sache.

Der Menſch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erſchaffen. Aber eben deßwegen, weil er nicht dazu erſchaffen ward, hängt er dieſem mehr, als jenem nach. Seine Bosheit unternim̃t allezeit das, was er nicht ſoll, und ſeine Verwegenheit allezeit das, was er nicht kañ. Er, der Menſch, ſollte ſich Schranken ſezen laſſen?

Glükſelige Zeiten, als der Tugendhafteſte der Gelehrteſte war! als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln beſtand!

Sie waren zu glükſelig, als daß ſie lange hätten dauern können. Die Schüler der ſieben Weiſen glaubten ihre Lehrer gar bald zu überſehen. Wahrheiten, die jeder faſſen, aber nicht jeder üben kañ, waren ihrer Neubegierde eine allzu leichte Nahrung. Der Himmel, vorher der Gegenſtand ihrer Bewunderung, ward das Feld ihrer Muthmaßungen. Die Zahlen öfneten ihnen ein Labyrinth von Geheimniſſen, die ihnen um ſo viel angenehmer waren, je weniger ſie Verwandtſchaft mit der Tugend hatten.

Der weiſeſte unter den Menſchen, nach einem Ausſpruche des Orakels, in dem es ſich am wenigſten gleich war, bemühete ſich, die Lehrbegierde von dieſem verwegenen Fluge zurükzuholen. Thörichte Sterbliche, was über euch iſt, iſt nicht für euch! Kehret den Blik in euch ſelbſt! In euch ſind die unerforſchten Tiefen, worin ihr euch mit Nuzen verlieren könnet. Hier unterſuchet die geheimſten Winkel. Hier lernet die Schwäche und Stärke, die verdekten Gänge und den offenbaren Ausbruch eurer Leidenſchaften! Hier richtet das Reich auf, wo ihr Unterthan und König ſeid! Hier begreifet und beherſchet das einzige, was ihr begreifen und beherſchen ſollt: euch ſelbſt.

So ermahnte Sokrates, oder vielmehr Gott durch den Sokrates.

Wie? ſchrie der Sophiſt. Läſterer unſerer Götter! Verführer des Volks! Peſt der Jugend! Feind des Vaterlandes! Verfolger der Weisheit! Beneider unſeres Anſehns! Auf was zielen deine ſchwärmeriſche Lehren? Uns die Schüler zu entführen? uns den Lehrſtuhl zu verſchließen? uns der Verachtung und der Armuth preis zu geben?

Allein was vermag die Bosheit gegen einen Weiſen? Kañ ſie ihn zwingen, ſeine Meinung zu ändern? die Wahrheit zu verläugnen? Beweinenswürdiger Weiſe, weñ ſie ſo ſtark wäre! Lächerliche Bosheit, die ihm, weñ ſie es weit bringt, nichts als das Leben nehmen kañ! Daß Sokrates ein Prediger der Wahrheit ſei, ſollten auch ſeine Feinde bezeugen; und wie hätten ſie es anders bezeugen können, als daß ſie ihn tödeten?

Nur wenige von ſeinen Jüngern gingen den von ihm gezeigten Weg. Plato fing an zu träumen, und Ariſtoteles zu ſchließen. Durch eine Menge von Jahrhunderten, wo bald dieſer, bald jener die Oberhand hatte, kam die Weltweisheit auf uns. Jener war zum göttlichen, dieſer zum untrüglichen geworden. Es war Zeit, daß Carteſius aufſtand. Die Wahrheit ſchien unter ſeinen Händen eine neue Geſtalt zu bekommen; eine deſto betrüglichere, je ſchimmernder ſie war. Er eröfnete allen den Eingang ihres Tempels, welcher vorher ſorgfältig durch das Anſehen jener beiden Tirannen bewacht ward. Und das iſt ſein vorzügliches Verdienſt.

Bald darauf erſchienen zwei Männer, die, troz ihrer gemeinſchaftlichen Eiferſucht, einerlei Abſicht hatten. Beiden hatte die Weltweisheit noch allzu viel practiſches. Ihnen war es vorbehalten,

ſie der Meßkunſt zu unterwerfen. Eine Wiſſenſchaft, wovon dem Altertume kaum die erſten Buchſtaben bekant waren, leitete ſie mit ſichern Schritten bis zu den verborgenſten Geheimniſſen der Natur. Sie ſchienen ſie auf der That ertapt zu haben.

Ihre Schüler ſind es, welche jezt dem ſterblichen Geſchlechte Ehre machen, und auf den Namen der Weltweiſen ein gar beſonderes Recht zu haben glauben. Sie ſind unerſchöpflich in Entdekung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinſten Raum können ſie durch wenige, mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimniſſe klar machen, wozu Ariſtoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen ſie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geiſt führen ſie bis in die entfernteſten Himmel, unterdeſſen da das Gemüth durch ſeine Leidenſchaften bis unter das Vieh heruntergeſezt wird.

Allein mein Leſer wird ungeduldig werden. Er erwartet ganz etwas anderes, als die Geſchichte der Weltweisheit in einer Nuß. Ich muß ihm alſo ſagen, daß ich blos dieſes deßwegen vorangeſchikt, damit ich durch ein ähnliches Beiſpiel zeigen könne, was die Religion für ein Schikſal gehabt hat. Und dieſes wird mich weit näher zu meinem Zweke bringen.

Ich behaupte alſo: es ging der Religion wie der Weltweisheit.

Man gehe in die älteſten Zeiten. Wie einfach, leicht und lebendig war die Religion Adams! Allein wie lange? Jeder von ſeinen Nachkommen ſezen nach eignem Gutachten etwas dazu. Das Weſentliche wurde in einer Sündfluth von willkürlichen Säzen verſenkt. Alle waren der Wahrheit untreu geworden, nur einige weniger als die andern;

die Nachkommen Abrahams am wenigſten. Und deßwegen würdigte ſie Gott einer beſondern Achtung. Allein nach und nach ward auch unter ihnen die Menge nichts bedeutender und ſelbſt erwählter Gebräuche ſo groß, daß nur wenige einen richtigen Begrif von Gott behielten, die übrigen aber an dem äuſſerlichen Blendwerke hängen blieben, und Gott für ein Weſen hielten, das nicht leben könne, weñ ſie ihm nicht ſeine Morgen- und Abendopfer brächten.

Wer koñte die Welt aus ihrer Dunkelheit reiſſen? Wer koñte der Wahrheit den Aberglauben beſiegen helfen? Kein Sterblicher. Θεος απο μηχανης.

Chriſtus kam alſo. Man vergönne mir, daß ich ihn hier nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer anſehen darf. Waren ſeine Abſichten etwas anderes, als die Religion in ihrer Lauterkeit wieder herzuſtellen, und ſie in diejenigen Gränzen einzuſchließen, in welchen ſie deſto heilſamere und allgemeinere Wirkungen hervorbringt, je enger die Gränzen ſind? Gott iſt ein Geiſt, den ſollet ihr im Geiſt anbeten. Auf was drang er mehr als hierauf? und welcher Saz iſt vermögender alle Arten der Religion zu verbinden, als dieſer? Aber eben dieſe Verbindung war es, welche Prieſter und Schriftgelehrten wider ihn erbitterte. Pilatus, er läſtert unſern Gott; kreuzige ihn! Und aufgebrachten Prieſtern ſchlägt ein ſchlauer Pilatus nichts ab.

Ich ſage es noch einmal, ich betrachte hier Chriſtum nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer. Ich lehne aber alle ſchrekliche Folgerungen von mir ab, welche die Bosheit daraus ziehen köñte.

Das erſte Jahrhundert war ſo glüklich, Leute zu ſehen, die in der ſtrengſten Tugend einhergingen, die Gott in allen ihren Handlungen lobten, die ihm auch für das ſchmählichſte Unglük dankten, die ſich um die Wette beſtrebten, die Wahrheit mit ihrem Blute zu verſigeln.

Allein ſobald man müde wurde, ſie zu verfolgen, ſobald wurden die Chriſten müde, tugendhaft zu ſein. Sie bekamen nach und nach die Oberhand, und glaubten, daß ſie nun zu nichts weniger als zu ihrer erſten heiligen Lebensart verbunden wären. Sie waren dem Sieger gleich, der durch gewiſſe anlokende Maximen ſich Völker unterwürfig macht; ſobald ſie ſich ihm aber unterworfen haben, dieſe Maximen zu ſeinem eigenen Schaden verläßt.

Das Schwert nuzt man im Kriege, und im Frieden trägt man es zur Zierde. Im Kriege ſorgt man nur, daß es ſcharf iſt; im Frieden puzt man es aus, und gibt ihm durch Gold und Edelſteine einen falſchen Werth.

So lange die Kirche Krieg hatte, ſo lange war ſie bedacht, durch ein unſträfliches und wunderbares Leben, ihrer Religion diejenige Schärfe zu geben, der wenig Feinde zu widerſtehen fähig ſind. Sobald ſie Frieden bekam, ſobald fiel ſie darauf, ihre Religion auszuſchmüken, ihre Lehrſäze in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, und die göttliche Wahrheit mit menſchlichen Beweiſen zu unterſtüzen.

In dieſen Bemühungen war ſie ſo glüklich, als man es nur hoffen konte. Rom, das vorher allen beſiegten Völkern ihre väterlichen Götter ließ, das ſie ſogar zu ſeinen Göttern machte, und durch dieſes kluge Verfahren höher als durch ſeine Macht ſtieg: Rom ward auf einmal zu einem verabſcheu-

ungswürdigen Tirannen der Gewiſſen. Und dieſes, ſo viel ich einſehe, war die vornehmſte Urſache, warum das römiſche Reich von einem Kaiſer zu dem andern immer mehr und mehr fiel. Doch die Betrachtung gehöret nicht zu meinem Zwek. Ich wollte nur wünſchen, daß ich meinen Leſer Schritt für Schritt durch alle Jahrhunderte führen und ihm zeigen köñte, wie das ausübende Chriſtentum von Tag zu Tag abgenommen hat, da unterdeſſen das beſchauende durch phantaſtiſche Grillen und menſchliche Erweiterungen zu einer Höhe ſtieg, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht hat. Alles hing von einem Einzigen ab, der deſto öfter irrte, je ſichrer er irren köñte.

Man keñt diejenigen, die in dieſen unwürdigen Zeiten zuerſt wieder mit ihren eigenen Augen ſehen wollten. Der menſchliche Verſtand läßt ſich zwar ein Joch auflegen; ſobald man es ihn aber zu ſehr fühlen läßt, ſobald ſchüttelt er es ab. Huß und einige andre, die das Anſehen des Statthalters Chriſti nur in dieſem und jenem Stüke zweifelhaft machten, waren die gewiſſen Vorboten von Männern, welche es glüklicher gänzlich über den Haufen werfen würden.

Sie kamen. Welch feindſeliges Schikſal mußte zwei Männer über Worte, über ein Nichts uneinig werden laſſen, welche am geſchikteſten geweſen wären, die Religion in ihrem eigentümlichen Glanze wieder herzuſtellen, weñ ſie mit vereinigten Kräften gearbeitet hätten? Selige Männer, die undankbaren Nachkommen ſehen bei eurem Lichte, und verachten euch! Ihr waret es, die ihr die wankenden Kronen auf den Häuptern der Könige feſtſeztet; und man verlacht euch als die kleinſten, eigennüzigſten Geiſter.

Doch die Wahrheit ſoll bei meinem Lobſpruche nicht leiden. Wie kam es, daß Tugend und Heiligkeit gleichwohl ſo wenig bei euren Verbeſſerungen gewannen? Was hilft es, recht zu glauben, weñ man unrecht lebt? Wie glüklich, weñ ihr uns eben ſo viel fromme als gelehrte Nachfolger gelaſſen hättet! Der Aberglaube fiel. Aber eben das, wodurch ihr ihn ſtürztet, die Vernunft, die ſo ſchwer in ihrer Sphäre zu erhalten iſt, die Vernunft führte euch auf einen andern Irrweg, der zwar weniger von der Wahrheit, doch deſto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Chriſten entfernt war.

Und jezt, da unſre Zeiten — ſoll ich ſagen ſo glüklich? oder ſo unglüklich? — ſind, daß man eine ſo vortrefliche Zuſammenſezung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worin man mit Mühe und Noth eine von der andern unterſcheiden kañ; worin eine die andere ſchwächt, indem dieſe den Glauben durch Beweiſe erzwingen, und jene die Beweiſe durch den Glauben unterſtüzen ſoll; jezt, ſage ich, iſt durch dieſe verkehrte Art, das Chriſtentum zu lehren, ein wahrer Chriſt weit ſeltner, als in den dunklen Zeiten geworden. Der Erkeñtniß nach ſind wir Engel, und dem Leben nach Teufel.

Ich will es dem Leſer überlaſſen, mehr Gleichheiten zwiſchen den Schikſalen der Religion und der Weltweisheit aufzuſuchen. Er wird durchgängig finden, daß die Menſchen in der einen wie in der andern nur immer haben vernünfteln, niemals handeln wollen.

Nun kõmt es darauf an, daß ich dieſe Betrachtung auf die Herrnhuter anwende. Es wird leicht ſein. Ich muß aber vorher einen kleinen Sprung zurük auf die Philoſophie thun.

Man ſtelle ſich vor, es ſtünde zu unſern Zeiten ein Mañ auf, welcher auf die wichtigſten Verrichtungen unſerer Gelehrten von der Höhe ſeiner Empfindungen verächtlich herabſehen köñte, welcher mit einer ſokratiſchen Stärke die lächerlichen Seiten unſerer ſo geprieſenen Weltweiſen zu entdeken wüßte, und mit einem zuverſichtlichen Tone auszurufen wagte:

„Ach! eure Wiſſenſchaft iſt noch der Weisheit Kindheit,
„Der Klugen Zeitvertreib, ein Troſt der ſtolzen Blindheit!"

Geſezt, alle ſeine Ermahnungen und Lehren zielten auf das Einzige, was uns ein glükliches Leben verſchaffen kañ, auf die Tugend. Er lehrte uns, des Reichtums entbehren, ja ihn fliehen. Er lehrte uns, unerbittlich gegen uns ſelbſt, nachſehend gegen andre ſein. Er lehrte uns, das Verdienſt, auch weñ es mit Unglük und Schmach überhäuft iſt, hochachten, und gegen die mächtige Dum̃heit vertheidigen. Er lehrte uns, die Stimme der Natur in unſern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns, Gott nicht nur glauben, ſondern, was das Vornehmſte iſt, lieben. Er lehrte uns endlich, dem Tode unerſchroken unter die Augen gehen, und durch einen willigen Abtritt von dieſem Schauplaze beweiſen, daß man überzeugt ſei, die Weisheit würde uns die Maske nicht ablegen heiſſen, weñ wir unſere Rolle nicht geendigt hätten. Man bilde ſich übrigens ein, dieſer Mañ beſäße nichts von aller der Keñtniß, die deſto weniger nüzt, je prahlender ſie iſt. Er wäre weder in den Geſchichten, noch in den Sprachen erfahren. Er kenne die Schönheiten und Wunder der Natur nicht weiter, als in ſofern ſie die ſicherſten Be-

weiſe von ihrem großen Schöpfer ſind. Er habe alles das unerforſcht gelaſſen, wovon er, bei Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit deſto mehr Befriedigung ſeiner ſelbſt, ſagen kañ: ich weiß es nicht; ich kañ es nicht einſehen. Gleichwohl mache dieſer Mañ Anſpruch auf den Titel eines Weltweiſen. Gleichwohl wäre er ſo beherzt, ihn auch Leuten abzuſtreiten, welchen öffentliche Ämter das Recht dieſes blendenden Beinamens gegeben haben. Weñ er es nun gar, indem er in allen Geſellſchaften der falſchen Weisheit die Larve abriſſe, dahin brächte, daß ihre Hörſäle, ich will nicht ſagen leer, doch minder voll würden; ich bitte euch meine Freunde, was würden unſere Philoſophen mit dieſem Manne anfangen? Würden ſie ſagen: Wir haben geirret? Ja, er hat Recht. Man muß keinen Philoſophen kennen, weñ man glaubt, er ſei fähig zu widerrufen.

Hu! würde ein ſtolzer Algebraiſt murmeln, Ihr mein Freund, ein Philoſoph? Laßt einmal ſehen. Ihr verſteht doch wohl einen hyperboliſchen Afterkegel zu cubiren? Oder nein — — Könnet Ihr, eine Exponentialgröße differenziren? Es iſt eine Kleinigkeit; hernach wollen wir unſre Kräfte in etwas größerm verſuchen. Ihr ſchüttelt den Kopf? Nicht? Nun, da haben wir's. Bald wollte ich wetten, Ihr wißt nicht einmal, was eine Irrationalgröße iſt? Und werft Euch zu einem Philoſophen auf? O Verwegenheit! o Zeit! o Barbarei!

Ha! Ha! fällt ihm der Aſtronom in's Wort, und alſo werde auch ich wohl eine ſchlechte Antwort von Euch zu erwarten haben? Deñ weñ Ihr, wie ich höre, nicht einmal die erſten Gründe der Algebra inne habt, ſo müßte Gott es Euch unmittelbar eingegeben haben, weñ Ihr eine beſſere Theo-

rie des Monds hättet, als ich. Laßt ſehen, was Ihr davon wiſſet? Ihr ſchweiget? Ihr lachet gar?

Plaz! Ein paar Metaphyſiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden eine Lanze zu brechen. Nun, ſchreit der eine, Ihr glaubet doch wohl Monaden? Ja. Ihr verwerfet doch wohl die Monaden, ruft der andere? Ja. Was? Ihr glaubet ſie, und glaubet ſie auch nicht? Vortreflich!

Umſonſt würde er es wie jener Bauerknabe machen, den ſein Pfarrer fragte: „kañſt du das „ſiebente Gebot?“ Anſtatt zu antworten, nahm er ſeinen Hut, ſtellte ihn auf die Spize eines Fingers, ließ ihn ſehr künſtlich darauf herumtanzen, und ſezte hinzu: „Herr Pfarr, könnet Ihr „das?“ Doch ich will ernſthafter reden. Umſonſt, ſage ich, würde er ſeinem Hohnſprecher andere wichtige Fragen vorlegen. Vergebens würde er ſogar beweiſen, daß ſeine Fragen mehr auf ſich hätten, als die ihrigen. Könnet Ihr, würde er etwa zu dem erſten ſagen, Euren hyperboliſchen Stolz mäßigen? Und zu dem andern: ſeid Ihr weniger veränderlich, als der Mond? Und zu dem dritten: kañ man ſeinen Verſtand nicht in etwas beſſerem üben, als in unerforſchlichen Dingen? Ihr ſeid ein Schwärmer! würden Sie einmüthig ſchreien; ein Narr, der dem Tollhauſe entlaufen iſt! Allein man wird ſchon Sorge tragen, daß Ihr wieder an Ort und Stelle komt.

Gott ſei Dank, daß ſo ein verwegener Freund der Lügen noch nicht aufgeſtanden iſt, und zu unſern Zeiten auch nicht aufſtehen möchte: deñ die Herren, welche mit der Wirklichkeit der Dinge ſo viel zu thun haben, werden ſchon ſorgen, daß meine Einbildung nimmermehr zur Wirklichkeit gelangt.

Wie aber, weñ ſo ein Schikſal unſre Theologen betroffen hätte? Doch ich will mich ohne Umſchweif erklären. Ich glaube, daß, was ſo ein Mañ, wie ich ihn geſchildert habe, für die Weltweiſen ſein würde, das ſind anjezt die Herrnhuter für die Gottesgelehrten. Sieht man bald, wo ich hinaus will?

Eine einzige Frage, die man, weñ man die geringſte Billigkeit hat, nimmermehr bejahen kañ, wird deutlich zeigen, daß meine Vergleichung nicht ohne Grund iſt. Haben die Herrnhuter, oder ihr Anführer, der Graf von Zinzendorf, jemals die Abſicht gehabt, die Theorie unſeres Chriſtentums zu verändern? Hat er jemals geſagt: in dieſem oder jenem Lehrſaze irren meine Glaubensgenoſſen? Dieſen Punkt verſtehen ſie falſch? Hier müßen ſie ſich von mir zurecht weiſen laſſen? Weñ unſre Theologen aufrichtig ſein wollen, ſo werden ſie geſtehen müßen, daß er ſich nie zu einem Regirungsverbeſſerer aufgeworfen hat. Hat er ihnen nicht mehr als einmal die deutlichſten Verſicherungen gethan, daß ſeine Lehrſäze in allem dem augsburgiſchen Glaubensbekeñtniß gemäß wären? Schon gut, werden ſie antworten; allein warum behauptet er in ſeinen eigenen Schriften Sachen, die dieſen Verſicherungen offenbar widerſprechen? Haben wir ihn nicht der abſcheulichſten Irrtümer überführt? Man erlaube mir, daß ich die Beantwortung dieſes Punkts ein wenig verſpare. Genug, wir haben ſein Bekeñtniß; er verlangt nichts in den Lehrſäzen unſerer Kirche zu verändern. Was will er deñ?

(Die Fortſezung fehlt.)

[illegible]

[illegible]

TERTULLIANUS

DE

PRAESCRIPTIONIBUS.

1 7 7 8.

Einleitung.

Lupus, der 1675 eine Ausgabe dieſer Schrift mit einem weitläuftigen Commentar herausgegeben, in welchem allerdings viele gute, brauchbare Antiquität zuſammengetragen worden, die zuſammen den ganzen neunten Band ſeiner zu Venedig 1727 in Folio geſammelten Werke ausmachen, wirft daſelbſt die Frage auf: wie der Titel dieſer gegenwärtigen Schrift des Tertullians heiſſen müße; ob: Liber Praescriptionum adversus Haereticos, oder Liber de Praescriptionibus Haereticorum? und gibt ſeine weiſe Entſcheidung dahin, daß beide Titel nicht unſchiklich wären. Doch ſei der lezte, meint er, wohl der ſchiklichere, und ſcheine der zu ſein, den der Verfaſſer ſelbſt ſeinem Buche gegeben.

Aber wußte den Lupus nicht, daß man dieſen Titel noch auf eine dritte Weiſe anzugeben pflegt? daß man ihn auch de Praescriptione, nicht *Praescriptionibus*, Haereticorum auszudrüken pflegt? So lautet er in der Ausgabe des Rigaltius von 1634, ſo in der Ausgabe des Moreau von 1658. 1)

Und wie kömt es, daß Lupus die ganze Note des Rigaltius nicht geleſen hat? Es muß ihm dieſe Ausgabe gar nicht zu Geſichte gekommen ſein, ob er gleich den Rigaltius in der Zueignungſchrift ausdrüklich anführt.

1) Moreau ſcheint in dem Titel dem Rigaltius gefolgt zu ſein.

Überſezung.

1.

Die Beſchaffenheit der gegenwärtigen Zeitläufte erheiſcht auch von uns dieſe Ermahnung, daß wir uns über dergleichen Kezereien durchaus nicht wundern ſollen. Weder darüber, daß ſie ſind, noch darüber, daß ſie den Glauben einiger untergraben; deñ dazu ſind ſie eben, damit es dem Glauben weder an Verſuchung noch an Bewährung fehle. Ein ſehr nichtiges und unbedächtiges Ärgerniß alſo, ſich darüber zu ärgern, daß die Kezereien gerade ſo viel vermögen, als ſie zu vermögen beſtim̃t ſind! Deñ weñ einmal beſchloſſen ward, daß irgend ein Ding ſein ſollte: ſo muß ja wohl der Urſache, derentwegen es iſt, auch die Kraft entſprechen, durch die es ſein kañ, was es ſein ſollte.

2.

Das Fieber, das unter andern tödlichen und peinlichen Krankheiten den Menſchen abzufordern beſtim̃t iſt, erregt ja unſere Verwunderung weder weil es iſt, noch weil es den Menſchen abfordert. Deñ es iſt, weil es nun einmal iſt; und fordert ihn ab, weil es ihn abfordern ſoll. Alſo auch die Kezereien, durch welche der Glaube entkräftet und vernichtet wird! Weñ uns davor grauet, daß ſie das vermögen: ſo müßte uns erſt davor grauen, daß ſie das ſind. Weil ſie das ſind, vermögen ſie das: und weil ſie das vermögen, ſind ſie das. Das Fieber indeß, das ſeinem Grunde und ſeiner Kraft nach etwas böſes iſt, wie bekañt, verabſcheuen wir mehr, als daß wir uns darüber verwundern ſollten, und ſuchen, ſo viel möglich, uns davor in

Acht zu nehmen, da es in unſerer Gewalt nicht ſteht, es ganz aus der Welt zu ſchaffen. Und nun die Kezereien, welche den ewigen Tod und die Glut jenes großen Feuers unter uns bringen, wollen einige lieber darob erſtaunen, daß ſie das können, als ſich bemühen, damit ſie es nicht können, ſo leicht ihnen auch dieſe Bemühung ſein würde. Und was vermöchten ſie den̄ auch, die Kezereien, wen̄ man ſich nicht verwunderte, daß ſie ſo viel vermöchten? Den̄ entweder entſteht das Ärgerniß, das ihnen beiwohnt, aus dieſer Verwunderung; oder dieſe Verwunderung aus dieſem Ärgerniſſe. Als ob ſie doch einigermaßen wahr ſein müßten, weil ſie ſo viel vermögen. Ein großes Wunder, daß das Böſe ſo ſeine Kraft hat! Oder iſt das ſo ſehr zu verwundern, daß die Kezereien nur bei denen wirkſam ſind, deren Glauben ſo unwirkſam war? In den Kämpfen der Ringer und Fechter iſt der, welcher ſiegt, nicht eben nothwendig ſtark, und kön̄te nicht beſiegt werden; ſondern der Beſiegte war nur nicht ſtark. Den̄ wen̄ dieſer nämliche Sieger nur bald darauf mit einem Stärkern zuſammenkam, ſo lag er gar wohl unter. Vollkommen ſo ſind es blos die Schwachheit dieſes und jenes, was die Kezereien vermögend macht, die ſchlechterdings nichts vermögen würden, wen̄ ſie auf einen vermögenden Glauben träfen.

3.

Beſonders pflegen jene Wundermäuler ſich ſehr erbaulich zu ärgern, wen̄ es gerade gewiſſe Perſonen ſind, die von der Kezerei angeſtekt werden. Warum doch der und jener, die ſo gläubige, ſo kluge, ſo geübte Glieder der Kirche waren, dieſer oder jener Erzgelehrte! Wer ſollte ſich hierauf nicht ſelbſt antworten: da ſie ſelbſt durch Kezerei ſo verunſtaltet wer-

den können, ſo müßen ſie ſehr klug, ſehr gläubig, ſehr geübt auch nicht geweſen ſein. Es iſt doch, denk' ich, eben nichts ſonderbares, weñ auch ein Geprüfter in der Folge hintenausweicht. Saul, der vor ſo vielen andern gut war, ward doch hernach vom Neide zu Grunde gerichtet. David, ein guter Mañ nach dem Herzen Gottes, machte ſich hernach doch des Meuchelmordes und des Ehebruchs ſchuldig. Salomon, der mit aller Gnade und Weisheit von dem Herrn beſchenket ward, ließ ſich dennoch von den Weibern zur Abgötterei verführen. Dem einzigen Sohne Gottes war es vorbehalten, ohne allen Fehl zu verbleiben. Was deñ nun mehr, weñ auch ein Biſchof, weñ ein Diakonus, weñ eine heilige Witwe oder Jungfrau, weñ ein Lehrer, 1) weñ ſogar ein Märtyrer von der Regel abgefallen iſt? Haben die Kezereien darum mehr Wahrheit erhalten? Prüfen wir den Glauben nach den Perſonen, oder die Perſonen nach dem Glauben? Niemand iſt weiſe, als der Gläubige: niemand iſt vornehmer, als der Chriſt. Niemand aber iſt Chriſt, der nicht ausgehalten hat bis an das Ende. Du, als Menſch, keñſt einen jeden nur von auſſen; du wähnſt, was du ſiehſt. Du ſiehſt aber nicht weiter, als deine Augen reichen. Aber des Herrn Augen, ſteht geſchrieben, 2) dringen tief. Der Menſch ſieht das Antliz, und Gott das Innerſte des Herzens. Und alſo keñt Gott, die ihm zugehören: 3) und die Pflanze, die ſein Vater nicht gepflanzet hat, reiſſet er aus, 4) und macht aus den Erſten die Lezten, 5) die Wurf-

1) Doctor, vielleicht Audientium, wie es beim Cyprian heißt, ein Extrakatechet.

2) 1. König. XXI, 7. 3) 2. Tim. II, 19. 4) Matth. XV, 13. 5) Matth. XX, 16.

ſchaufel in der Hand, um ſeine Tenne zu reinigen. 1) Mag doch auf jeden Windſtoß der Verſuchung von der Spreu des leichten Glaubens ſo viel verfliegen, als nur will: deſto reiner wird das übrige Getraide in die Scheuer des Herrn gebracht. Haben ſich nicht an dem Herrn ſelbſt einige ſeiner Schüler geärgert und ſind von ihm abgewichen? Und doch haben die übrigen, ſeine Fußſtapfen auch verlaſſen zu müßen, darum nicht geglaubt. Sondern ſo viel deren es wußten, daß er das Wort des Lebens ſei, daß er von Gott gekommen, haben bis an's Ende in ſeinem Gefolge verharret: ob er es ihnen ſchon ſelbſt ſanftmüthig frei geſtellt hatte, daß ſie nun auch von ihm weichen kōnten, weñ ſie wollten. Kleinigkeit, weñ hernach einige, als: Phygellus, Hermogenes, Philetus und Hymenäus von ſeinem Apoſtel abtraten: der Verräther Chriſti ſelbſt war in der Zahl ſeiner Apoſtel geweſen. Wir wundern uns, weñ ſeine Kirche von einigen verlaſſen worden, da doch nur das, was uns nach dem Beiſpiele Chriſti begegnet, zeiget, daß wir Chriſten ſind. Sie ſind von uns ausgegangen, aber ſie waren nicht von uns; deñ wären ſie von uns geweſen, ſo wären ſie bei uns blieben.

4.

Wir wollen uns vielmehr ſowohl der Weiſſagungen des Herrn, als der apoſtoliſchen Schriften erinnern, durch die wir vorher gewußt, daß Kezereien kommen würden, durch die wir vorher gewarnt wurden, Kezereien zu fliehen. Und wie wir uns nicht davor entſezen, daß ſie ſind, ſo laßt es uns auch nicht Wunder nehmen, weñ ſie das können, weßwegen wir ſie fliehen ſollen. Der Herr erinnert uns, daß viele reiſſende Wölfe in Schafsklei-

1) Matth. III, 12.

dern kommen werden. Was wären das für Schafskleider, weñ es nicht die äuſſere Fläche des chriſtlichen Namens wäre? Wer ſind die reiſſenden Wölfe anders, als der trügliche Siñ und Geiſt, welcher der Herde Chriſti innerlich auflauert? Wer ſind die falſchen Propheten anders, als die falſchen Prediger? Wer die falſchen Apoſtel anders, als die Lehrer des verfälſchten Evangelii? Wer ſind die Antichriſten jezt und auf immer anders, als die ſich wider Chriſtum empören? Jezt ſind es die Kezereien, welche durch verkehrte Lehren die Kirche nicht weniger zerrütten, als einſt der Antichriſt durch gräßliche Verfolgungen ſie verheeren wird. Nur daß die Verfolgung auch Märtyrer macht, und die Kezerei nur Abtrünnige. Blos deßwegen mußten Kezereien ſein, damit die Bewährten von jeder Art bekañt würden, ſowohl die, welche in den Verfolgungen beſtanden, als auch die, welche ſich von den Kezereien nicht irren ließen. Auch hat er keineswegs befohlen, diejenigen für bewährt zu halten, welche ihren Glauben in Kezerei wandeln, wie man es ihm ganz zuwider erklären würde, was er an einem andern Orte ſagt: Prüfet alles, und das Beſte behaltet. Als ob man, weñ man alles recht geprüft hat, ſich in ſeiner Wahl nicht irren und das Schlechteſte ergreifen köñte.

5.

Ferner, weñ er gegen Zwietracht und Spaltungen eifert, die doch unſtreitige Übel ſind, und ſogleich die Kezereien hinzufügt: ſo erklärt er ja wohl das, was er unſtreitigen Übeln ſogleich beifügt, auch für ein Übel, und zwar für das größere. Nur deßwegen, will er ſagen, habe er an den Spaltungen und Uneinigkeiten nicht gezweifelt, weil er gewußt, daß ſogar Kezereien ſein müßten. Blos in Hinſicht

auf das größere Übel habe er die kleinern ja leicht glauben können. Er ſagt nicht, er habe das Übel geglaubt, weil die Kezereien gut wären; ſondern er nimt nur dabei Gelegenheit, von Verſuchungen einer noch ſchlimmern Gattung vorher zu erinnern, daß man ſich ihrer nicht wundern ſolle, weil auch ſie beſtimt wären, die Bewährten überhaupt mit offenbar zu machen, nämlich die, die ſich von ihnen nicht verführen laſſen. Endlich, weñ das ganze Kapitel darauf abzwekt, die Einigkeit zu erhalten, und die Trennungen zu hintertreiben; durch Kezerei aber die Einigkeit nicht weniger aufgehoben wird, als durch Zwietracht und Spaltungen: ſo müßen ihm ja wohl die Kezereien in dem nämlichen Grade verwerflich ſein, in welchem es ihm Zwietracht und Spaltung ſind. Und ſonach erklärt er nicht diejenigen für bewährt, welche zu Kezereien übergehen: ſondern er eifert gegen dies Übergehen ſelbſt, indem er alle eins und ebendaſſelbe reden, eins und ebendaſſelbe glauben lehrt, welches aber bei den Kezereien nicht ſtatt hat.

6.

Und hiervon weiter nichts, da es ja doch der nämliche Paulus iſt, der an einem andern Orte, wo er an die Galater ſchreibt, die Kezereien unter die fleiſchlichen Laſter zählt; der nämliche, welcher den Titus anweiſet, einen kezeriſchen Menſchen, der einmal ermahnet worden, zu meiden, weil ein ſolcher verkehrt ſei, und ſündige als einer, der ſich ſelbſt verurtheilt habe; der nämliche, der faſt in jeder ſeiner Epiſteln die falſchen Lehren zu fliehen ſo einſchärft, und die Kezereien verurtheilt, deren Werke die falſchen Lehren ſind. Die Kezereien heiſſen im Griechiſchen Häreſes, von einem Worte, welches Wahl bedeutet, als deren wir uns ſo-

wohl bei Ausbreitung als Übernehmung derſelben gänzlich gebrauchen. Er neñt auch daher den Kezer einen, der ſich ſelbſt verurtheilt, weil er das, worüber er verurtheilt wird, ſelber erwählt hat. Wir aber dürfen weder nach unſerm Gutdünken etwas einführen, noch etwas erwählen, was irgend jemand nach ſeinem Gutdünken eingeführt hat. Darin haben wir die Apoſtel zu Vorgängern, als die ſelbſt nach ihrer Willkür nichts erwählt, noch eingeführt, ſondern die von Chriſto überkommene Lehre treulich den Vätern überliefert haben. *Weñ uns alſo auch ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigte*, der ſei von uns verflucht. So hatte es der heilige Geiſt ſchon damals vorausgeſehen, daß der Engel der Verführung ſich einſt durch eine Jungfrau, eine gewiſſe Philumene, in einen Engel des Lichts verſtellen werde, durch deren Zeichen und Zauberkünſte ſich Apelles verführen laſſen, eine neue Kezerei an den Tag zu bringen.

7.

Das ſind die Lehren, welche Menſchen und böſe Geiſter für jukende Ohren mit der Weisheit dieſer Welt erzeuget haben, die der Herr Thorheit neñt, die das Thörichte der Welt erwählet hat, um die Philoſophie ſelbſt damit zu Schanden zu machen. Deñ das iſt eben die Beſchäftigung der Weisheit dieſer Welt, daß ſie die göttliche Natur und Einrichtung auszulegen ſich erkühnet. Die Kezer endlich ſelbſt werden von der Philoſophie aufgewiegelt. Daher die Äonen, und ich weiß nicht was für Formen nebſt der Dreiheit des Menſchen beim Valentinus, der ein Platoniker geweſen war. Daher Marcions Gott wegen ſeiner Ruhe: er war von der Secte der Stoiker. Daher die Sterblichkeit der Seele, die von den Epikurern behauptet

wird. Daher die Wiederherſtellung des Fleiſches, welche in allen Schulen der Philoſophen geläugnet wird. Wird wo die Materie Gott gleich gemacht: das war Zenons Lehre. Wird wo des feurigen Gottes erwähnt: das ſchreibt ſich von Heraklitus her. Kurz, die nämlichen Fragen werden bei Kezern und Philoſophen aufgeworfen, und auf die nämliche Weiſe in einander geflochten. Woher das Übel, und warum? Woher der Menſch, und wie? Oder was ueulich gar Valentinus aufgegeben: woher Gott? Wo anders her, als aus ſeiner Entymiſi und Ektromate. Und armer Ariſtoteles! der du deine Dialektik dazu leihen mußt, die ſo künſtlich bauen, ſo künſtlich einreiſſen kañ, die auf alles ein Sprüchelchen hat, ſo dringend muthmaßet, ſo zwingend folgert, im Hadern ſo mächtig iſt, in ihren eigenen Reden ſich ſo verwikelt, nichts zu Ende bringt, immer von vorne anfängt. Daher jene Fabeln und Geſchlechtsregiſter, die kein Ende haben, jene fruchtloſen Aufgaben, jene wie der Krebs um ſich freſſende Reden, von wechen uns der Apoſtel gern zurükhalten möchte, weñ er die Philoſophie namentlich anführt und ſeine Koloſſer davor warnet: [1]) Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philoſophie und loſe Verführung nach der Menſchenlehre und nach der Welt Sazungen, und nicht nach Chriſto. Er war zu Athen geweſen, und hatte dieſe menſchliche Weisheit, dieſen Affen der beſſern, dieſe Verfälſcherin der wahren, näher kennen lernen, ſich mit ihr eingelaſſen und ſelbſt erfahren, in wie mannigfaltige Kezereien auch ſie ſich treñt, die ſich alle unter einander widerſprechen. Was hat alſo Athen mit Jeruſalem zu thun? was die Akademie mit der Kir-

1) II, 8.

che? was die Kezer mit den Chriſten? Unſere Lehre iſt aus der Halle Salomonis, nach deſſen Grundſaze der Herr in Einfalt des Herzens zu ſuchen iſt. Auf ihre Gefahr, die lieber ein ſtoiſches, oder platoniſches, oder dialektiſches Chriſtentum wollen!

8.

Uns hat Chriſtus Jeſus alle Wißbegier unnöthig, uns hat das Evangelium alles Forſchen überflüſſig gemacht. Weñ wir glauben, ſo verlangen wir nichts weiter zu glauben. Deñ das glauben wir vor allen Dingen, daß weiter nichts iſt, was wir zu glauben hätten. Ich komme alſo zu demjenigen Punkte, welchen auch die Unſrigen vorwenden, weñ ſie ihrer Neugier nachhängen wollen, und den die Kezer ſo eindringen, weñ ſie ihren Vorwiz annehmlich machen wollen. Es ſtehet geſchrieben, ſagen ſie: Suchet, ſo werdet ihr finden! Laßt uns nicht vergeſſen, wañ der Herr dieſe Aufmunterung ergehen laſſen. Ich glaube, es war im Anfange ſeiner Lehre, als noch alle zweifelten, ob er der Chriſt ſei; als ihn Petrus noch nicht für den Sohn Gottes erklärt hatte; als ſelbſt Johannes an ihm zu zweifeln begañ. Damals war es Zeit, zu rufen: Suchet, ſo werdet ihr finden! als derjenige noch mußte geſucht werden, der noch nicht erkañt war. Und das zwar, ſo weit es den Juden galt! Deñ nur dieſe hatten ſich der ganzen verweiſenden Aufmunterung anzunehmen, die das hatten, wo ſie Chriſtum ſuchen ſollten. Sie haben, ſagt er, Moſen und Eliam, das iſt, das Geſez und die Propheten, welche Chriſtum verkündigen. So wie es anderwärts ganz offenbar lautet: Suchet in der Schrift; deñ ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin; und ſie iſt's, die von mir zeuget. Das war das Suchet, ſo

werdet ihr finden! Deñ daß auch das Folgende die Juden anbelangt, iſt augenſcheinlich: Klopfet an, ſo wird euch aufgethan! Die Juden waren ehemals Gott näher geweſen, hernach waren ſie ausgeſtoßen worden, und hatten angefangen, von Gott fern zu ſein. Aber die Heiden waren Gott nie näher geweſen; ſie waren immer geachtet wie ein Tropfen, der im Eimer bleibt; wie ein Stäubchen auf der Tenne; waren immer auſſerhalb geweſen. Wer alſo immer auſſerhalb war, wie ſoll der da anklopfen, wo er niemals geweſen iſt? Kañ der die Thüre kennen, durch die er nie eingelaſſen und nie ausgeſtoßen worden? Oder wird der, der es weiß, daß er darin geweſen und ausgeſtoßen worden, nicht vielmehr klopfen, weil er die Thüre keñt? Auch das Bittet, ſo werdet ihr nehmen! kömt nur dem zu, welcher es wußte, von wem er bitten ſollte, von wem ihm etwas verſprochen worden; nämlich vom Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, welchen die Heiden eben ſo wenig kañten, als ihnen irgend eine Verheiſſung von ihm bewußt war. Daher ſprach er deñ auch nur zu Iſrael, weñ er ſagte: Ich bin nicht geſandt, deñ nur zu den verlornen Schafen des Hauſes Iſrael. Noch hatte er den Hunden das Brod der Kinder nicht vorgeworfen; noch hatte er nicht befohlen, auf die Straßen der Heiden auszugehen. Nur ganz zulezt befahl er auszugehen, und auch die Heiden zu lehren und zu taufen, weil ſie nun bald den Tröſter, den heiligen Geiſt, überkommen würden, der ſie in alle Wahrheit leiten werde; und auch das gilt nur jenen. Deñ weñ auch die Apoſtel, die zu Lehrern der Heiden beſtimt ſind, erſt ſelbſt an dem heiligen Geiſt einen Lehrer erhalten ſollen: ſo fällt ja das Suchet, ſo werdet ihr finden! für uns um ſo mehr weg, die wir von den Apoſteln die

Lehre ohnedies erhalten ſollten, welche die Apoſtel ſelbſt von dem heiligen Geiſt erhielten. Alle Worte des Herrn, die durch die Ohren der Juden zu uns gekommen, ſind zwar für alle niedergeſchrieben; doch da die meiſten an gewiſſe Perſonen gerichtet ſind, ſo können ſie für uns die alte Kraft des Befehls eigentlich nicht haben, ſondern nur nach Maßgebung.

9.

Ich verlaſſe aber dieſen Poſten nun freiwillig. Es mag allen ohne Ausnahme geſagt ſein: Suchet, ſo werdet ihr finden! ſo muß doch auch hier der Siñ dem Steuer einer ſichern Auslegung folgen. Keine göttliche Rede iſt ſo ſchlaf und ſchwankend, daß man ſich nur die Worte zu vertheidigen begnügen müßte, ohne den Siñ der Worte feſtſezen zu können. Vor allen Dingen lege ich aber das zum Grunde: daß Chriſtus ſchlechterdings etwas beſtim̃tes und gewiſſes müße verordnet haben, was die Welt glauben und ſonach ſuchen ſolle, damit ſie es glauben könne, weñ ſie es gefunden. Einer beſtim̃ten und gewiſſen Verordnung aber läßt ſich nicht bis in's Unendliche nachforſchen. Man muß ſuchen bis man gefunden hat, und glauben, ſobald man gefunden hat. Endlich muß man auch bewahren, was man einmal geglaubt hat: und das iſt's alle. Glaubeſt du nun gar obendrein, daß nichts anders zu glauben iſt: ſo iſt ja auch nichts anders zu ſuchen, ſo bald du das gefunden und geglaubt, was von dem verordnet iſt, der dir nichts anders zu glauben befiehlt, als was er verordnet. Wem das bis jezt noch zweifelhaft iſt, dem ſoll es bald klar werden, daß das, was Chriſtus verordnet hat, bei uns zu finden. In Zuverſicht auf dieſen Beweis will ich einige nur hier im

voraus erinnern, daß weiter nichts zu ſuchen, als was ſie ſchon geglaubt, und daß da eben das ſei, was ſie ſuchen ſollen; damit ſie das Suchet, ſo werdet ihr finden! nicht ohne Verſtand auslegen.

10.

Der Verſtand dieſes Spruches aber beruhet auf dieſen drei Stüken: auf der Sache, auf der Zeit, und auf der Weiſe. Der Sache nach iſt zu erwägen, was zu ſuchen; der Zeit nach, wañ; und der Weiſe nach, wie weit. Alſo iſt zu ſuchen, was Chriſtus verordnet. Es iſt zu ſuchen, weñ wir es noch nicht gefunden; es iſt zu ſuchen, bis wir es gefunden. Nun haben wir es aber ja wohl gefunden, weñ wir es geglaubt. Deñ wie hätten wir es glauben können, weñ wir es nicht gefunden? Wie hätten wir es ſuchen können, weñ wir es nicht finden wollen? Darum ſuchen wir, um es zu finden; darum finden wir, um es zu glauben. Alles Suchen, alles Finden hört mit dem Glauben auf. Dieſes Ziel wird durch die Frucht des Suchens ſelbſt geſtekt. Dieſen Graben hat der ſelbſt gezogen, welcher will, daß wir nichts anders glauben ſollen, als was er verordnet hat; und ſonach auch nichts anders ſuchen. Deñ ſollten wir deßwegen, weil andere andere Dinge verordnet haben, nur immer ſo lange fortſuchen, ſo lange noch etwas zu finden wäre, ſo müßten wir ja immer ſuchen, und köñten nie glauben. Oder wo wäre deñ das Ende des Suchens? die Ruheſtätte des Glaubens? die Entſagung des Findens? Bei dem Marcion? Aber auch Valentinus ruft mir ja zu: Suchet, ſo werdet ihr finden! Alſo bei dem Valentinus? Aber auch Apelles dringt ja mit dieſer Vermahnung in mich, und Hebion und Simon, und wie ſie alle nach der Reihe heiſſen, die ſich bei mir gern

einſchmeicheln, die mich ihnen gern zum Sclaven machen möchten. Da ich alſo auf allen Seiten ſein ſoll, um zu ſuchen und zu finden: kañ ich nirgends ſein; und das wollten ſie gern, daß ich nirgends wäre, als ob ich es nicht bereits angegriffen hätte, was Chriſtus angeordnet, was allein zu ſuchen, was allein zu glauben iſt.

11.

Man irrt ungeſtraft, ſagen ſie, weñ man nicht ſündigt. Als ob irren nicht auch ſündigen wäre. Alles was ich ſagen möchte, iſt: nur der ſchweift ungeſtraft umher, der nichts verläßt. Weñ ich aber bereits geglaubt habe, was ich glauben ſollen, und wähne, daß ich noch etwas anderes ſuchen müße, ſo hoffe ich ja wohl auch etwas anderes zu finden, welches ich auf keine Weiſe hoffen würde, weñ ich wirklich geglaubt hätte, was ich zu glauben ſchien, oder weñ ich nicht aufgehört hätte, es zu glauben. Indem ich alſo meinen Glauben verlaſſe, werde ich als ein Verläugner deſſelben befunden. Ich ſage es noch einmal. Niemand ſucht, als der, welcher entweder nichts gehabt hat, oder verloren hat. Das Weib hatte von zehn Groſchen einen verloren: alſo ſuchte ſie. Sobald ſie ihn fand, hörte ſie auf zu ſuchen. Der Nachbar hat kein Brod: alſo klopft er an. Sobald ihm aufgethan wird, und er bekömt, hört er auf zu klopfen. Die Witwe verlangte, bat, von dem Richter gehört zu werden, weil ſie nicht vorgelaſſen ward. Kaum war ſie gehört, und vorbei war dies Anliegen. Alſo hat es doch ein Ende das Suchen, das Klopfen, das Bitten. Dem Bittenden wird gegeben, heißt es, dem Klopfenden wird aufgethan, und der Suchende findet. Was gilt's; nur darum ſucht einer immer, weil er nicht findet! Deñ er

ſucht da, wo nichts zu finden iſt. Was gilt's; nur darum klopft einer immer an, weil niemals aufgethan wird! Deñ er klopft an, wo niemand iſt. Was gilt's; nur darum bittet einer immer, weil er niemals gehört wird! Deñ er bittet von dem, der nicht höret.

12.

Und geſezt auch, daß wir noch und immer ſuchen müßten; wie! bei wem ſollten wir wohl ſuchen müßen? Bei den Kezern? bei denen alles fremd, alles unſerer Wahrheit entgegen iſt? denen wir gar nicht zu nahe kommen ſollen? Welcher Knecht erwartet ſein Brod von einem Fremden? geſchweige von dem Feinde ſeines Herrn? Welcher Kriegsmañ nimt Sold und Geſchenke von Bundsloſen? geſchweige — — —

(Iſt nicht weiter überſezt.)

Anmerkungen.

1.

Alles, was Tertullian in dieſem und den folgenden Kapiteln von den Kezereien ſagt, kañ vollkommen auf die deiſtiſchen und naturaliſtiſchen Schriften angewendet werden, über deren Ausbreitung und Eindruk man ſich ſo ſehr wundert. Deñ auch der Naturaliſmus gehört unter die Rotten, die prophezeiet worden, und dazu beſtiñt ſind, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem.

2.

Erogare köñte hier ſehr wohl durch abfordern, nämlich aus dieſem Leben, gegeben werden. Febris erogando homini deputata erinnert mich an die Fabel von den drei Botſchaften des Todes, unter welchen ſich ebenfalls ein Fieber befand. Lupus will erogatio durch Erſchöpfung überſezt wiſſen, quia uti erogatio pecuniam, ita febris cruciato exhaurit humanam substantiam.

Auch von den gefährlichen Schriften, gegen welche unbeſonnene Zeloten öffentlich predigen, gilt, was Tertullian von den Kezereien ſagt: nihil valebunt, si illas tantum valere non mirentur, nämlich die ſchwachgläubigen Eiferer, die den Schaden, welchen dergleichen Bücher ſtiften, nicht genug bejammern zu können glauben. Aut enim dum mirantur, in scandalum subministrantur. Leute werden zu ihrem Ärgerniſſe damit be — — — —

(Iſt nicht weiter fortgeſezt.)

Kleine
hinterlaſſene Bruchſtüke.

1778 – 1781.

Das

Chriſtentum der Vernunft.

1.

Das einzige vollkommenſte Weſen hat ſich von Ewigkeit her mit nichts, als mit der Betrachtung des Vollkommenſten beſchäftigen können.

2.

Das Vollkommenſte iſt er ſelbſt; und alſo hat Gott von Ewigkeit her nur ſich ſelbſt denken können.

3.

Vorſtellen, wollen und ſchaffen, iſt bei Gott eines. Man kan̄ alſo ſagen: alles was ſich Gott vorſtellet, alles das ſchaft er auch.

4.

Gott kan̄ ſich nur auf zweierlei Art denken: entweder er denkt alle ſeine Vollkommenheiten auf einmal, und ſich als den Inbegrif derſelben; oder er denkt ſeine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgeſondert, und jede von ſich ſelbſt nach Graden abgetheilt.

5.

Gott dachte ſich von Ewigkeit her in aller ſeiner Vollkommenheit; das iſt, Gott ſchuf ſich von

Ewigkeit her ein Weſen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er ſelbſt beſaß.

6.

Dieſes Weſen neñt die Schrift den Sohn Gottes, oder welches noch beſſer ſein würde, den Sohn Gott: einen Gott, weil ihm keine von den Eigenſchaften fehlt, die Gott zukommen; einen Sohn, weil unſerm Begriffe nach dasjenige, was ſich etwas vorſtellt, vor der Vorſtellung eine gewiſſe Priorität zu haben ſcheint.

7.

Dieſes Weſen iſt Gott ſelbſt und von Gott nicht zu unterſcheiden, weil man es denkt, ſobald man Gott denkt, und es ohne Gott nicht denken kañ; das iſt, weil man Gott ohne Gott nicht denken kañ, oder weil das kein Gott ſein würde, dem man die Vorſtellung ſeiner ſelbſt nehmen wollte.

8.

Man kañ dieſes Weſen ein Bild Gottes nennen, aber ein identiſches Bild.

9.

Je mehr zwei Dinge mit einander gemein haben, deſto größer iſt die Harmonie zwiſchen ihnen. Die größte Harmonie muß alſo zwiſchen zwei Dingen ſein, welche alles mit einander gemein haben, das iſt, zwiſchen zwei Dingen, welche zuſammen nur eines ſind.

10.

Zwei ſolche Dinge ſind Gott und der Sohn Gott, oder das identiſche Bild Gottes; und die

Harmonie, welche zwiſchen ihnen iſt, neñt die Schrift den Geiſt, welcher vom Vater und Sohn ausgehet.

11.

In dieſer Harmonie iſt alles, was in dem Vater iſt, und alſo auch alles, was in dem Sohne iſt; dieſe Harmonie iſt alſo Gott.

12.

Dieſe Harmonie iſt aber ſo Gott, daß ſie nicht Gott ſein würde, weñ der Vater nicht Gott und der Sohn nicht Gott wären, und daß beide nicht Gott ſein köñten, weñ dieſe Harmonie nicht wäre; das iſt: alle drei ſind eines.

13.

Gott dachte ſeine Vollkommenheiten zertheilt, das iſt, er ſchuf Weſen, wovon jedes etwas von ſeinen Vollkommenheiten hat; deñ, um es nochmals zu wiederholen, jeder Gedanke iſt bei Gott eine Schöpfung.

14.

Alle dieſe Weſen zuſammen heiſſen die Welt.

15.

Gott köñte ſeine Vollkommenheiten auf unendliche Arten zertheilt denken; es köñten alſo unendlich viel Welten möglich ſein, weñ Gott nicht allezeit das vollkommenſte dächte, und alſo auch unter dieſen Arten die vollkommenſte Art gedacht, und dadurch wirklich gemacht hätte.

16.

Die vollkommenſte Art, ſeine Vollkommenheiten zertheilt zu denken, iſt diejenige, weñ man ſie

nach unendlichen Graden des Mehrern und Wenigern, welche ſo auf einander folgen, daß nirgends ein Sprung oder eine Lüke zwiſchen ihnen iſt, zertheilt denkt.

17.

Nach ſolchen Graden alſo müßen die Weſen in dieſer Welt geordnet ſein. Sie müßen eine Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles dasjenige enthält, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr; welches etwas mehr, aber nie die lezte Gränze erreicht.

18.

Eine ſolche Reihe muß eine unendliche Reihe ſein, und in dieſem Verſtande iſt die Unendlichkeit der Welt unwiderſprechlich.

19.

Gott ſchaft nichts als einfache Weſen, und das Zuſammengeſezte iſt nichts als eine Folge ſeiner Schöpfung.

20.

Da jedes von dieſen einfachen Weſen etwas hat, welches die andern haben, und keines etwas haben kañ, welches die andern nicht hätten: ſo muß unter dieſen einfachen Weſen eine Harmonie ſein, aus welcher Harmonie alles zu erklären iſt, was unter ihnen überhaupt, das iſt, in der Welt, vorgehet.

21.

Bis hieher wird einſt ein glüklicher Chriſt das Gebiet der Naturlehre erſtreken; doch erſt nach lan-

gen Jahrhunderten, weñ man alle Erſcheinungen in der Natur wird ergründet haben, ſo daß nichts mehr übrig iſt, als ſie auf ihre wahre Quelle zurükzuführen.

22.

Da dieſe einfachen Weſen gleichſam eingeſchränkte Götter ſind, ſo müßen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich ſein; ſo wie Theile dem Ganzen.

23.

Zu den Vollkommenheiten Gottes gehöret auch dieſes, daß er ſich ſeiner Vollkommenheit bewußt iſt, und dieſes, daß er ſeinen Vollkommenheiten gemäß handeln kañ: beide ſind gleichſam das Sigel ſeiner Vollkommenheiten.

24.

Mit den verſchiedenen Graden ſeiner Vollkommenheiten müßen alſo auch verſchiedene Grade des Bewußtſeins dieſer Vollkommenheiten und der Vermögenheit, denſelben gemäß zu handeln, verbunden ſein.

25.

Weſen, welche Vollkommenheiten haben, ſich ihrer Vollkommenheiten bewußt ſind, und das Vermögen beſizen, ihnen gemäß zu handeln, heiſſen moraliſche Weſen, das iſt ſolche, welche einem Geſeze folgen können.

26.

Dieſes Geſez iſt aus ihrer eigenen Natur genommen, und kañ kein anderes ſein als: Handle

deinen individualiſchen Vollkommenheiten gemäß.

27.

Da in der Reihe der Weſen unmöglich ein Sprung ſtatt finden kañ, ſo müßen auch ſolche Weſen exiſtiren, welche ſich ihrer Vollkommenheiten nicht deutlich genug bewußt ſind.

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

Über die Entſtehung
der
geoffenbarten Religion.

1.

Einen Gott erkennen, ſich die würdigſten Begriffe von ihm zu machen ſuchen, auf dieſe würdigſten Begriffe bei allen unſern Handlungen und Gedanken Rükſicht nehmen: iſt der vollſtändigſte Inbegrif aller natürlichen Religion.

2.

Zu dieſer natürlichen Religion iſt ein jeder Menſch, nach dem Maße ſeiner Kräfte, aufgelegt und verbunden.

3.

Da aber dieſes Maß bei jedem Menſchen verſchieden, und ſonach auch eines jeden Menſchen natürliche Religion verſchieden ſein würde; ſo hat man dem Nachtheile, welchen dieſe Verſchiedenheit, nicht in dem Stande der natürlichen Freiheit des Menſchen, ſondern in dem Stande ſeiner bürgerlichen Verbindung mit andern, hervorbringen koñte, vorbauen zu müßen geglaubt.

4.

Das iſt: ſo bald man auch die Religion gemeinſchaftlich zu machen, für gut erkañte, mußte

man ſich über gewiſſe Dinge und Begriffe vereinigen, und dieſen conventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit beilegen, welche die natürlich erkañten Religionswahrheiten durch ſich ſelber hatten.

5.

Das iſt: man mußte aus der Religion der Natur, welche einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menſchen nicht fähig war, eine poſitive Religion bauen; ſo wie man aus dem Rechte der Natur, aus der nämlichen Urſache, ein poſitives Recht gebauet hatte.

6.

Dieſe poſitive Religion erhielt ihre Sanction durch das Anſehen ihres Stifters, welcher vorgab, daß das Conventionelle derſelben eben ſo gewiß von Gott komme, nur mittelbar durch ihn, als das Weſentliche derſelben unmittelbar durch eines jeden Vernunft.

7.

Die Unentbehrlichkeit einer poſitiven Religion, vermöge deren die natürliche Religion in jedem Staate nach deſſen natürlicher und zufälliger Beſchaffenheit modificirt wird, nenne ich die innere Wahrheit derſelben; und dieſe innere Wahrheit derſelben iſt bei einer ſo groß als bei der andern.

8.

Alle poſitiven und geoffenbarten Religionen ſind folglich gleich wahr und gleich falſch.

9.

Gleich wahr: in ſofern es überall gleich nothwendig geweſen iſt, ſich über verſchiedene Dinge zu vergleichen, um Übereinſtimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen.

10.

Gleich falſch: indem nicht ſowohl das, worüber man ſich verglichen, neben dem Weſentlichen beſteht, ſondern das Weſentliche ſchwächt und verdrängt.

11.

Die beſte geoffenbarte oder poſitive Religion iſt die, welche die wenigſten conventionellen Zuſäze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigſten einſchränkt.

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

Die Religion Chriſti.

1.

Ob Chriſtus mehr als Menſch geweſen, das iſt ein Problem. Daß er wahrer Menſch geweſen, wen̄ er es überhaupt geweſen; daß er nie aufgehört hat, Menſch zu ſein: das iſt ausgemacht.

2.

Folglich ſind die Religion Chriſti, und die chriſtliche Religion zwei ganz verſchiedene Dinge.

3.

Jene, die Religion Chriſti, iſt diejenige Religion, die er als Menſch ſelbſt erkan̄te und übte; die jeder Menſch mit ihm gemein haben kan̄; die jeder Menſch um ſo viel mehr mit ihm gemein zu haben wünſchen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter iſt, den er ſich von Chriſto als bloßem Menſchen macht.

4.

Dieſe, die chriſtliche Religion, iſt diejenige Religion, die es für wahr annim̄t, daß er mehr als Menſch geweſen, und ihn ſelbſt, als ſolchen, zu einem Gegenſtande ihrer Verehrung macht.

5.

Wie beide dieſe Religionen, die Religion Chriſti ſowohl als die chriſtliche, in Chriſto

als in einer und ebenderſelben Perſon beſtehen können, iſt unbegreiflich.

6.

Kaum laſſen ſich die Lehren und Grundſäze beider in einem und ebendemſelben Buche finden. Wenigſtens iſt augenſcheinlich, daß jene, nämlich die Religion Chriſti, ganz anders in den Evangeliſten enthalten iſt, als die chriſtliche.

7.

Die Religion Chriſti iſt mit den klarſten und deutlichſten Worten darin enthalten;

8.

Die chriſtliche hingegen ſo ungewiß und vieldeutig, daß es ſchwerlich eine einzige Stelle gibt, mit welcher zwei Menſchen, ſo lange als die Welt ſteht, den nämlichen Gedanken verbunden haben.

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

Über eine Prophezeiung des Cardanus, die chriſtliche Religion betreffend.

1.

Kerolt an Tutilo.

— — — Ja auch ſodañ, weñ die Vorherſagung in Erfüllung geht, iſt es noch ſehr ungewiß, ob dieſe Vorherſagung eine ächte Prophezeiung geweſen. Deñ was der Schwärmer ohne Überlegung vorherſagte, kañ das Ungefähr ohne Abſicht erfüllen. Folglich gehört zu einer ächten Prophezeiung nicht blos, daß ſie erfüllet, ſondern daß ſie in dem nämlichen Sinne und aus den nämlichen Gründen erfüllt werde, in welchem und aus welchen ſie geſtellet worden. Wer aber kañ von dieſem Sinne und von dieſen Gründen bei der ſchwankenden und räthſelhaften Sprache verſichert ſein, deren ſich die Propheten zu bedienen pflegen?

Ein wahrer Prophet kañ falſch prophezeien, wie wir aus dem Exempel des Jonas wiſſen. Warum ſollte ein falſcher Prophet nicht auch wahr prophezeien können?

Wollen Sie ein Beiſpiel einer ſolchen wahren Prophezeiung eines falſchen Propheten? —

Cardanus, gegen das Ende des 16 Jahrhunderts, hat prophezeiet, daß um 1800 eine ſehr

groſse Veränderung in der chriſtlichen Religion erfolgen werde.

Was iſt wahrſcheinlicher, als daſs dieſe Prophezeiung werde erfüllt werden? Oder vielmehr, was iſt unſtreitiger, als daſs dieſe Prophezeiung ſchon erfüllt worden?

Das Chriſtentum dieſes 18 Jahrhunderts, wie ſehr iſt es von dem Chriſtentum aller vorhergehenden ſiebenzehn Jahrhunderte verſchieden! —

Und gleichwohl war Cardanus höchſtens nur ein ſehr gelehrter Charlatan; aber im mindeſten kein Prophet. —

2.
Tutilo an Kerolt.

— — — Ich komme auf Ihre ſeltſame Prophezeiung des Cardanus. Ich muſs Ihnen geſtehen, daſs ich nie etwas von ihr gehört habe. Ich weiſs wohl, daſs Cardanus abgeſchmakt genug geweſen, Chriſto die Nativität zu ſtellen: aber auch der chriſtlichen Religion? Wo das?

Und weñ er es gethan; nun wohl! Laſſen Sie uns das Viertelhundert Jahre noch warten, und alsdañ von der Erfüllung ſprechen. Deñ was Sie von einer ſchon geſchehenen Erfüllung ſagen, verſtehe ich nicht. —

3.
Kerolt an Tutilo.

Es iſt in den Büchern de Rerum Varietate, wo Cardanus ſchreibt: „Weñ dem alſo iſt; ſo muſs noth-

„ wendig im Jahre Chriſti 1800 eine groſe Verän-
„ derung in den Geſezen Chriſti erfolgen.“ Mit ſeinen eigenen Worten: Quod si ita est, necesse est anno Chrissi MDCCC magnam mutationem futuram esse in Christi lege. Sie ſtehen in dem eilften Kapitel des zweiten Buchs. Nun ſage ich: die Vorausſezung des Cardanus, dieſes ſein Quod si ita est, weñ dem alſo iſt, iſt eine Unrichtigkeit; deñ es iſt nicht alſo. Und gleichwohl hat Cardanus aus dieſer falſchen Vorausſezung etwas ſehr wahres vorher verkündiget.

Deñ daß ſchon jezt eingetroffen, was er erſt auf 1800 verkündiget, das laſſen Sie ſich nicht irren. Er ſelbſt ſagt in dem Folgenden, daß der Termin etwas ſpäter oder früher eintreffen könne; und etwas ſpäter oder früher thut nichts zur Sache. Genug, er hat die groſe Veränderung, welche zu unſern Zeiten mit der chriſtlichen Religion geſchehen iſt, und geſchieht, vorherverkündiget; und hat ſie von ungefähr vorherverkündiget. Das iſt es allein, was ich wollte.

Ob Sie mich übrigens, was dieſe Veränderung ſelbſt anbelangt, nicht verſtehen, oder nicht verſtehen wollen, werden Sie ſich ſelbſt am beſten beantworten können.

Vom Arianismus,

zufolge einer Abhandlung des Herrn Doctor Töllners nämlichen Inhalts.

Wie ſehr der Arianismus in der engliſchen Kirche um ſich gegriffen, und noch um ſich greift, iſt bekañt. Eben ſo bekañt iſt es, daß er ſich auch in die lutheriſche Kirche neuerer Zeit eingedrungen. Wie ſehr er ſich aber von Tag zu Tage darin weiter verbreiten müße, iſt weniger aus den freimüthigen dürren Bekeñtniſſen ſeiner Anhänger, womit noch die meiſten für's erſte an ſich zu halten ihre kleine Urſachen haben, als aus der ſo ſanften Klugheit zu ſchließen, mit welcher ſich zum Theil auch die orthodoxen Gottesgelehrten gegen dieſen Lehrbegrif erklären zu müßen glauben, indem ſie behaupten, oder zu behaupten das Anſehen haben wollen, daß er den Grund des Glaubens im geringſten nicht betreffe, und bei weitem ſo ſchädlich nicht ſei, als er von allen Eiferern ausgegeben worden. Ich will nicht ſagen, daß dieſe Klugheit aus Menſchenfurcht entſtehe, oder aus eitler Begierde, *allen allerlei zu werden*, entſpringe; oder zu der man ſich aus Noth gedrungen zu ſein glaubt; in allen dieſen Fällen würde es eine ſehr kriechende, verächtliche, kurzſichtige Klugheit, kurz, die Klugheit eines Betrügers ſein, welches Verdachts ich mich gegen keinen Menſchen in der Welt ſchuldig machen will. Sondern es iſt ganz gewiß wahre, gut gemeinte Klugheit; es iſt die Klugheit eines Arztes, welcher, weñ ſich die Peſt zeigt, um das die Anſtekung befördernde Schreken der Geſunden

und die Aufgebung der Kranken zu verhüten, es ſo lange, als noch möglich, durchaus nicht Wort haben will, daß es die Peſt iſt, ob er ſchon insgeheim ſeine Mittel und Vorkehrungen darnach einrichtet.

In dieſem Geſichtspunkt betrachte ich wenigſtens die Abhandlung des Herrn Doctor Töllners, deſſen Lob als eines ſcharfſinnigen und kaltblütigen Unterſuchers theologiſcher Wahrheiten ſo allgemein iſt, daß mein Widerſpruch es eben ſo wenig zweifelhaft machen kañ, als meine Einſtimmung es zu beſtärken braucht. Aber eben darum, weil er ein ſo ſcharfſinniger und kaltblütiger Unterſucher iſt, ſei es mir erlaubt, hinter ſeinen Äuſſerungen mehr zu vermuthen, als die bloßen Worte zu ſagen ſcheinen, und zu glauben, daß er völlig in dem Geiſte des vorgedachten klugen Arztes redet und handelt. Deñ obgleich dieſer aus der hervorbrechenden Peſt nur ein bösartiges Fieber, höchſtens eine kleine überhingehende anſtekende Krankheit macht: ſo unterläßt er doch darum nicht, ſeine Mittel, die er dem Kranken verſchreibt, ſeine Vorkehrungen, die er gegen die weitere Verbreitung des Übels macht, ſeine Rathſchläge, die er den Geſunden ertheilet, ſo einzurichten, als ob es —

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

über

den Arianismus,

von

Philalethes dem Mittlern.

Zufolge Herrn Doctor Tellers Antithesen.

Vorrede.

Ich bin aus dem Geſchlechte der Philalethes, von welchem man zwei Brüder ganz neulich aus den Antitheſen des Doctor Tellers hat kennen lernen. Wir ſind der Brüder ſieben, und ich bin der mittelſte von ihnen. Ich glaube nicht, daß eine drolligere Familie unter der Sonne iſt, als wir ſieben Brüder zuſammen ausmachen. Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlaſſen wir uns in dem äuſſerſten Zorne, aber immer bringt uns die Liebe wieder zuſammen. Unſer jüngſter Bruder, der noch ein wenig muthwillig iſt, glaubt ſogar, daß wir uns ohne unſere Zänkereien weniger lieben würden. Weñ wir andern ſechſe daher ganz ruhig und ſtille bei einander ſizen, alle ſechs feſt entſchloſſen, uns nie wieder die Galle rege zu machen; ſo fängt der Schalk in ſeinem Winkel an zu ſeufzen: „Ach, ich armes Kind! daß ich allein übrig geblie„ben bin! daß alle meine Brüder todt ſind, mau„ſetodt! daß nicht ein einziger noch lebt, der „mir ſagen kañ, ob ich ſo recht denke!“ Und dañ

wirft er, mit dieſer oder einer andern Schnurre, als ob er blos laut vor ſich dächte, irgend eine Frage auf, die ganz neu zu ſein ſcheint. Meiſtentheils bin ich der erſte, der ihm antwortet: „Thomas, Thomas! (er heißt Thomas,) fängſt du „doch ſchon wieder an! Schweig doch; unſer „Gläschen ſchmekt uns ja ſo wohl! unſer Pfeifchen glim̃t ja ſo ſchön fort! Siehſt du, wie der „Alte ſchon ſpañt!" — Peter heißt dieſer unſer älteſter Bruder, und das glauben wir alle ſeinem Alter ſchuldig zu ſein, daß, weñ er den Mund öfnen will, wir alle ſchweigen, ihn nicht unterbrechen, ihn völlig ausreden laſſen. Nun fängt Peter an, in einem ruhig lehrenden Tone; und wer uns nicht keñt, ſollte denken: dasmal wird alles recht gut gehen. Thomas wird belehrt, und damit iſt es aus. Aber Thomas hat dies und das noch nicht verſtanden, bittet ihn, noch dieſes und jenes zu erklären, und iſt ſo unbefriedlich, daß die andern Brüder — weil Peter ſich mit dem Erklären ſo nicht recht abgeben kañ — nun ſchon auch das Wort nehmen müßen.

Anfangs zwar nehmen ſie es mit aller Gelaſſenheit. Jeder ſpricht nicht eher, als bis ihn die Reihe trift; und die Reihe geht nach dem Alter, ſo lange wir nur unſer Gutachten abgeben. Nach Petern köm̃t Martin, welcher gemeiniglich ſeinen Spruch mit einem oder vielmehr anhebt. Auf Martin folgt Johañ, den, weil er ſich den Übergang das will ſagen, ſehr geläufig gemacht hat, die jüngern Brüder oft im Scherz den Daswillſagen nennen; ſo wie den zweiten den Bruder Odervielmehr; und den älteſten den Bruder Jch. Deñ das Wörtchen Jch führt alles an, was aus Peters Munde köm̃t. Jch denke, Jch ſage, Jch rathe, Jch — ꝛc.

(Jſt weiter nicht fortgeſezt.)

Hilkias.

1.

So hieß der hohe Prieſter, welcher zu des Joſias Zeiten das Geſezbuch wieder fand. Dieſe Begebenheit wird — — [1]) an beiden Stellen mit einerlei Umſtänden erzählt.

Aber nicht mit ſo hinlänglichen Umſtänden, daß ſich nicht verſchiedene Fragen noch dabei aufwerfen laſſen, über deren richtige Beantwortung die Ausleger noch lange nicht einig ſind.

Ich übergehe die Frage, was eigentlich unter dem wiedergefundenen Geſezbuche zu verſtehen ſei? ob die geſamten fünf Bücher Moſis? Oder nur diejenigen Hauptſtüke des fünften Buches, welche das zweite Geſez enthalten? Deñ eigentlich iſt es keine Frage mehr. Die meiſten und beſten Ausleger kommen darin überein, daß nur die leztern darunter zu verſtehen ſind. Es ſind unnöthige Bedenklichkeiten, warum hier und da ein Gelehrter dieſer Meinung noch nicht ſo recht beitreten will.

Eine andere Frage iſt weit unentſchiedener geblieben; wird auch wohl nie in ihr gehöriges Licht geſezt werden. Dieſe nämlich: Das Exemplar des wiedergefundenen Geſezbuches, war es das einzige damals vorhandene Exemplar?

Es gibt untadelhafte Gottesgelehrte, welche nicht angeſtanden, dieſe Frage zu bejahen. Da aber die Bejahung derſelben von denen, welche die Authenticität der moſaiſchen Schriften überhaupt in Zweifel ziehen, zu Beſchönigung dieſes ihres Zweifels gebraucht worden: ſo haben andere, einen

1) (Hier iſt eine Lüke in Leſſings Handſchrift.)

ſo übeln Gebrauch abzuwenden, am beſten zu thun geglaubt, weñ ſie die Frage ſelbſt verneinten.

Unter die leztern gehört vornehmlich der Verfaſſer der Briefe über die moſaiſchen Schriften und Philoſophie, welcher, wie bekañt, ſich mit dem Verfaſſer der Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion in der Perſon des Herrn Abts Jeruſalem vereiniget.

Nun hat es mir geſchienen, daß ſich dieſer würdige Mañ durch ſeine gute Abſicht zu weit verleiten laſſen. Er hat, wie mir geſchienen, eine Behauptung für gefährlicher angeſehen, als ſie iſt; er hat, wie mir geſchienen, Gründe gefunden, wo keine ſind; er hat, wie mir geſchienen, Gegengründe, welches dem beſten Manne widerfahren kañ, in zuverſichtlicher Aufwallung für ſeine gute Sache, ſo leicht abgewieſen, daß man glauben ſollte, er habe ſie nie zu überlegen gewürdiget; er hat, wie mir geſchienen, in der Eile Blößen gegeben, in die ich nicht wollte, daß ſeine Gegner ohne Warnung ſtießen, von denen ich überhaupt wünſchte, daß er ſie weder ſo leichtſinnig, noch ſo boshaft angenommen hätte.

Jezt arbeitet er, wie man ſagt, an dem zweiten Theile ſeiner Betrachtungen, welche mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Nach dem Inhalte, welchen er ſelbſt vorläufig davon angegeben, wird es gröſtentheils darin auf die moſaiſchen Religion angeſehen ſein, und es kañ leicht geſchehen, daß er den Punkt wiederum berühren zu müßen glaubt, in welchem ich von ihm abgehe, um mich auf einer andern Stelle des Weges um ſo viel gewiſſer bei ihm zu finden.

Es iſt ſchwer, daß auch die gleichſten Fußgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurüklegen können. Aber weñ die Rauhigkeit des Weges

ſie zwingt, ihre Hände fahren zu laſſen, ſo können ſie doch immer einander mit Achtung und Freundſchaft in den Augen behalten, und immer bereit ſein, weñ ein bedenkliches Straucheln einen gefährlichen Fall drohet, einander zu Hülfe zu eilen.

Mit dieſen Geſinnungen — die ich gegen jeden Freund der Wahrheit habe, und von jedem Freunde der Wahrheit erwarte — wag' ich es alſo, einige Gedanken niederzuſchreiben, die eine bequemere Gelegenheit, geprüft zu werden, ſchwerlich erwarten dürften.

2.

Der Abt ſtreitet wider diejenigen, welche vorgeben, daß es Eſra geweſen ſei, der die Bücher Moſis aus unſichern, verſtümmelten Traditionen zuſammengeſezt habe. 1) Er fordert ſie auf, uns auch nur die Möglichkeit zu erklären: „wie Eſra das „Volk, wie er die Prieſter und Älteſten bereden „mögen, ſo blindlings von ihm ein Buch unter „Moſis Namen anzunehmen, daſſelbe gleich als ei„ne ächte Schrift dieſes ihres göttlichen Prophe„ten zu verehren, es von Stunde an dem ächten „fünften Buche, welches wenigſtens nach ihrem „freigebigen Geſtändniſſe von Moſe herkommen „ſoll, an die Seite zu ſezen, und als gleich wichtig „in ein Volumen mit jenem aufzunehmen, auch öf„fentlich in ihren gottesdienſtlichen Verſamlungen „zu leſen, weñ ſie vorher von einem ſolchen Bu„che nie etwas gehört hätten.“

Er läßt ſie zum Behuf ihres Vorgebens ſagen: „Da die Unwiſſenheit des Volks in ſeiner Religion „zu Joſias Zeiten ſchon ſo groß geweſen, daß kein „Menſch mehr gewußt, ob noch das Geſezbuch in „der Welt wäre, ſo ſei es ſo viele Zeit nachher,

1) Erſter Brief, S. 9.

„und durch die dazu gekommene Gefangenſchaft, dem „Eſra noch weit leichter geweſen, vornehmlich, weñ „er die Älteſten darin auf ſeiner Seite gehabt, die„ſem unwiſſenden und dummen Volke ſo viele Bü„cher unter Moſis Namen in die Hände zu geben, „als er ſelber nur gewollt habe.“

Aber dieſen Vorwand ſelbſt entreißt er ihnen wiederum auf die triumphirendſte Weiſe. „Ein „neues Zeugniß, (ruft er aus,) wie dieſen Herren „alles zu einem Beweiſe gut genug iſt! Erſtlich, „(fährt er fort,) iſt es die größte Unverſchämtheit, „aus der im 2 B. der Könige, Kap. 23 beſchrie„benen Geſchichte, von dem unter des Königes Jo„ſias Regirung wiedergefundenen Geſezbuche zu be„haupten, daß damals überhaupt kein anderes „Exemplar von dem moſaiſchen Geſeze mehr in der „Welt geweſen, als das einzige, und daß es dem „Volke und den Prieſtern ſchon ſo unbekañt gewe„ſen, daß ſie von der Exiſtenz eines ſolchen Buches „gar nichts mehr gewußt hätten.“

Die größte Unverſchämtheit? Das wollte ich, hätte der ehrwürdige Mañ nicht geſagt. Deñ haben nicht eine Menge Gottesgelehrte, alte und neue, ungefähr das Nämliche behauptet, ohne daß man ſie in Verdacht haben kañ, daß ſie ebenſo das daraus ſchließen wollen, was er ſeine Gegner daraus ſchließen läßt, folglich kañ nicht die Behauptung unverſchämt ſein, ſondern die Folge allein muß es ſein, die man daraus ziehen will.

Ich verwerfe die Folge; aber über die Behauptung läßt ſich wenigſtens noch ſtreiten. Und worüber ſich noch ſtreiten läßt, davon muß jeder das eine oder das andere Theil annehmen können, ohne desfalls einer Unverſchämtheit beſchuldiget zu werden. E: Ausdrüklich zu behaupten, daß das wiedergefundene Exemplar des Geſezbuches das einzige in der

Welt geweſen, wäre eine groſse Thorheit. Aber zu behaupten, daſs es eben ſo gut wie das einzige in der Welt geweſen, ſcheint der Wahrheit ſehr nahe zu kommen.

Ich will ſagen: weñ man jenes behaupten wollte, ſo müſste man zeigen, daſs das Original niemals abgeſchrieben worden; und dieſes kañ man nicht zeigen, ſo lange es möglich iſt, daſs es abgeſchrieben werden können; deñ weñ es einmal abgeſchrieben worden, ſo hat es tauſendmal abgeſchrieben werden können, und weñ von dieſen tauſenden neunhundert und neun und neunzig verloren gegangen, ſo hat das tauſendſte dennoch irgendwo ſich erhalten können. Aber das andere zu behaupten, dazu gehört weiter nichts, als anzunehmen, daſs es nur ſelten abgeſchrieben worden, und daſs dieſe ſeltene Abſchriften eben ſo leicht und noch leichter von Handen kommen können, als das Original.

Daſs dieſes auch wirklich geſchehen ſein müſſe, daſs das Volk und die Prieſter, als das moſaiſche Original des Geſezbuches wiedergefunden ward, keine Abſchriften deſſelben in Handen gehabt, daſs ſie dieſes wiedergefundene Geſezbuch in ſeinem ganzen Umfange nicht gekañt: das iſt, was ſich aus jedem Umſtande der bibliſchen Erzählung ſelbſt unwiderſprechlich ergibt; und was unſer würdiger Abt eben ſo vergebens als unnöthig zu widerlegen bemüht iſt.

Es ergibt ſich aus jedem Umſtande der Erzählung [1] — — — — — — — — — — — —

Ich glaube erwieſen zu haben, daſs das Exemplar des Geſezbuches, welches Hilkias wieder fand, das einzige, oder eben ſo gut als das einzige Exem-

1) (Hier iſt im Original eine ganze Octavſeite unbeſchrieben.)

plar war: indem die wenigen Abſchriften, welche von den erſten Königen davon genommen worden, weñ anders dergleichen je davon genommen worden, gewiß unter dem Manaſſe und andern abgöttiſchen Königen verloren gegangen waren, wo nicht gar mit Fleiß vernichtet worden. Nun wäre die Frage, ob Joſias, auf den die Wiederfindung dieſes einzigen Exemplars ſo einen beſondern Eindruk machte, nicht auf die Vervielfältigung deſſelben gedacht, und Abſchriften davon nehmen laſſen?

Es gibt Gelehrte, die dieſe Frage keklich geradezu behaupten. Unter andern ſagt Prideaux; [1] „Auf des Joſias Befehl wurden von dieſem Original ein Haufen Abſchriften gemacht, und ferner „nach allen Stüken der heiligen Schrift genaue Nachſuchung angeſtellt, und aller Orten, wo ſie gefunden worden, ward Verfügung gethan, daß man „ſie ebenfalls abſchreiben möchte; und alſo kamen „von der heiligen Schrift Copeien genug unter die „Leute, ſo daß, wer das Geſez Gottes gern wiſſen „wollte, es entweder ſelbſt abſchrieb, oder ſich ab„ſchreiben ließ.“

Weñ Prideaux geſagt hätte, daß dieſes alles zu vermuthen ſtehe, ſo köñte es hingehen. Aber es für eine ganz unſtreitige Wahrheit auszugeben, und in einem Tone davon zu ſprechen, als ob er die allerunwiderſprechlichſten Beweiſe davon hätte; das iſt wahrlich zu viel. Deñ welches wären ſeine Beweiſe? Wo findet ſich auch nur das allerentfernteſte Zeugniß, davon in den Büchern der heiligen Schrift? Wo ſteht eine Silbe, die nur vermuthen ließe, daß Joſias das wiedergefundene Exemplar abſchreiben laſſen, wo vollends eine Silbe, daß er gar auch die übrigen Bücher der Schrift aufſuchen

1) S. 323.

und ſie ebenfalls abſchreiben laſſen? Die einzigen Währmänner, welche Prideaux alſo für ſich haben kañ, ſind die Rabbinen, deren Zeugniß aber ſo gut als nichts iſt.

Nach den bibliſchen Nachrichten — welches die einzigen gültigen in dieſer Sache ſein können — iſt es vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß auch Joſias keine Abſchriften von dem wiedergefundenen Geſezbuche nehmen laſſen, ſondern ſich damit begnügt, daß er Recht und Religion darnach wieder hergeſtellt, und das Exemplar ſelbſt heiliger aufheben laſſen. Deñ es wird nicht allein in der heiligen Geſchichte keines Abſchreibens gedacht, ſondern bald darauf findet ſich auch ſogar, daß wiederum unter dem ganzen jüdiſchen Volke nur ein einziges Exemplar des Geſezbuches vorhanden geweſen.

Ich meine das, welches Esra hatte, von welchem es zweimal heißt: Nach dem Geſeze, das in deiner Hand iſt. Dieſer Beſiz war es deñ auch, welcher den Esra vornehmlich geſchikt machte, die Religion unter den Juden wieder herzuſtellen.

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

1.

Gegen Maſcho.

Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringſte gegen die Fragmente ſchreiben oder auch gelegentlich erinnern zu laſſen, ohne ſofort meine Augen ſelbſt dabei zu haben.

Ich habe den Ungenañten, vermuthlich zwar nicht wider ſeinen Willen, aber doch ohne ſeinen Willen, in die Welt gezogen; alſo bin ich ihm meine Vorſprache ſchuldig, ſo oft Unwiſſenheit oder Stolz die Naſe über ihn rümpfen.

Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren; und ich bekenne, daß ich ſeinen Zuraunungen nicht immer ſo viel entgegenzuſezen wußte, als ich gewünſcht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zuſammen oder weiter aus einander bringen; und dieſer Dritte kañ niemand als das Publicum ſein.

Ich verliere alſo für mich ſelbſt allen den Nutzen, den ich durch die Aufführung eines ſo lichtſcheuen Gaſtes mir verſprach, weñ ich nicht auf jedes Wort, auf jede Mine aufmerkſam bin, mit welcher man ihn empfängt. Ich muß jeden fragen, der über ihn ſtuzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erſchrikt, oder über ihn poltert: wie verſtehen Sie das? wie beweiſen Sie das?

Ja, ich bin ſtolz genug, zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch andere

derſelben nicht ermangeln dürften. Ich halte mich für kein Haar beſſer, als irgend einen Menſchen in der Welt; aber ich habe auch keine Urſache, mich für ſchlechter zu halten, als irgend einen. Ich kan̄ fehlen, wie andere: aber andere können auch fehlen, wie ich. Und wen̄ ja gefallen ſein muß, ſo will ich lieber über meine eigne Beine zu Boden ſtraucheln, als zu Boden geriſſen werden.

Mit dieſer erneuerten Vorſtellung [1]) ergrif ich alſo auch des Herrn Maſcho Vertheidigung der geoffenbarten chriſtlichen Religion. — Bei der erſten flüchtigen Durchblätterung ſchien es mir, als müßte der Titel vielmehr heiſſen: Vertheidigung der geoffenbarten chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho. Ich will ſagen, daß mir Herr Maſcho ein wenig zu viel ſeine chriſtliche Religion zu vertheidigen geſchienen. Aber das ſchien mir wohl auch nur ſo.

Alſo zu einer zweiten bedächtlichen Lectüre mit der Feder in der Hand! Was ich dabei auf das Papier werfe, ſei unmittelbar an ihn gerichtet, nicht als Brief, ſondern als Stof zu kleinen Briefchen an ihn.

Erſter Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich herzlich, einen Man̄ in Ihnen zu finden, deſſen Denkungsart mir in ſo vielen Stüken ſo wohl behagt. Mit Ihnen, verlohnt es ſich der Mühe, zu ſprechen.

1) (Siehe Antigoeze 7 und 11. Im ſechſten Bande, S. 616 und 646 — 647.)

Zu Maschos eigener Religion und ſeiner Denunciation an Goezen.

Weñ es nur möglich wäre, daß man der Welt ein ächtes Chriſtentum beibringen köñte. S. XIII. der Vorrede zum 1 Stük.

Was vor 50 — 60 Jahren in den menſchlichen Lehrbüchern ſtand, war nicht ihre Religion. S. XV. ebendaſ.

Er macht dem Ungenañten ein Verbrechen daraus, von den Neuerungen in der Religion nichts gewußt zu haben, oder ſich wenigſtens ſo geſtellt zu haben. S. 3. — 4. des 1 Stüks.

Er verwirft das buxtoriſiſche Syſtem der Inſpiration: ohne uns zu ſagen, wie weit ſich nun die Inſpiration erſtreke.

Müßen wir nicht aus einzelnen Worten alle unſre Glaubenslehren nehmen? Und weñ Worte nicht inſpirirt ſind, worauf beruhen deñ unſre Glaubenslehren? —

Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung, und die Bibel iſt eine göttliche Offenbarung, ſind nicht ſynonymiſche Ausdrüke.

Sein Vortrag wird manchem Leſer völlig fremd und unerhört ſein. S. 82. —

Das große Pfingſtwunder? —

Von dem Unterſchiede der mündlichen und ſchriftlichen Offenbarung nach meiner Idee. S. 202.

Über die apoſtoliſchen Wundergaben. S. 234.

Unterſchied des Buchſtabens und des Geiſtes. S. 249.

Wider die übertriebenen Begriffe der Inſpiration. S. 258 — 271.

Barbarus Antibarbaro

das iſt:

Gotthold Ephraim Leſſing

an den

Herrn Chriſtian Georg Silberſchlag.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.

Ovid.

Mein Herr!

Barbaren haben die Philoſophie erfunden. Von Barbaren ſchreibt ſich die wahre Religion her. Wer ſollte nicht gern ein Barbar heiſſen wollen?

Barbaren hießen alle Völker, die nicht Griechen waren. Alſo muß ein Antibarbar und ein Grieche einerlei ſein. Aber ein Grieche und ein Heide war bei den erſten Chriſten einerlei. Wer ſollte vollends nicht gern ein Barbar heiſſen wollen?

Doch das ſind die Barbaren nicht, die Sie meinen. Sie meinen Menſchen von grober Unwiſſenheit und eben ſo groben Sitten; Menſchen, dergleichen mein Ungenañter einer.

Bin ich aber wohl nicht ſtolz, weñ ich mir einbilde, daß der Barbar, deſſen Anti zu ſein Sie mit ſo vieler Beſcheidenheit ſich annehmen, ich ebenſowohl bin, als der Ungenañte?

Sie ſelbſt ſind es, mein Herr, der mich ſo ſtolz zu ſein berechtigt. Nur ein Barbar koñte

unter den Schriften der mir anvertrauten Bibliothek ſo abſcheulich wählen. Nur ein Barbar kañ ſolche Fragmente auf dem Boden der Literatur gewachſen zu ſein vorgeben. Nur ein Barbar — Kurz, ich bin ſtolz, ein Barbar zu heiſſen, und das iſt ſchon Beweiſes genug, daß ich ein Barbar bin.

Nur in einem Stüke möchte ich das nicht ſein, was Sie, mein Herr, zu Barbaren machen. Sie machen die Barbaren ſo gar ſtolz, daß ſie ehrliche Leute ſein können, und Sie ſagen es ſehr deutlich, daß ich und der Ungenañte ſicherlich keiner ſind.

(Iſt davon nichts weiter vorhanden.)

Gegen Semler.

Es hat Euer Hochehrwürden beliebt, Ihre ſonſt ganz ernſthafte Widerlegung des wolfenbüttelſchen Fragments vom Zweke Jeſu und ſeiner Jünger mit einem luſtig gründlichen und gründlich luſtigen Nachſpiele zu beſchließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe in's Tollhaus verwieſen zu werden.

Nun bin ich mit dem großen Tollhauſe, in welchem wir alle, mein Herr Docter, leben, zu wohl bekañt, als daß es mich beſonders ſchmerzen ſollte, weñ die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eigenes Tollhäuschen ſperren möchten.

Weñ wir von Herrn Semler nicht glauben ſollen, daß er im Grunde mit meinem Verfaſſer

einerlei Meinung ſei, ſo muß er uns ohne Anſtand deutlich und beſtimt ſagen:

1. Worin die allgemeine chriſtliche Religion beſtehe.
2. Was das Locale der chriſtlichen Religion ſei, welches man jedes Orts, unbeſchadet jener Allgemeinheit, ausmerzen könne.
3. Worin eigentlich das moraliſche Leben beſtehe, und die beſte Ausbeſſerung eines Chriſten, (S. 70.) welche durch jenes Locale nicht verhindert werde.

(Iſt davon nichts weiter vorhanden.)

Anmerkung

zu einer

Stelle in den philoſophiſchen Geſprächen

über die

unmittelbare Bekañtmachung der Religion

und über

einige unzulängliche Beweisarten derſelben.
Berlin, 1773.

In dem zweiten Geſpräche iſt zwiſchen Agathokles und Hermogenes ausgemacht worden, daß die allgemeine Beſtimmung des Menſchen eine unbeſtiñte Entwikelung ſeiner Kräfte und Fähigkeiten ſei. Dañ komt Hermogenes auf die Frage: Warum deñ die göttliche Weisheit eine ſolche Verſchiedenheit in Abſicht der Grade der Ausbildung unter den Menſchen beliebt? und warum ſie dieſelben nicht vielmehr alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit beſtimt habe? Dieſe Frage, antwortet Agathokles, gehört, offenbar nicht für uns.

Anmerkung zu dieſer Stelle.

Soll dieſes heiſſen: wir ſind nicht berechtigt, auf dieſe Frage Mißvergnügen mit der Einrichtung des Schöpfers zu gründen?

In dieſem Verſtande habe ich nichts dagegen. Auch lerne ich aus der täglichen Erfahrung, daß kein Menſch mit der gegenwärtigen Ausbildung ſeiner Geiſtesfähigkeit mißvergnügt iſt: und es dünkt mich, daß es ganz wider die Natur des Menſchen wäre, weñ er damit mißvergnügt ſein köñte. Er kañ ſich wohl einbilden, daß dieſe nämliche Ausbildung unter andern annehmlichen äuſſerlichen Umſtänden ebenſowohl geſchehen köñte; aber das iſt nicht Mißvergnügen mit dem Grade der Ausbildung, ſondern mit Dingen, die er bei dieſer Ausbildung anders ſein zu können vermeint.

Oder ſoll es heiſſen: der menſchliche Verſtand iſt von der Einſchränkung, daß er über dieſe Frage ganz und gar keine Auskunft geben kañ.

So hüte ich mich ja zu ſagen.

Deñ wie? Weñ ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage ſchlöße, daß der Gegenſtand der Frage ein Unding ſei? Wie, weñ ich ſagte, daß der Menſch, oder jede Seele, ſo lange ſie als Menſch erſcheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung ſeiner Fähigkeiten gelange?

Iſt es deñ ſchon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Menſch iſt? Iſt es deñ ſchlechterdings ſo ganz unſinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommung wohl durch mehr als eine Hülle der Menſchheit durch müßte?

Vielleicht war auch dieſer Wanderung der Seele durch verſchiedne menſchliche Körper, ein ganz neues eignes Syſtem zum Grunde?

Vielleicht war dieſes neue Syſtem kein anderes, als das ganz älteſte — — —

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

(Anfang der Vorrede zu einer Schrift, deren Inhalt ſich nicht errathen läßt.)

Ich muß nun ſchon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblik gereuet hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einſehe, wie ein ſolcher Augenblik noch in der Folge kommen könne, wen̄ ich anders bei geſundem Verſtande bleibe.

Verdruß hat mir freilich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Menſch von meiner Denkungsart vorausſehen kōnte und mochte. Aber genug, daß dieſer Verdruß nur von auſſen kam; daß mir mein Gewiſſen nichts vorzuwerfen hatte; und daß die verächtlichſten Menſchen die wohl nicht ſind, welche nicht alles vorausſehen mögen, was ſie gar wohl vorausſehen kōnten.

Verleumdungen ſind ja nur Verleumdungen, und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen Urſache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel iſt; und der Abgrund, in welchen ſie ſtürzen, an ihrem Unglük immer die kleinſte Schuld hat.

Was ich gethan habe, habe ich nicht anders als auf die feierlichſten, zuverſichtlichſten und unzähligemal wiederholten Aufforderungen unſerer Gottesgelehrten gethan, von welchen man mir nur ein Exempel anzuführen erlaube.

Als mein Freund Mendelsſohn, von Lavater aufgefordert, ein Chriſt zu werden oder zu erklären, warum er es nicht werde, ſich geäuſſert hatte, das Lezte zu thun, weñ man es ihm zu nahe legte, Lavater aber es hierzu nicht kommen zu laſſen für gut befand, ſondern ſein wohlgemeintes Cartel zurüknahm: wer war der Theolog in Göttingen, der es ſo ernſtlich bedauerte, daß — —

(Iſt weiter nicht fortgeſezt.)

Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der chriſtlichen Religion.

Neueſte Ausgabe, S. 44.

Ich leſe in einem Buche, in welchem ich mich ſo oft erbaue und unterrichte: „Ignatius, in ſeinem „Briefe an die Philadelpher, bezeuge klar, daß „ſchon zu ſeiner Zeit einige Schriften der Evan„geliſten und Apoſtel in einer Samlung zuſam„mengebracht geweſen.“ Das macht mich äuſſerſt aufmerkſam. Ich habe die Briefe des Ignatius nur eben einmal durchblättert. Gott! warum kan man nicht alles, alles mit der äuſſerſten gewiſſenhafteſten Aufmerſamkeit leſen!

Mein Verfaſſer iſt ſo ein rechtſchaffener Man, als einer. Die Stelle des Ignatius nach ſeiner Überſezung lautet alſo: „Ich fliehe zu dem Evan„gelio, als dem Körper Chriſti, und zu den Apo„ſteln, als dem Presbyterio der Kirche. Allein, „wir müßen auch die Propheten werth halten, „den auch dieſe kündigten den Menſchen an, daß „ſie ihre Hofnung auf das Evangelium und auf „Jeſum gründen und die Zukunft deſſelben erwar„ten ſollten.“

Was iſt gegen dieſe Stelle zu ſagen? und was kan ich dawider haben, wen mein Verfaſſer von

dem Seinen hinzuſezt: „Jederman wird eingeſte-
„hen, das Ignatius hier durch die Propheten
„die Schriften der Propheten des alten Teſta-
„ments meine; und ſo iſt wohl kein Zweifel, daß
„Ignatius durch das Evangelium die Schrif-
„ten der Evangeliſten, und durch die Apoſtel die
„Schriften der Apoſtel verſtehe.“

Da ſieh nun! ſage ich zu mir ſelbſt. Wie ſehr haſt du dich geirrt, wen̄ du bisher geglaubt, daß in den Kirchenvätern der zwei erſten Jahrhunderte ſchlechterdings keine Spur von irgend einer Sam̄lung neuteſtamentlicher Schriften zu finden ſei! Daß hier und da bei ihnen dieſer und jener neuteſtamentlichen Schrift im einzeln gedacht werde: das wußteſt du wohl. Aber einer Sam̄lung derſelben! — Einer Sam̄lung! Geſteh, daß dir das ſo etwas fremdes, etwas ſo unerwartetes iſt —

Auch muß ich, dem erſten Anblike nach, allerdings bekennen, daß die Überſezung das Original völlig auszudrüken ſcheint. Προςφυγων τῳ ευαγγελιῳ ὡς σαρκι Ιησȣ, και τοις αποςολοις ὡς πρεςβυτεριῳ εκκλησιας. Και τȣς προφητας δε αγαπωμεν δια το και αυτȣς εις το ευαγγελιον κατηγγελκηναι, και εις αυτον ελπιζειν, και αυτον αναμενειν. Das ſind die nämlichen Worte des uninterpolirten Ignatius, ſo wie ſie Veſius zuerſt abdruken laſſen.

Mit ihnen ſtim̄t die alte lateiniſche Überſezung, welche Uſſerius kurz vorher aufgefunden hatte, vollkommen überein. Confugiens Evangelio ut carni Jesu, et Apostolis ut Presbyterio Ecclesiae. Sed et Prophetas deligamns, propter et ipsos in Evangelium annuntiasse et in Christum sperare et ipsum exspectare.

Ich ſchlage hiernächſt den interpolirten Ignatius nach, und finde, daß auch da ſich nichts findet, wo ein andrer Sin̄ durchſchimmerte. Nur das lezte Kolon fließet etwas anders. Προςφυγων τῳ ευ-

ἀγγελιῳ, ὡς σαρκι Ιησȣ Χριςȣ, και τοις ἀποςολοις, ὡς πρεςβυτεριῳ εκκλησιας. Και τȣς Προφητας δε αγαπω, ὡς Χριςον καταγγειλαντας, ὡς τȣ αυτȣ πνευματος μετασχοντας, ȣ̔ και οἱ αποςολοι. Freilich ſcheint mir dieſes lezte Kolon hier gerade der unverfälſchtere Text, und, für ſich betrachtet, jenem tautologiſchen ελπιζειν und αναμενειν weit vorzuziehen zu ſein. Aber was verſchlägt das? Im Grunde iſt der verfälſchte Ignatius hier um nichts verfälſcht; und es iſt blos zum Überfluſſe, daß ich deſſen gleichfalls alte lateiniſche Überſezung auch nachſehe. Confugiens ad Evangelium, tanquam ad corpus Jesu Christi, et ad Apostolos, tanquam ad Presbyterium Ecclesiae. Et Prophetas quidem diligo ut Christum praenuntiantes; continentes ejus Spiritum sicut et Apostoli.

Indem ich alles dieſes in des Clericus Ausgabe der apoſtoliſchen Väter nachſehe, werde ich gewahr, daß die Auslegung meines Verfaſſers keine andere iſt, als die, welche ſchon Clericus von der Stelle des Ignatius gegeben hat. Das Vorurtheil des Anſehens alſo ſteigt in mir: und ich werde immer unruhiger. Videntur haec verba, ſagt Clericus, ein Mañ, dem hergebrachte Meinungen eben nicht an's Herz gewachſen waren, de Evangeliis et Apostolicis Scriptis intelligenda, ut hoc velit *Ignatius*, cognoscendae divinae veritatis causa, se confugere ad Evangelia, quibus crederent; non secus ac si Christus ipse in carne, hoc est in eo statu, quo fuit in terris, conspicuus et etiamnum apud homines vivens eos sermones, qui in Evangeliis leguntur, ore suo proferret; tum etiam ad Scripta Apostolorum, quos habebat quasi totius Christianae Ecclesiae Presbyterium, sub Christo omnium Episcopo, quod coetus omnes Christianorum, quid credendum sit, docerent. Unde

quanti fierent libri novi Testamenti iis temporibus, satis liquet. Addit: *sed et Prophetas amamus*, quia ipsi nuntiarunt, quae pertinent ad Evangelium, id sperarunt atque exspectarunt. Quae respiciunt vetus Testamentum, pro ut scriptum exstat, nam aliunde Prophetae Ignatio innotescere non potuerant. Nec leviter praetermittendum, ab eo, primo quidem loco, novi Testamenti scripta, per quae Christiani sumus, nominari, quasi perfugium suum; secundo vero veteris libros, quia ex iis novum confirmari potest.

Es kañ nicht wohl ſein, daß mein Verfaſſer hier blos mit den Augen des Clericus geſehen hätte. Er hat gewiß nicht minder ſeine eigenen gebraucht; und weñ, bis auf eine Kleinigkeit, beide einerlei ſehen: ſo muß es ja klar und deutlich genug zu ſehen ſein. — Das iſt alles wahr. Und doch! und doch! —

Aber was habe ich deñ dagegen? Muß ich nicht zugeben, daß, weñ in der Stelle des Ignatius unter den Propheten nichts anderes als die Schriften der Propheten gemeint ſein können, die Ausdrüke Evangelium und Apoſtel eben ſo zu erklären ſind? — — —

(Iſt davon nichts weiter vorhanden.)

Anmerkungen
zu einem
vorgelegten Gutachten, über die jezigen Religionsbewegungen, in neun Fragen.

Ich will allen neun Fragen Schritt für Schritt folgen, werde aber nur auf die ſechſte und neunte Rükſicht nehmen, welche die Sache von der politiſchen Seite betrachten ſollen, auf der nur darum ſo viel Staub erregt wird, damit die theologiſche um ſo viel wichtiger erſcheine.

Gleich bei der erſten Frage: Worin die dermaligen Bewegungen in Religionsſachen, beſonders der evangeliſchen Kirche, beſtehen? ſtoße ich an eine Kleinigkeit; nämlich: wie kömt es, daß der Gegenſtand dieſer Frage auf dem Haupttitel der Schrift anders ausgedrükt iſt, als hier? Was hier dermalige Bewegungen in Religionsſachen heißt, hieß dort jezige Religionsbewegungen? Glaubt man mit beiden Ausdrüken vollkommen das Nämliche zu ſagen? oder mit jedem etwas anderes? Weñ das Nämliche: warum dieſe kindiſche Variation? Weñ was anderes: wozu dieſe Täuſcherei?

Doch das Wozu findet ſich bald. Dermalige Bewegungen in Religionsſachen waren ja wohl auch ehemalige. —

Weñ dieſe erſte Frage gehörig beantwortet wäre: was köñte ſie für ein Licht auf alle übrigen verbreiten!

Aber ich zweifle, daß ſie dieſes iſt; deñ eine Diviſion iſt keine Definition. Erſt feſtgeſezt, was Religionsbewegungen überhaupt ſind, ehe man uns mit Klagen zu betäuben ſucht, daß leider jezt dergleichen Bewegungen in allen Ständen der Chriſtenheit, bei den Großen ſowohl als

bei den Gelehrten, bei dem Gelehrten ſowohl als dem gemeinen Manne, zu ſpüren ſind.

Religionsbewegungen ſind Bewegungen: und Bewegungen ſind ſichtbare Veränderungen in der Ordnung der Dinge neben einander.

Aber wer weiß von dergleichen ſichtbaren Veränderungen, ſowohl unter den Religionen überhaupt als unter den verſchiedenen Secten derſelben? In Europa wenigſtens; die Secten der chriſtlichen Religion wenigſtens, ſtehen ſeit geraumer Zeit noch immer in dem nämlichen Verhältniſſe gegen einander, das ſie mit ihrer Conſiſtenz erhielten. Weder die Katholiken haben über die Proteſtanten, noch die Proteſtanten über die Katholiken das geringſte Übergewicht erhalten. Auch nicht einmal, wie man kühnlich hinzuſezen darf, zu erhalten geſucht. Wen̄ die Begierde, ſich in ſeinen Gränzen zu behaupten, auch manchmal die eine Partei darüber hinausgetrieben: ſo iſt es von der andern gemeiniglich nicht weniger geſchehen; und die Wagſchalen haben einander gleich geſtanden, indem die Vorſehung bald in die eine bald in die andere ein Aß zuwerfen laſſen.

Was alſo in der Frage Bewegungen heiſſen, hätten höchſtens Fermentationen heiſſen müßen. Nicht als ob Fermentationen nicht auch Bewegungen wären; es ſind nur Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentirende Ding mit andern Dingen auſſer ihm ſtehet, nicht ändern, ſondern zur Aufklärung und zum Wachstum deſſelben beitragen.

Doch auch das ſollen ſie nicht, wird man ſagen, weil ſie es nicht können, ohne das fermentirende Ding entweder ſchlechter oder beſſer zu machen, als es vorher war, und folglich mit der Ordnung des Werthes die Ordnung der Nüzlichkeit ändern, in welcher ſie mit den Dingen ihrer Art ſtand, und

welche die einzige ſein ſollte, welche die Dinge einerlei Orts haben müßten.

Aber man bedenkt nicht, das die Fermentation durch die ganze Natur geht, wo ſie die nämliche Miſchung der Beſtandtheile findet. Weñ ein Faß Moſt im Keller in Gährung geräth, gerathen ſie alle in Gährung, und ſind, weñ ſie die Gährung ungeſtört überſtanden haben, alle unter einander weder beſſer noch ſchlechter, als ſie vor der Gährung waren.

So auch mit den Religionen. Eine ſtekt die andere an: eine bewegt ſich nie allein. Die nämlichen Schritte zur Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, welche die eine thut, thut die andere bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation geſehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die proteſtantiſche Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewañ, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Pabſttums auf den Staat iſt jezt nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangeliſchen Kirche. Ja, weñ man dieſer verwehren will, noch weiter in ſich ſelbſt zu wirken und alle heterogene Materie von ſich zu ſtoßen, wird ſie auf einmal eben ſo weit hinter dem Pabſttume ſein, als ſie jemals noch vor ihm geweſen. —

(Iſt davon nichts weiter vorhanden.)

welche die einzige seyn sollte, welche die Dinge al-
lerley Orts haben müßten.

Aber man bemerkt nicht, daß die Fermentation durch die ganze Natur geht, wo sie die nämliche Wirkung der Bedenklichkeit ändert. Weil ein Faß Wein vom Keller, in Gährung geräth, gerathen sie alle in Gährung, und nicht, weil sie die Gährung ungehört überstanden haben, oder unter einander wieder ärger noch schlechter, als sie vor der Gährung waren.

Es geht auch mit den Religionen. Eine frißt die andere, und eine bewegt sich um die andere. Die [illegible] chen Schritte zur Verbesserung oder Verschlimmerung, welche die eine thut, thut die andere bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgegangen, haben die Katholiken bald wieder genommen. Der Einfluß des Handlungs und des Staats ist nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangelischen Kirche. Wenn man auch weit gerechter wäre, noch weiter in sich selbst zu gehen und alle betrogene Materie von sich zu stoßen, würde sie auf einmal eben so gute Dienste dem Nächsten seyn, als sie jemals noch vor ihm gewesen. [illegible] Ich kann nicht mehr [illegible] haben.

Rettungen.

1754.

In der Vorrede zum dritten und vierten Theile ſeiner vermiſchten Schriften ſagt Leſſing: „Und wen glaubt „man wohl, daß ich in den Abhandlungen, die Rettun„gen überſchrieben ſind, gerettet habe? Lauter verſtor„bene Männer, die mir es nicht danken können. — Und „gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht „ein ſaures Geſicht dazu machen werden. — Weñ das klug „iſt, ſo weiß ich nicht, was unbeſonnen ſein ſoll.“

Rettung
des
Lemnius,
in
acht Briefen.

Erſter Brief.

An den Herrn P.

Schon ſeit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihren Aufſaz von den unglüklichen Dichtern wieder zurükſchiken können, weil ich ihn gleich in den erſten Abenden durchgeleſen hatte. Allein ich glaubte dieſe Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug laſſen; wenigſtens nicht freundſchaftlich genug. Deñ nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß ſehr viel müßige Stunden haben, daß er ſich ſogleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel geleſen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung ſowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich ſo gerne immer beſchäftigt ſcheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerkſamer bin, als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde alſo ganz gewiß Ihr Werk wenigſtens noch acht Tage auf meinem Tiſche haben raſten laſſen; doch Sie fordern es ſelbſt zurük, und hier iſt es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie ſagen? Als weñ Sie es nicht ſchon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit ſo etwas zufrieden ſein, das auf's höchſte einer Meinung ähnlich ſieht, ſo bin ich zu Ihren Dienſten. Sie zeigen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, die ich ſehr hoch ſchäze, weñ es Ihnen anders nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglüklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragiſche Scenen ziehen Sie Ihren Leſern auf! Hier

ſitzt einer in einer ewigen Finſterniß, und ſieht das Licht nicht, welches, gleich ihm, alles belebet; dort ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Jener ſtirbt, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Bewunderern ſeiner Muſe, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — welche Erniedrigung für euch, ihr Muſen! — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderſpiel iſt, mit einem Teufel von Weibe verheiratet. Die moraliſchen Züge, welche Sie mit unterſtreuen, ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß ſie häufiger wären, daß ſie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flößen, und in einem minder ſchulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglüklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche ſo zu reden die Natur unglüklich gemacht hat, als: die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglüklich würden geweſen ſein, weñ ſie auch keine Dichter geworden wären. Andere haben ihre übeln Eigenſchaften unglüklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglükliche Dichter, ſondern als Böſewichter, oder wenigſtens als Thoren anzuſehen. Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejenigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt, oder eine allzu eifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeſchikt läßt, ihr Glük zu machen verhindert hat. Und in dieſem Verſtande iſt ihre Anzahl ſehr klein. Ja ſie wird noch kleiner, weñ man ihr vorgebliches Unglük in der Nähe mit geſunden Augen, und nicht in einer ungewiſſen Ferne, durch das Vergrößerungsglas ih-

rer eignen, mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Iſt es nicht ärgerlich, weñ man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther ſo bitter, ſo ausſchweifend, ſo verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch ſehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und ſie, die Armuth, iſt ſie deñ etwa nur das Schikſal der Dichter, und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben ſo viel will ich Ihnen arme Weltweiſe, arme Ärzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus dieſem Geſichtspunkte alſo, mein Herr, betrachten Sie, weñ ich Ihnen rathen ſoll, Ihre Materie etwas aufmerkſamer, und vielleicht finden Sie zulezt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewiſſen Stern zu erdichten, der ſich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Muſen zu tiranniſiren. — Sind Sie meiner Erinnerungen bald ſatt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniſſe einen Mañ ausgelaſſen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darin verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl?

Zweiter Brief.

Wahrhaftig, ich bewundere Sie! Ein Beiwort, an deſſen Nachdruk ich nicht einmal gedacht hätte, legen Sie mir in allem Ernſte zur Laſt? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da ſehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal ſo zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderiſchen, den boshaften, den

meineidigen, den unzüchtigen heiſſen. Aber ſagen Sie mir doch, geben Sie ihm dieſe Benennungen, weil Sie ſeine Aufführung unterſucht haben, oder weil ſie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das Leztere, und muß alſo den armen Lemnius dopelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Luther verfolgte, und muß ſein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erſtaunen; Luther und Verfolgen, ſcheinen Ihnen zwei Begriffe zu ſein, die ſich widerſprechen. Geduld! Wen̄ Sie wollen, ſo will ich Ihnen alles erzählen; und alsdan̄ urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles, was heilig iſt, bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt geſehen hat, zu halten. Luther ſteht bei mir in einer ſolchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb iſt, einige kleine Mängel an ihm entdekt zu haben, weil ich in der That der Gefahr ſonſt nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menſchheit, die ich an ihm finde, ſind mir ſo koſtbar, als die blendendſte ſeiner Vollkommenheiten. Sie ſind ſogar für mich lehrreicher, als alle dieſe zuſammen genommen; und ich werde mir ein Verdienſt daraus machen, ſie Ihnen zu zeigen. [1] —

1) So muß der ſprechen, der aus überzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieſer leztern Quelle ſind, leider ein großer Theil der uneingeſchränkten Lobſprüche gefloſſen, die Luthern von unſern Theologen beigelegt werden. Den̄ loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzem-loſem Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerkt, daß ſie, im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden ſind? die ihn heimlich verwünſchen, daß er ſich auf Unkoſten ſeiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichtum der Kirche den Regenten in die Hände ge-

Zur Sache alſo! Lemnius, oder wie er auf Deutſch heißt, Lemichen, lag den Wiſſenſchaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigſten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römiſchen Dichtkunſt, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darin verband er eine gute Keñtniß der griechiſchen Sprache, welches damals noch etwas ſeltenes war. Sein munterer Kopf und ſeine Wiſſenſchaften erwarben ihm die Freundſchaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegerſohn des Melanchthons, befand ſich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden ſich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendſte Weiſe, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundſchaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es dem Lemnius ein, zwei Bücher lateiniſcher Siñſchriften drucken zu laſſen. Er ließ ſie alſo unter ſeinem Namen druken; er ließ ſie in Wittenberg druken, und brachte ſie vorher, wie ich es höchſt wahrſcheinlich zeigen kañ, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Dieſe drei Umſtände, mein Herr, erwägen Sie wohl; ſie beweiſen ſchon ſo viel, daß Lemnius ein gut Gewiſſen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anſtößiges darin, wie es Sabinus dem Druker verſicherte. Nunmehr wurden ſie bekañt gemacht; aber kaum waren ſie einige Tage in den Händen der Leſer geweſen, als Luther auf einmal ein entſezliches Ungewitter wider ſie und ihren Verfaſſer erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darin? Dieſe wäre vielleicht zu

ſpielt, und den geiſtlichen Stand dem weltlichen preis gegeben, da doch dieſer ſo manche Jahrhunderte jenes Sclave geweſen?

entſchuldigen geweſen, weil ſie der Meiſter in dieſer Art des Wizes, Martial, Epigrammaton linguam neñt. Oder fand er, daß ſie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unſchuldigen Nächſten zu brandmahlen? Oder fand er gar ſeine eigene Perſon darin beleidigt? Nein; alles das, deßwegen Siñſchriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darin anzutreffen war; ſondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Siñſchriften das Anſtößige ſonſt nicht iſt: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrſamkeit war der Kurfürſt von Mainz, Albrecht, einer der vornehmſten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kañ ſich ein Dichter ſonſt erkeñtlich erzeigen, als mit ſeinen Verſen? Er machte alſo deren eine ziemliche Menge zu ſeinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten Regenten. Er nahm ſich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkoſten zu thun, welcher an dem Albrecht einen Gegner hatte. Er gedachte ſeines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte ſich, ſeine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholiſchen Prinzen, in Wittenberg, vor ſeinem Angeſichte zu loben, ſchien ihm ein unvergebliches Verbrechen. 1) Ich dichte dieſem großen Manne hierdurch nichts

1) Es war den erſten Reformatoren ſehr ſchwer, dem Geiſte des Pabſttums gänzlich zu entſagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine weſentliche Lehre der chriſtlichen Religion iſt, war ihnen weder recht bekañt, noch recht behäglich. Und gleichwohl iſt jede Religion und Secte, die von keiner Toleranz wiſſen will, ein Pabſttum.

an, und berufe mich deßwegen auf ſein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anſchlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6 Tome ſeiner Schriften, altenburgiſcher Ausgabe, nachleſen können. Hier werden Sie ſeine Geſinnungen in den trokenſten Worten finden; Geſinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieſer hohen Schule beizubehalten ſcheinet. Luther donnerte alſo mündlich und ſchriftlich wider den unbehutſamen Epigrammatiſten, und brachte es in der erſten Hize ſogleich dahin, daß ihm Stubenarreſt angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtſame Creatur iſt; und hier ſehe ich es auch. Lemnius erſchrak deſto heftiger, je unvermutheter dieſer Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falſche Beſchuldigungen wider ihn ſchmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit ſeinem Eifer anſtekte; ſeine Freunde machten ihm Angſt, und prophezeieten ihm lauter Unglük, anſtatt ihm Muth einzuſprechen; ſeine Gönner waren erkaltet; ſeine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beſchimpfung, einer unverdienten Beſchimpfung zu entziehen, was ſollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit, zu überlegen, daß die Flucht ſeiner guten Sache nachtheilig ſein werde. Er floh; er ward citirt; er erſchien nicht; [1]) er

1) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienſer zurükberiefen, um ſich gegen ſeine Ankläger zu vertheidigen, antworten können: Ευηθες, τον εχοντα δικην ζητειν αποφυγειν, ενον φυγειν. Und als man den Alcibiades fragte: „ob er ſeinem Vaterlande (τῃ πα-„τριδι) nicht zutraue, daß es gerecht ſein werde?“ antwortete er: „auch meinem Mutterlande nicht (τῃ „μητριδι). Wie leicht kañ es nicht aus Irrtum „oder Unwiſſenheit ein ſchwarzes Steinchen für ein „weiſſes greifen.“

ward verdammet; er ward erbittert; er fing an, ſeine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte ſich, ſobald er ſich in Sicherheit ſahe; er ſchimpfte; er ſchmähte; er läſterte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu ſagen?

Dritter Brief.

Ehe ich fortfahre, ſoll ich Ihnen auf verſchiedene Punkte antworten. Wohl! der erſte iſt dieſer: Sie behaupten die Lobeserhebungen des Albrechts wären nicht das Einzige geweſen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; ſondern verſchiedne bittere Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mañ hätten das Ihre dazu beigetragen. Sie berufen ſich dieſerwegen auf des Mattheſius und Luthers eigenes Zeugniß. Allein wie ſchwer wird es Ihnen fallen, weñ ſie dieſe Anzüglichkeiten in den erſten zwei Büchern, von welchen allein jezo die Rede iſt, werden erhärten ſollen! Weñ Lemnius ſpottet, ſo ſpottet er über die allergemeinſten Laſter und Thorheiten; er braucht niemals andere als poetiſche Namen; und das Beiſſende iſt ſein Fehler ſo wenig, daß ich ihm gar wohl einen ſtärkern Vorrath davon gewünſcht hätte; geſezt auch, daß das Bißchen Ehre dieſes oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte alſo kühnlich,

Zu der Nachricht, daß ihn ſeine Landsleute zum Tode verurtheilt, ſprach er: „Wir wollen ihnen zeigen, „daß wir noch leben." Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Athenienſern den dekelikiſchen Krieg. Aelian. L. 13. c. 37.

daß Lemnius ſo wenig ein Verleumder iſt, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatiſten halten kañ, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausſtreuet, ohne ſich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier ſind ſie ja, rufen Sie, die gottloſen Siñſchriften, welche eine ſolche Ahndung gar wohl verdienten. Hat ſie nicht Schelhorn angeführt? Und ſollten Sie ſie nicht geleſen haben? — — Ja, mein Herr, ich habe ſie geleſen; und dieſe eben ſind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwiderſprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man dem Lemnius machte. Martial bittet in der Vorrede zu ſeinen Siñſchriften: absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß ſie bei dem Geier wären, die verdam̃ten Ausleger! Bald wird man vor dieſem Geſchmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweiſen braucht man kaltes Blut. Laſſen Sie uns alſo ganz gelaſſen anfangen; und zwar bei dem Midas. Der Rang geht nach den Ohren! Das Siñgedicht, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieſes: „Midas, (ſpricht er,) „weñ ſchon dein Haus auf Marmorſäulen ruhte; „weñ du in deinen Kaſten gleich venetianiſche „Schäze verſchloſſen hätteſt: ſo biſt du doch ungelehrt, und nichts beſſer als ein Bauer. Deñ was „du biſt, kañ der Geringſte aus dem Pöbel ſein.“ Wen muß er wohl mit dieſer Siñſchrift gemeint haben? Einen reichen Edelmañ ohne Zweifel, deſſen ganzer Verſtand der Goldklumpen war; oder wohl gar, weñ es dergleichen ſchon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit ſeinen Hofbauern vermengen würde, weñ ihn nicht das reiche Kleid keñtlich machte. — Ach, was Edelmañ?

Was Graf? Hier iſt ein ganz andrer gemeint. Der Dichter iſt ein Majeſtätsſchänder, und er meint niemand geringern, als den Kurfürſten von Sachſen. — — Wen? den großmüthigen Johañ Friedrich? Wie iſt das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es iſt klar; leſen Sie doch nur das Original:

In Midam.

Exstent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Kurfürſt von Sachſen gemeint iſt? O, Sie ſind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile:

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

iſt nicht umſonſt. Wo fließt deñ die Elbe? Wem dienet deñ dieſer Fluß? — Doch es fällt mir unmöglich, in dieſem Tone länger fortzufahren. Im Ernſte alſo: kañ eine Beſchuldigung boshafter und zugleich ungegründeter ſein? Von allen den übrigen Siñſchriften, die man ihm zur Laſt legt, werde ich ein Gleiches ſagen müßen. Er ſchildert einen Thraſo, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläſern in ſich gegoſſen: und das ſoll der Commandant in Wittenberg ſein. Er malet einen Rabuliſten ab, deſſen nichts bedeuten-

des Gewäſche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer ſollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was iſt gleichwohl klärer, als daß dieſes ein Frauenzimmer ſein muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte deñ Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mañsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterſchied zugleich beſuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine chriſtliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir alſo, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieſer Art übergehe; und ſuchen Sie, weñ Sie können, in den erſten zwei Büchern ſtärkere und der Wahrheit gemäßere Beiſpiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; ſo ſeien Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielt haben, ob es uns gleich jezt, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewiſſer kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug, daß doch damals ſeine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugniſſe der Zeitverwandten ſehen könne. — Ich will mich, dieſes zu widerlegen, nicht dabei aufhalten, was ich von den Gränzen einer erlaubten Satyre hernehmen köñte; ſondern ich will mich gleich zu dem Zeugniſſe ſelbſt wenden, auf welches Sie ſich berufen. Laſſen Sie uns alſo die Stelle aus des Mattheſius Predigten über das Leben unſeres Luthers näher betrachten. Hier iſt ſie: „Im 38 „Jahr thät ſich herfür ein Poetaſter, Simon

„Lemchen genañt: der fing an, viel guter Leut' „mit ſchändlichen und läſterlichen Verſen zu ſchmä„hen, und die großen Verfolger des Evangelii „mit ſeiner Poeterei zu preiſen, auch unſern Doc„tor in ſeiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm „großer Leut' Verwandten halfen, daß ſolche „Schmähſchriften gedrukt, und heimlich ausge„ſtreuet wurden, wie auch dieſer Lemnius her„nach eine riſtaniſche und greuliche Läſterſchrift, „die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehe„ſtand und der Kirchendiener Ehe, und viel ehr„baren Frauen zu Unehren ließ ausgehen ꝛc." Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Mattheſius recht wohl zufrieden, aber als Geſchichtſchreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er ſagt: „Lemnius habe Luthern in ſeiner Krankheit ver„höhnt." Wo finden Sie in den erſten zwei Büchern die geringſte Spur davon? Suchen Sie, ſo viel Sie wollen! Mattheſius begeht hier ein Hyſteronproteron, welches gar nicht fein iſt. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Böſen gedacht, als bis er es an ihm erholte. Das Siñgedicht, auf welches Mattheſius hier zielt, ſtehet in dem dritten Buche, in welchem freilich ſehr viele nichtswürdige Sachen ſtehen, die aber durchaus nicht zur Urſache ſeiner Verdammung können gemacht werden, weil er ſie erſt nach derſelben den beiden erſten Büchern beifügte. Es iſt zwar ſo ſchmuzig und ſo niederträchtig, daß ich mich mehr, als die beiden erſten Zeilen, welches folgende ſind:

In M. Lutherum

Ipſe dyſenteriam pateris clamaſque cacando,
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen ſcheue: wen̄ es aber auch noch ſchmuziger, noch niederträchtiger wäre, ſo würde es dennoch dem Mattheſius ſehr übel zu nehmen ſein, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falſchheiten ſeine Zuflucht nim̄t, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüthes war. Da er ſich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kan̄ man ihm in dem Übrigen trauen? Werden die „ſchändlichen und läſterlichen Verſe auf viel gute „Leute nicht eben ſo erdichtet, wenigſtens zu früh „vorweg genommen ſein, als die Verhöhnung des „kranken Luthers?“ Und ſie ſind es auch allerdings, weil, was ich ſchon mehr als einmal geſagt habe, in den ganzen beiden erſten Büchern keine Spur davon anzutreffen iſt. Es bleibt alſo auch in dieſem Zeugniſſe dem Lemnius weiter nichts zur Laſt, als daß er, wie Mattheſius ſagt, „die großen „Verfolger des Evangelii mit ſeiner Poeterei ge„prieſen hat.“ Aber auch das iſt nicht eigentlich wahr, weil er den Kurfürſten Albrecht zwar lobt, aber ſtets blos als einen Beförderer der Wiſſenſchaften und als einen Beſchüzer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden, reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weitem, ſo viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf ſeine Liebe gegen die alte Religion zielt. — Auf Ihren erſten Einwurf, mein Herr, glaubte ich Ihnen alſo genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten,

allein ich will es lieber verſparen und Sie argwohnen laſſen, daß ich nicht ſogleich etwas dagegen erwidern kōnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerkſamkeit ſchwächen.

Vierter Brief.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf ſchuldig. Sie behaupten, Lemnius habe ſeine Siñſchriften verſtohlner Weiſe drukken laſſen; ich hingegen habe geſagt, es ſei höchſt wahrſcheinlich, daß er ſie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen ſich auf ein Schreiben des leztern an den Kurfürſten, deſſen Inhalt Sekendorf anführt; und ich bin kühn genug, eben dieſes Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon ſchreibt alſo an den Kurfürſten, welchem ohne Zweifel Luther dieſe Kleinigkeit auf der allerſchwärzeſten Seite vorgeſtellt hatte: „Was er dabei verſehen habe, ſei ohne Vorſaz geſchehen; Lemnius habe ihm für ſeine erwieſene „Wohlthaten ſchlecht gedankt, und ihn ſelbſt an „zwei Stellen ſehr ſchimpflich durchgezogen. Er „habe die Siñſchriften nicht eher zu ſehen bekommen, als da ſie ſchon abgedrukt geweſen. Weil „er viel Anzüglichkeiten gegen Privatperſonen darin gefunden, habe er dem Verfaſſer ſogleich „Stubenarreſt ankündigen laſſen, und ſei Willens „geweſen, ihn zu relegiren. Als er den Tag darauf gar Verſchiedenes angetroffen, was dem Kurfürſten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft nehmen laſſen. Lemnius aber ſei ihm mit der Flucht zuvor-

„ gekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen, und
„ ihn endlich, weil er nicht erſchienen, mit
„ Schimpf von der hohen Schule verbañt. Er bit-
„ te alſo den Kurfürſten, es ihm nicht übel zu
„ deuten, daß er, wegen der vielen akademiſchen
„ Geſchäfte, die Siñſchriften des Lemnius nicht
„ gleich durchgeleſen, und das, was der Ehre des
„ Kurfürſten darin nachtheilig ſei, nicht gleich ge-
„ funden habe. Man ſolle es ihm nicht zurechnen,
„ daß ſein Schwiegerſohn, wie man vorgebe, dem
„ Druker die Siñſchriften zu druken angerathen,
„ und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß ſie
„ von ihm (dem Melanchthon) gebilliget wä-
„ ren.“ — Sagen Sie mir aufrichtig, mein
Herr, klingt dieſes nicht vollkommen, wie das Ge-
wäſche eines Mannes, der ſich gedrungen entſchul-
diget, und eigentlich nicht weiß, was er ſagen
ſoll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanch-
thons nicht lange ſchildern; Sie kennen ihn ſo gut
als ich. — Ein ſanftmüthiger, ehrlicher Mañ,
der mit ſich anfangen ließ, was man wollte, und
den beſonders Luther lenken koñte, wie er es nur
immer wünſchte. Sein Feuer verhielt ſich zu Lu-
thers Feuer, wie Luthers Gelehrſamkeit zu ſeiner
Gelehrſamkeit. Nach ſeiner natürlichen Aufrich-
tigkeit würde er es gewiß frei bekañt haben, daß
er in den Siñſchriften des Lemnius nichts anſtößi-
ges gefunden, weñ Luther nicht gewollt hätte,
daß er etwas darin finden ſollte. Er hatte von
der Einſicht ſeines Freundes ſo hohe Begriffe, daß,
ſo oft ſein Verſtand mit Luthers Verſtand in
Colliſion gerieth, er den ſeinigen allezeit Unrecht
haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwür-
diger, als ſeine eigenen. Sie ſehen es hier. Er
ließ ſich nicht allein Schmähungen wider ſeinen
Landesherrn in den unſchuldigen Siñſchriften von

ihm weiſen, ſonder ließ ſich ſogar überreden, daß Lemnius auch ihn ſelbſt nicht verſchonet habe. Nun aber biete ich die ſcharfſichtigſten Augen auf, mir dieſe zwei Stellen nur mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meiſten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigſten Spöttereien ausſtrömet. Er ſchiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil ſie doch auf jemanden muß geſchoben ſein. Wer aber kañ ſich wohl einbilden, daß dieſer ſeinem Schwiegervater einen ſo übeln Dienſt habe leiſten wollen? Wenigſtens, weñ er es gethan hat, ſo muß man ihm ſo viel Rechtſchaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Siñſchriften ſeines Freundes für etwas unſchuldiges angeſehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen ſein könne. Und auch alsdañ habe ich ſchon viel gewonnen. Eben ſo unſchuldig als ſie dem Sabinus geſchienen, eben ſo unſchuldig haben ſie auch dem Melanchthon ſcheinen können; und er ſelbſt iſt es nicht in Abrede, weil er bei dem Kurfürſten um Verzeihung bittet, daß er das Anſtößige darin nicht ſogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange ſuchen muß, da iſt es ſelten in der That anzutreffen! Doch ich beſinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Weñ ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedrukt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Dieſem, und nicht dem Lemnius, iſt die Übergehung der Cenſur zuzuſchreiben. Dieſen ſtrafe man, weñ anders, es ſei nun durch ſeine Bosheit, oder durch ſeine Nach-

läſsigkeit, ein ſtrafbares Buch zum Vorſchein gekommen iſt. Ich ſage mit Fleiß ein ſtrafbares Buch; deñ weñ es ein gleichgültiges geweſen iſt, wie ich in meinem vorigen Briefe erwieſen habe, ſo iſt weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigſten, ein Verbrechen aus Verabſäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht geweſen. — Es iſt mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kañ; deñ wahrhaftig das Vertheidigen wird mir ſauer, weñ ich etwas allzu leichtes zu vertheidigen habe.

Fünfter Brief.

Ich kañ alſo in meiner Erzählung fortfahren? — Ich ſchloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn dieſe Flucht meineidig gemacht hat, und daß er, vermöge des Eides, den er als ein akademiſcher Bürger geleiſtet, ſein Urthel hätte abwarten ſollen. Weñ ich augenſcheinlich ſehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit verſagen werden, ſo entfliehe ich nicht meinen Richtern, ſondern Tirannen, weñ ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, ſeine blinde Hize ging ſo weit, daß er ſich nicht ſcheute, in einer öffentlichen an die Kirchthüren angeſchlagenen Schrift zu behaupten: „der flüchti-
„ge Bube (wie er den Lemnius neñt) würde, weñ
„man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten
„billig den Kopf verloren haben.“ Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien,

die nicht er, ſondern ſeine Ausleger giftig gemacht hatten? Iſt das erhört? Und wie hat Luther ſagen können, daß ein paar ſatyriſche Züge gegen Privatperſonen mit dem Leben zu beſtrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht ſtichelte, ſondern ſchimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatiſten verdamt, wird er zum Paſquillanten. Ich will ſeine Niederträchtigkeiten eben ſo wenig wiederholen, als des Lemnius ſeine. So viel aber muß ich ſagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das iſt Luther hier gegen den Kurfürſten von Mainz. — Gott, was für eine ſchrekliche Lection für unſern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache auch den redlichſten, den heiligſten Mañ! Aber, war ein minder heftiges Gemüth geſchikt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Laſſen Sie uns alſo jene weiſe Vorſicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — Dieſe gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeſchlagen, und zog ſeine öffentlichen, gerichtlichen Vorladungen nach ſich. Der Herr Profeſſor Kappe hat ſie uns in dem dritten Theil ſeiner Nachleſe aus einer Handſchrift mitgetheilt. Sie ſind werth, geleſen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich ſogleich darüber machen will, werden Ihnen Luſt dazu erweken. Die erſte iſt dieſe: man läßt das Verbrechen des Lemnius blos darin beſtehen, daß er in ſeinen giftigen Verſen viel ehrliche Leute von allerlei Stande angegriffen habe. Es iſt bekañt, daß damals Melanchthon alle akademiſchen Anſchläge beſorgte, und auch in dieſem iſt ſeine bekañte Behutſamkeit deutlich zu ſpüren. Er gedenkt der Lobſprüche des Kurfürſten Albrechts, derentwegen Luther das meiſte Lärmen machte, mit

keinem Worte. Noch viel weniger ſagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetaſtet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieſes ſtand nicht zu erweiſen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei dieſem Proceſſe tumultuariſch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verſchiednenmalen, ſondern gleich auf das erſtemal peremptorie citirt; und der Termin, den man ihm ſezt, ſind acht Tage. Dieſer Umſtand, ſollte ich meinen, verräth mehr eine Luſt zu verdammen als zu verhören. Lemnius erſchien, wie man leicht denken kañ, nicht, und ward alſo öffentlich contumacirt, und ſeine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den 3 Julius, feſtgeſezt. In dem Anſchlage, in welchem man ihn contumacirt, wird geſagt, man habe ihm in der Citation freigeſtellt, entweder ſelbſt, oder durch einen Bevollmächtigten zu erſcheinen. Allein dieſes iſt falſch; er wurde ausdrüklich in eigner Perſon vorgeladen, und es iſt beſonders, daß man ſich auch nicht einmal ſo viel Zeit genommen hat, dieſe Kleinigkeit nachzuſehen. Die Relegation ging alſo erwähnten Tages vor ſich, und der Anſchlag, wodurch ſie bekañt gemacht wurde, iſt in ſo heftigen Ausdrüken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu ſeinem Mäcen, dem Albrecht geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, ſeine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc. zu beſtrafen. Die beiden erſten Bücher ſeiner Siñſchriften waren in Wittenberg verbrañt worden; er ließ ſie alſo wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch hinzu, worin er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen ſuchte. Vogt ſagt, dieſe zweite Auflage ſei in Baſel

gedrukt worden. Ich habe ſie eben vor mir, kañ aber nicht die geringſte Spur davon entdeken, weil ich gar keinen Ort benañt finde. Da ich des Herrn Vogts einmal gedacht habe, ſo merken Sie doch dieſes von ihm, daß er auch einer von denen iſt, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der erſten Ausgabe Schmähungen wider den Kurfürſten von Sachſen, wider Luthern und andre wittenbergiſche Profeſſores finden. Luthers iſt mit keinem Worte darin gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei erſten ſchreiben, und alſo zur Urſache der Verbannung machen. Der Herr Profeſſor Kappe beſchreibet, in dem vierten Theile des angezognen Werks, beide Ausgaben ſehr ſorgfältig; und ich verweiſe Sie dahin, um mich bei bekañten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm ſagen muß, was ich von dem Herrn Vogt geſagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche herauskam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil ſie Ihnen ſchon aus dem Schelhorn genugſam bekañt iſt. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius neñt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon ſagen werde, durchaus neu ſein wird, weil Herr Freitag und andere Bücherkenner einmüthig geſtehen, daß von dieſer Schrift, wovon ſie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wiſſen, überall ein tiefes Stillſchweigen ſei. — Spizen Sie ſich aber nur nicht umſonſt, mein Herr. Ich werde Sie auf dieſes Confect noch acht Tage warten laſſen, und hier abbrechen. — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Plaz; warum ſoll ich dieſen ledig laſſen? — Will mir deñ geſchwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen

noch ſagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrift. Dieſe zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genañt hat. O ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Einfall nicht in's Vergeſſen gerathen; er iſt allzu artig, und auch jeziger Zeit noch brauchbar. Beſinnen Sie ſich, wie wir vor einem Jahre über die Herren * * und * * lachten, weñ ſie mitten in ihrem oratoriſchen Feuer, bei Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergeſſen zu haben ſchienen. Eine Maulſchelle, die der gute Priſcian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulſchelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir alſo, weñ ich dieſer Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen ſollte, daß ich den einen den — — ſchen, und den andern den — — ſchen oratorem sine grammatica nennen darf. Nun habe ich Zeit zu ſchließen, weñ ich meinen gehorſamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will.

Sechſter Brief.

Es iſt mir lieb, daß Sie ſich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem ſogenañten Hurenkrieg geben werde, freuen. Es iſt unwiderſprechlich, daß ſeine Seltenheit auſſerordentlich iſt, und daß man nichts davon weiß, als das wenige, was Mattheſius davon ſagt. Lemnius drohte, am Ende ſeiner Apologie, im voraus damit, und verſprach die Greuel des wohllüſtigen Wittenbergs auf das ſchreklichſte darin aufzudeken. Er verſicherte, daß er ſehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit ſeines Aufent-

halts in Wittenberg vielen Geſellſchaften beigewohnet, in welchen er von dem und jenem dieſes und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit dieſem Bekentniſſe hat er ſich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geſchwäze akademiſcher Wüſtlinge, welche ohne Zweifel ſeine Geſellſchafter waren, eine ſchlechte Quelle der Wahrheit iſt. Doch was bekümmerte er ſich um die Wahrheit? Er ſuchte, blos ſeine Widerſacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumeſſen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, weñ er ſich nicht zu rächen geſucht, ſondern in ſeine eigene Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen iſt es gegeben, ſo großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter dieſe wenigen? Selbſt Horaz, der ſo gelaſſene Horaz, ſagt: „Dem ſei der Himmel gnä„dig, der mich angreift!“

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt ſich, womit er kañ; der Wolf mit den Zähnen; der Ochſe mit den Hörnern; und die Natur ſelbſt lehrt es ſie. Der erzürnte Cervius droht mit Geſez und Urtheln, und die feindſelige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein ſeine Waffen nicht brauchen? Und ſind die mit Geißeln bewafneten Satyrs, die ihnen Apollo zur Bedekung gegeben, nicht das einzige, was ſie noch ein wenig in Anſehen erhält? Noch beſſer würde es um ſie ſtehen, weñ das lykambiſche Geheimniß nicht verloren gegangen

wäre, einen Feind durch Stichelreden ſo weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Strike greifen muß. Ha! ha! meine Herrn Thoren, ich wollte alsdañ den Wald ſehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigſtens einen von ihnen hätte reif werden laſſen!

— — — — In malos asperrimus

Parata tollo cornua:

dachte alſo auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide eben ſo gedacht hätten? Laſſen Sie uns auf keine Tugend ſtolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Menſch iſt ein Menſch: und ein beledigter Poet iſt es gedopelt. Die Rache iſt ſüß, und Sie ſollen es gleich an einem kleinen Exempel ſehen. Ich will hier meinen Brief ſchließen, und ſie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten laſſen. Und warum? — Hat uns doch Ihre Mademoiſelle Schweſter ſchon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Beſuch warten laſſen. Aber, werden Sie ſagen, was geht mich meine Schweſter an? — Aber hören Sie es deñ nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger ſind als ich? Ich wollte nichts, als eine Verzögerung mit der andern vergelten? Sie aber beſtrafen meine Neckerei durch die boshafteſte Auslegung, die nur kañ erdacht werden. Ich laſſe Sie

auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schweſter auf ihren Beſuch warten läßt. Ein artig Compliment! ſezen Sie hinzu, und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, weñ er galant thun will. Aber wo Sie dieſe Anmerkung nicht bei ſich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deßwegen ausſezen: ſo ſehen Sie ſich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufſchube vorzubauen, und Ihre ſchon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu ſichern. Weñ das iſt, ſo mag es ſein. Es wird mir ohnedem zur Laſt, eine beſondere Nachricht länger allein zu wiſſen, und Sie würden ſie nunmehr leſen müßen, weñ Sie auch keine Luſt dazu hätten. — Unſer Hurenkrieg alſo iſt eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen, und hat folgende Aufſchrift: Lucii Pisaei Juvenalis *Monachopornomachia*. Wo und wañ ſie gedrukt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel ſtehen, angemerkt. Schon hieraus ſehen Sie, daß ſie Mattheſius ſelbſt vielleicht nicht geſehen hat, weil er ſie ſchlechtweg den Hurenkrieg nennet, anſtatt daß er ſie den Mönchshurenkrieg hätte nennen ſollen. Dieſe Aufſchrift, ſollte ich meinen, und der Zuſaz des Mattheſius, „daß es „eine Schandſchrift wider den heiligen Eheſtand, „und beſonders wider die Ehe der Prieſter ſei,“ wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen laſſen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruk werden ſchließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet iſt, köñte ſchwerlich giftiger ſein: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum Renovatorem, causarum forensium Administratorem, Ar-

chiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er ſich anmaßlicher Weiſe gemiſcht habe, dieſen, ſage ich, hat Lemnius in ſeiner Apologie nach ſeiner Art bewieſen, durch ein paar ſchändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen ſcheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Luther durch eine gewiſſe ſträfliche Handlung zu dem bekañten Sprichworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begrif davon zu machen, muß ich ſagen, daß ſie eine Art einer Komödie iſt; ich ſage eine Art, und noch dazu eine der allerſchlechteſten Arten: oder ſollte ich ſie nicht vielmehr einen Miſchmaſch unzüchtiger Geſpräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Perſonen, welche darin aufgeführt werden, ſind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotener Ehen, Luther, Jonas, Spalatin, die Weiber dieſer drei Männer, Cotta, Elſa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verſchiedene Liebhaber der benañten drei Matronen und andere Nebenperſonen; wie es deñ der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen laſſen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs ſucht ſich Luther von ſeiner Käthe, die er ſchon im Kloſter unter Verſprechung der Ehe ſoll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigſten daran arbeitet, und ſchon im Begrif iſt, eine andere zu heiraten, kömt ihm ſeine alte Liebſte aus dem Kloſter über den Hals, und weiß ihn ſo feſt zu faſſen, daß er ſie nothwendig

zur Frau nehmen muß. Als ſeine Freunde Jonas und Spalatin dieſes ſehen, wollen ſie ihn in der Schande nicht allein ſteken laſſen, ſondern nehmen ein jeder eine von den geiſtlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloſter mitgebracht hatte. Doch alle drei finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, ſo daß ſie ſich nothwendig auf auswärtige Koſt befleiſſigen müßen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatin fein mit dem Worte Spado ſpielen zu laſſen, und durchaus ſolche Dinge anzubringen, welche Ärgerniß und Ekel erweken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildſäule des Priapus ſollen geſtanden haben, ſind bei weitem nicht ſo ſchmuzig, und ungleich ſiñreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, ſo will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abſchreiben. Weñ ſie Ihnen ihrer eigenen Schönheiten wegen nicht gefallen will, ſo bedenken Sie nur, daß ſie aus einer, mit dem Herrn Janozky zu reden, ganz entſezlich raren Schrift genommen iſt, vielleicht gefällt ſie Ihnen alsdañ beſſer. Deñ an dem Raren, mein Gott! muß doch wohl etwas ſein.

Ad Lutherum.

Pacis pernicies, et causa, Luthere, tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus.
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,

Persequerisque pios insigni fraude poëtas,
Et qui Castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum:
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora cara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlaſſen, alle dieſe Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, weñ er keine wahrhafte Begebenheiten finden kañ, zu unterſtüzen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abſcheu gegen ſolch lüderliches Zeug zu bezeugen, und zu verſichern, daß dieſes noch das Allerzüchtigſte iſt, was ich aus den ganzen drei Bogen habe ausſuchen können. Es iſt aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Anſehung des Endes, noch mit Recht ſagen köñte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieſes Ende iſt ein Chor von Babyloniern, und fängt ſich folgendergeſtalt an:

Lusus, delicias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Apelles aliter licet Luthere.

Refert nempe parum, nihilque refert
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu Floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abſchreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir dieſe Mühe gebe; ich habe nur immer blos ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieſer Stelle wird noch ein gewiſſer Valens von Bibra, als der Liebhaber der Käthe, eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tiſchgenoſſe, wenigſtens ein Hausgenoſſe des Luthers geweſen iſt, von welchem, weñ ich nicht irre, Goez eine hiſtoriſche Deſſertation geſchrieben hat. Ich habe ſie zwar vor langer Zeit einmal geleſen, ich kañ mich aber nicht beſinnen, dieſen Namen darin bemerkt zu haben. Ei! ei! wie wird die gute Käthe geſchmäht haben! Man ſagt ihr ohnedem nach, daß ſie ein wenig ſtolz und unleidlich geweſen ſei. Und weñ — — Eben jezt überfällt mich unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen ſo ſeltnen Beſuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausſchreiben kañ. Ich habe alles vergeſſen. Tröſten Sie ſich nur; es wird nicht viel beſonderes geweſen ſein. Wir empfehlen uns beide Ihrer Freundſchaft. O wie wollen wir ſchwazen! Leben Sie wohl.

Achter Brief.

Sie hatten Ihrem lezten Briefe des Herrn Walchs Geſchichte der Katharina von Bo-

ra beigelegt; und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens iſt Ihnen anſtößig geweſen, und Sie haben das Andenken dieſer rechtſchafnen Frau bei mir nicht beſſer zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, ſo muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieſes Werks den verbindlichſten Dank abſtatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen ſehr angenehm ſein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umſtände von großen Männern zu wiſſen begierig ſind, weil dieſe auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen, als alles das, was ſie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekeñtniß ich Ihnen ſchon mehr als einmal gethan, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben ſeiner Frau beſchreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekañt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die ſchwächſte iſt. Wären alle die Beſchuldigungen wahr, welche ſeine Feinde der Katharina von Bora machen, ſo müßte die Liebe über Luthern allzu viele und allzu ſchimpfliche Macht gehabt haben, weñ er das lüderlichſte Weibsbild ſo zärtlich geliebt hätte, als er in der That ſeine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herſchſucht iſt ihr Gedächtniß am meiſten angefeindet worden, und ich ſelbſt kañ ſie noch nicht recht davon freiſprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles geſagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung ſagen kañ. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekañt geweſen. Dieſes Zeugniß ſchreibt ſich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unſeres

Luthers nicht gehört, von dem Heinrich Stephan nämlich, unter deſſen Gedichten man ein Epigram̃ findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verſpottung des unter der Herſchaft ſeiner Frau ſtehenden Reformators ſein ſolle. Ich wollte wünſchen, daß es ihm bekañt geweſen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, deſſen Einbildungskraft immer gegenwärtig iſt. Hier haben Sie es:

DE CORNELIO.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
 Increpat ut *famulum*, verberat ut *famulum*.
Obsignat sic verba sui *Catharina* mariti,
 Nec vanum titulum quem gerit, esse docet.
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus*,
 Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich dringe hier auf dreierlei. Erſtlich iſt es bekañt, daß Luther ſeine Frau nicht nur ſeine *Dominam*, ſondern wohl gar im Scherze ſeinen *Dominum* genañt hat. Zweitens, hätte Stephan nicht die Katharina von Bora im Sinne gehabt, ſo wüßte ich nicht, warum er gleichwohl dieſen Namen gebraucht, da er ſonſt durchgängig in ſeinen Siñſchriften lateiniſche Namen, und ſonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens, auf wen kañ der Schluß: „ſo viel Nachdruk die Schläge „der Frau hatten, ſo viel Nachdruk hatten die „Worte des Mannes,“ beſſer gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Weñ Sie, mein Herr, auf dieſe drei Punkte etwas zu antworten wiſſen, ſo thun Sie es bei Zeiten; deñ wahrhaftig ich bin es nunmehr bald ſatt, Ihnen

von nichts als von Luthern, und von Dingen, die Luthern angehen, zu ſchreiben. Meine Nachricht vom Lemnius können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es verſteht ſich, ohne mich zu nennen. Die Lüken derſelben zu füllen, dürfen Sie nur nachſchlagen, was auſſer den angeführten Schriftſtellern, Simler, Cruſius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. Wittenberg, 1752.

---

nur unterſchiedlich und Zeichen, und ſein Zeugen die Zuſchrift angeben, zu ſchreiben. Einige Nachricht vom Cramerus können Sie in Ihrem Werke noch Gebrauchen, aber es verlohnt ſich, ohne mich zu nennen. Die Nahmen derſelben zu führen, ſchicke Sie nur unterſchiedlich, was außer den angeführten Schriftſtellern, Chriſt. Teuffels in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Zimmermanns in dem Leben des Fontanus, und was Ueberlegung von ihm haben. Ich bin 2c. Wittenberg 1752.

Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit.

1754.

Rettung des Cochläus.

Ich geſtehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mañ iſt, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abſcheu denken kañ. Er hat ſich gegen unſern Vater der gereinigtern Lehre nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, ſondern als einen unſinnigen Läſterer erwieſen; er hat von 1521 bis 1550 faſt kein Jahr verſtreichen laſſen, ohne eine Schmähſchrift wider ihn an den Tag zu bringen, welche alle von den römiſchen Glaubensgenoſſen als Evangelia aufgenommen wurden. Verfälſchungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren ſeine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, ſo ungerecht ſie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bei mir angeſtanden, ob er wohl etwas beſſeres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, weñ man es auch noch ſo arg machte, dennoch nicht ſo viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, ſo gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falſchen Zuſazes benöthiget ſind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit ſich ſein Anſehen ſicherer untergraben ließe, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müße. Dieſer Überlegung habe ich es alſo zuzuſchreiben, daß ich mich Folgendes aufzuſezen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, iſt derjenige keiner von den geringſten, den ſie von

den vorgeblichen veranlaſſenden Urſachen hernehmen. Dieſes Werk, ſagen ſie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man ſeinem Orden den Ablaßkram entzogen, und ihn den Dominicanern gegeben hatte.

Es haben verſchiedne Gelehrte unſrer Kirche dieſe Beſchuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Sekendorf, Möller ſcheinen alles geſagt zu haben, was man darauf ſagen kan̄. Weil ſie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, ſo hat es Herr Doctor Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, ſich umſtändlicher darüber einzulaſſen. Er vertheidigte daher, im Jahre 1749, als er ſich noch in Göttingen befand, eine Streitſchrift de Luthero contra Indulgentiarum Nundinationes haudquaquam per invidiam disputante. Dieſe Arbeit ward ſehr wohl aufgenommen, ſogar, daß man auch einige Jahre darauf eine freie Überſezung, unter dem Titel: die gerettete Ehre des ſeligen Doctor Martin Luthers, davon beſorgte. Man kan̄ ihr auch in der That, wen̄ man billig ſein will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk, was er beweiſen wollen, hat er glüklich bewieſen, und nur über einen einzigen Umſtand dabei habe ich meine Anmerkung zu machen. Herr Doctor Kraft will nämlich, daß Cochläus der allererſte Erfinder obgedachter Verleumdung ſei, und daß vor ihm auch Luthers allerärgſte Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen ſeine eignen Worte hören, die ich aus dem vierzehnten Paragraph der deutſchen Überſezung nehme. „Wir ſezen aber (heißt es daſelbſt) „den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings ein großes Gewicht hat, daß alle Schriftſteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, nicht

„ ein Wort von dieſer Zunöthigung gedacht haben.
„ Es iſt nicht einmal nöthig, daß wir uns auf die
„ berühmten Männer, welche ſich eine allgemeine
„ Hochachtung erworben haben, beziehen, nämlich
„ den Sleidan, Thuan, Guicciardini; oder daß
„ wir diejenigen anführen, welche ſich noch ziemlich
„ unparteiiſch und aufrichtig bewieſen, nämlich den
„ Jovius, Alphonſus a Caſtro, Ferron, Surius ꝛc.
„ als die insgeſamt Luthers Aufſtand aus andern
„ Quellen herleiten, und von dieſer Anſchuldigung
„ nichts wiſſen: ſondern wir wollen uns, ohne al-
„ les Bedenken, auf die Schriften der giftigſten
„ Feinde Luthers berufen, welche den möglichſten
„ Fleiß angewandt, alles mit vieler Bitterkeit zu
„ ſammeln und druken zu laſſen, was ihre Raſe-
„ rei wider ihn verdächtiges und lächerliches nur
„ ausſinnen können. Es iſt dieſer Umſtand wahr-
„ haftig nicht obenhin anzuſehen, daß unter allen
„ dieſen Verfechtern, welche vom Jahre 1517 bis
„ an den Tod Luthers 1546, ihm mündlich und
„ ſchriftlich einen Rang abzulaufen geſucht, auch
„ nicht einmal in dem erſten Treffen, als von dem
„ Ablaß allein, und von den Urſachen des ange-
„ fangnen Streits eigentlich die Rede war, nicht
„ ein einziger ſo unverſchämt geweſen, daß er die-
„ ſen Bewegungsgrund angegeben, und Luthern
„ eines ſolchen Neides beſchuldiget hätte, der-
„ gleichen ihm nach der Zeit zur Laſt gelegt
„ worden. — Cochläus ſelbſt, der unglükliche Er-
„ finder dieſer Fabel, hat in den Schriften, die
„ er dem noch lebenden Luther entgegengeſezt, da-
„ von nicht einmal gelallt; ſondern iſt erſt,
„ (§. 4.) nach deſſen Tode, in dem Verzeich-
„ niſſe der Thaten und Schriften Mar-
„ tin Luthers in Sachſen, damit hervorge-
„ rükt ꝛc.“

In dieſer Stelle alſo, welche dem Herrn Doctor Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen iſt, warum die Beſchuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet ſei; behauptet er mit ausdrüklichen Worten, erſtens, daß Cochläus, und folglich ein Mañ ohne Treu' und Glauben, ſie zuerſt vorgebracht habe, und daß zweitens in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menſchen jemals ſei daran gedacht worden.

Doch beides, mit Erlaubniß des Herrn Docters, iſt falſch. Ich kenne ein Zeugniß, welches ſich von einem andern, als vom Cochläus, herſchreibt, und gleich in den erſten Jahren iſt abgelegt worden. Hier iſt es: Habes primam, ſagt mein Schriftſteller, nachdem er den Urſprung der lutheriſchen Unruhen erzählt, hujus Tragoediae scenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, et Dominicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quaeso poterimus praeter gravissima dissidia sperare?

Wirft dieſe Stelle, weñ anders die Umſtände wahr ſind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich ſollte es meinen.

Allein iſt es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon iſt? Ganz gewiß. Ihr Urheber iſt Alphonſus Valdeſius. Iſt es auch ganz gewiß, daß ſie in den Jahren von 1517 bis 1546 geſchrieben worden? Auch dieſes iſt ganz gewiß. Sie ward den 31 Auguſt 1520 geſchrieben.

Wer iſt deñ aber dieſer Alphonſus Valdeſius? — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeſchichte

noch ſowohl bewandert ſind, einen ganz unbekañten Namen genañt habe. Einen Johañ Valdeſius, der in Neapolis den erſten Samen des Luthertums ausgeſtreuet hat, werden ſie wohl kennen; allein von einem Alphonſus dieſes Namens iſt überall das tiefſte Stillſchweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weiß. — Alphonſus Valdeſius war magnae spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis, und hat an den Peter Martyr, nicht *Vermilium*, ſondern *Anglerium*, aus Holland und Deutſchland verſchiedene Briefe geſchrieben. — Das ſind ſehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man ſagen. Es iſt wahr; allein kañ ich ſie beſſer geben, als ich ſie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, ſie deutſch zu überſezen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringſten Worte von ihrem eigentlichen Verſtande abzuweichen.

Meinen Währmañ aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es iſt der nur gedachte Peter Martyr. Dieſer Gelehrte war ein geborner Mailänder aus Anghiera, verließ ſein Vaterland, und begab ſich nach Spanien, wo er bei dem König Ferdinand ſehr anſehnliche Ehrenſtellen bekleidete. Seine Schriften ſind bekañt, ob ſie gleich faſt alle unter die ſeltnen gehören. Beſonders werden ſeine Briefe, wegen der ganz beſondern darin enthaltenen Nachrichten, ſehr hoch geſchäzt. Sie ſind das erſtemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedrukt, und von den Elzeviren im Jahre 1670 zu Amſterdam, in ebendemſelben Formate, nachgedrukt worden; doch hat man nur ſehr wenige Exemplare davon abgezogen, ſo daß ſie, dieſer neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein ſehr rares Buch bleiben. Sie ſind

in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl ſich auf 813 beläuft, gehen vom Jahre 1488 bis auf 1525.

In dem 689 dieſer Briefe nun, deßgleichen in dem 722 theilet Martyr zwei Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonſus Valdeſius erhalten hatte. Beide betreffen das Reformationswerk; der erſte iſt aus Brüſſel den 31 Auguſt 1520, und der zweite aus Worms den 15 Mai 1521 datirt. Aus jenem iſt die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenſchaften hat, Herrn Doctor Krafts Vorgeben zu vernichten. Man kañ ſie, weñ man mir nicht trauet, auf der 381 Seite der zweiten angeführten Ausgabe, ſelbſt nachſehen. Ich finde von dieſem Valdeſius noch einen dritten Brief in den 699 eingerükt, allein er betrift ganz etwas anderes, die Krönung Karls nämlich zum römiſchen Könige, bei welcher er zu Aachen gegenwärtig geweſen war.

Es verlohnet ſich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erſtern Briefen etwas umſtändlicher rede, beſonders da ſie ſo wenig bekañt geworden ſind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftſteller, der ſich mit der Reformationsgeſchichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdeſſen hätten ſie es doch nur allzu wohl verdient, weil ſie in der That mit vieler Unparteilichkeit geſchrieben zu ſein ſcheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Überſezung derſelben dem Leſer angenehm ſein wird, damit er ſich um ſo viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweiſe, was ſie beweiſen ſolle. Der Eingang, den Martyr dem erſten Briefe voranſchikt, iſt folgender: *Peter Martyr A. M. Marchionibus discipulis.* Quae in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quae ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonso Valdesio*, magnae spei juvene,

cujus patrem Ferdinandum de Vales, Rectorem Conchensem nostis, non minus ſideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet. Man ſieht, daß dieſe Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten ſind. Der Leſer mag es ſelbſt unterſuchen, was der Rector Conchensis ſei, ob man einen Statthalter oder ein Schulrector in Conches, oder was man ſonſt darunter verſtehen ſolle? Ich bekenne meine Unwiſſenheit ganz gerne. Was liegt endlich an dieſem Umſtande? Die Briefe ſelbſt werden deßwegen ihren Werth nicht verlieren. Hier ſind ſie:

Der erſte Brief

des

Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

„Du verlangſt von mir zu wiſſen, was die jüngſt „unter den Deutſchen entſtandene Secte der Luthe„raner für einen Urſprung habe, und wie ſie aus„gebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht „zierlich, doch getreulich überſchreiben, wie ich es „von glaubwürdigen Perſonen erfahren habe. Du „wirſt ohne Zweifel gehört haben, daß der Pabſt Ju„lius II. dem Apoſtel Petro einen unglaublich präch„tigen und großen Tempel bauen zu laſſen angefan„gen habe. Er hielt es vermuthlich für unanſtändig, „daß der oberſte der Apoſtel in einem niedrigen Tem„pel wohnen ſolle, beſonders da aus allen Theilen der

„ Welt, unzählige Menſchen der Religion wegen, „ daſelbſt einträfen. Er würde, nach ſeiner Groß„ muth, dieſen Bau auch gewiß zu Stande ge„ bracht haben, wen̄ ihn nicht, mitten in dem Lau„ fe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hät„ te. Leo X. folgte ihm auf den päbſtlichen „ Stuhle; weil er aber nicht Geld genug hat„ te, einen ſolchen Aufwand zu beſtreiten, ſo ließ „ er durch die ganze chriſtliche Welt denjenigen Ab„ laß verkündigen, welche zum Baue dieſes Tem„ pels einige Beiſteuer geben wollten Er hofte, „ daß er auf dieſe Art eine unſägliche Menge Geldes, „ beſonders unter den Deutſchen, welche die römi„ ſche Kirche mit einer ganz beſondern Hochachtung „ verehrten, zuſammenbringen werde. Doch, wie „ nichts in der Welt ſo feſt und beſtändig iſt, „ das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, „ oder durch die Bosheit der Menſchen verfallen ſoll„ te, ſo kon̄ten auch dieſe Ablaßverkündigungen „ nicht davon ausgenommen bleiben, ſondern ſie „ wurden die Urſache, daß Deutſchland, welches kei„ ner andern chriſtlichen Nation an Frömmigkeit etwas „ nachgab, jezo von allen und jeden darin übertrof„ fen war. Es ſprang nämlich in Wittenberg, „ einer Stadt in Sachſen, als ein gewiſſer Domini„ caner predigte, und dem Volke den Ablaß, wor„ aus er ſelbſt keinen geringen Vortheil zu ziehen „ trachtete, aufdringen wollte, ein Auguſtiner „ Mönch, mit Namen Martinus Luther, her„ vor, welcher der Urheber dieſer Tragödie ward, „ und, vielleicht aus Neid gegen den Dominicaner, „ verſchiedene Artikel im Druk ausgehen ließ, in „ welchen er behauptete, daß der Dominicaner „ mit ſeinem Ablaſſe viel weiter gehe, als ihm der „ Pabſt erlaubt habe, oder auch erlauben könne. „ Der Dominicaner, als er dieſe Artikel geleſen

„ hatte, gerieth wider den Auguſtiner in Wuth; die
„ Mönche fingen nunmehr an, theils mit Scheltworten,
„ theils mit Gründen, hizig unter einander zu ſtrei-
„ ten; einige vertheidigten die Predigt, andere die
„ Artikel, bis endlich, weil das Böſe niemals Grän-
„ zen kennet, der Auguſtiner den päbſtlichen Ablaß
„ ganz und gar zu verſpotten wagte, und vorgab,
„ er ſei nicht ſowohl zum Heil des chriſtlichen Volks,
„ als vielmehr, um den Geiz der Prieſter zu ſät-
„ tigen, erfunden worden. Dieſes iſt alſo der erſte
„ Auftritt dieſer Tragödie, die wir dem Haſſe der
„ Mönche zu danken haben. Deñ da der Auguſti-
„ ner auf den Dominicaner, der Dominicaner auf
„ den Auguſtiner, und beide auf die Franciscaner
„ neidiſch ſind, was kañ man ſich anders als die
„ allerheftigſten Uneinigkeiten verſprechen? Nun kom-
„ men wir auf den zweiten Auftritt. Der Herzog
„ von Sachſen, Friederich, hatte gehört, daß aus
„ dieſem Ablaſſe dem Cardinal und Erzbiſchofe zu
„ Mainz, Albrecht, ſeinem Collegen bei Erwählung
„ römiſcher Kaiſer, mit dem er aber über den Fuß
„ geſpañt war, viel Vortheil zuſließen werde, ſo wie
„ er mit dem Pabſte deßwegen eins geworden war.
„ Da nun alſo der Herzog auf Gelegenheit dachte,
„ dem von Mainz dieſen Vortheil zu entrüken, ſo
„ bediente er ſich des Mönchs, der zu allem kühn
„ und unverſchämt genug war, und dem päbſtlichen
„ Ablaſſe ſchon den Krieg angekündiget hatte. Er
„ ließ alles Geld, welches in ſeinen Ländern aus
„ dem Ablaßkrame war gelöſet worden, den Com-
„ miſſarien wegnehmen, und ſagte: er wolle ſelbſt
„ einen eigenen Mañ nach Rom ſchiken,
„ welcher dieſes Geld zu dem Bau der hei-
„ ligen Petrikirche überbringen, und zu-
„ ſehen ſolle, was man für einen Ge-
„ brauch von dem übrigen Gelde, das

„von andern Seiten herbeigeſchaft wür-
„de, in Rom mache. Der Pabſt, dem es zu-
„kömt, die Freiheit der Kirche zu beſchüzen, und zu
„verhindern, daß kein weltlicher Fürſt ſich in das-
„jenige miſche, was der päbſtlichen Heiligkeit ein-
„zig und allein zuſtehet, ermahnte den Herzog zu
„verſchiednenmalen, theils durch beſondere Abge-
„ordnete, daß er dem päbſtlichen Stuhle dieſe
„Beſchimpfung nicht anthun, ſondern das aufgefan-
„gene Geld wieder herausgeben möchte. Doch da
„der Herzog ſich deſſen halsſtarrig weigerte, und
„auf ſeiner Meinung blieb, ſo that ihn der Pabſt
„in Bañ. Der Auguſtiner wollte dieſe Gelegenheit,
„ſich bei dem Herzoge einzuſchmeicheln, nicht verſäu-
„men, und behauptete mit vieler Frechheit, daß
„ein ſo unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft
„habe, und daß der Pabſt keinen unſchuldiger Wei-
„ſe in den Bañ thun könne. Er fing hierauf an,
„ſehr viel heftiges wider den römiſchen Pabſt und
„ſeine Anhänger auszuſtoßen, welches alles gedrukt
„und ſehr geſchwind in ganz Deutſchland ausge-
„breitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog
„von Sachſen, ſich durch dieſe Drohungen von ſei-
„nem einmal gefaßten Entſchluſſe nicht abbringen zu
„laſſen. Die Gemüther der Deutſchen waren ſchon
„längſt, durch die mehr als heidniſchen Sitten der
„Römer, aufgebracht worden, und hatten ſchon heim-
„lich das Joch des römiſchen Pabſtes abzuſchütteln
„geſucht. Daher kam es deñ, daß, ſobald Luthers
„Schriften öffentlich bekañt wurden, ſie bei allen
„einen ganz erſtaunlichen Beifall fanden. Die
„Deutſchen frohlokten, ſchimpften auf die Römiſch-
„geſiñten, und verlangten, daß ein allgemeines
„chriſtliches Concilium gehalten werden ſolle, wor-
„in man Luthers Lehren unterſuchen, und eine an-
„dere Einrichtung in der Kirche treffen könne.

„Und wollte Gott, daß dieſes geſchehen wäre!
„Doch da der Pabſt mit aller Gewalt ſein Recht
„behaupten wollte, da er ſich für ein allgemeines
„Concilium fürchtete, da er, die Wahrheit frei zu
„ſagen, ſeinen Privatvortheil, welcher vielleicht
„dabei Gefahr laufen köñte, dem Heile der Chri-
„ſtenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Un-
„terſuchung vertilgen wollte: ſo ſchikte er einen
„Legatum a Latere an den Kaiſer Maximilian,
„welcher es dahin bringen ſollte, daß Luthern von
„dem Kaiſer und dem ganzen römiſchen Reiche,
„ein Stillſchweigen auferlegt werde. Es wurden
„daher in Augsburg Reichsverſam̃lungen angeſtellt,
„auf welche Luther von dem Kaiſer gefordert wur-
„de. Er erſchien alſo daſelbſt, feſt entſchloſſen,
„ſeine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit
„dem Cajetan (ſo hieß der Legate) ſich in einen
„Streit darüber einzulaſſen. Cajetan ſagte: man
„müße den Mönch ganz und gar nicht an-
„hören, der ſo viel Läſterungen wi-
„der den römiſchen Pabſt geſchrieben
„hätte. Allein die Reichsſtände erwiderten:
„es würde ſehr unbillig ſein, weñ man
„ihn unverhört verdammen, oder zwin-
„gen wolle, diejenigen Schriften, die
„er zu vertheidigen entſchloſſen wä-
„re, ohne Überzeugung zu widerrufen.
„Weñ daher Cajetan, (der, wie du weißt, in
„der heiligen Schrift ſelbſt nicht unerfahren iſt,)
„Luthern überzeugen könne, ſo wären
„ſie und der Kaiſer bereit, ihn zu verur-
„theilen. Da Cajetan alſo ſahe, daß er nichts
„ausrichten werde, weñ er ſich nicht mit Luthern
„näher einlaſſen wollte; da er es auch wirklich ver-
„ſchiednemal verſuchte, und ſehr unglüklich damit
„war: ſo begab er ſich, unverrichteter Sache, wie-

„der fort. Luther aber, der mit größern Ehren
„wegging, als er war vorgelaſſen worden, tri-
„umphirte, als ob er völlig den Sieg erfochten
„hätte. Weil er ſich übrigens auf den Schuz
„des Herzogs von Sachſen verlaſſen koñte, ſo
„trieb ihn ſeine Hize immer weiter und weiter,
„und er hörte nicht auf, beſtändig neue Lehren,
„die mit dem apoſtoliſchen Glauben ſtreiten, in
„Druk ausgehen zu laſſen. Da alſo der Pabſt ſa-
„he, daß er es im Guten nicht dahin bringen kön-
„ne, daß man dieſen läſternden Mönch zur verdien-
„ten Strafe zöge; da er befürchten mußte, daß
„das Gift, welches ſchon weit und breit um ſich ge-
„griffen hatte, noch mehr Schaden thun, und Lu-
„ther auch rechtgläubige Männer auf ſeine Seite
„ziehen könne, ſo ließ er eine ſehr heftige Bulle
„wider ihn und ſeine Anhänger ausgehen, und er-
„klärte ſie alle für Irrgläubige und Kezer.
„Hierdurch ward Luther nicht ſo wohl aufgebracht,
„als völlig in Raſerei geſezt, und erklärte den Pabſt
„ſelbſt (welche Unverſchämtheit!) für einen Irr-
„gläubigen und Kezer. Er gab unter andern
„ein Buch unter dem Titel: de Captivitate Babylo-
„noica Ecclesiae heraus, und es iſt unglaublich,
„mit was für Ränken er darin die Lehrſäze und
„Anordnungen der Kirchenverſam̃lungen und Päbſte
„angreift. Er behauptet ſogar, daß Johañ
„Huß auf dem Concilio zu Coſtniz un-
„ſchuldig ſei verbrañt worden, und daß
„er alle ſeine Artikel, die man verdam̃t
„habe, als rechtgläubig vertheidigen
„wolle. Doch auch hieran ließ er ſich nicht ein-
„mal begnügen, ſondern verbrañte noch in Wittenberg
„alle Bücher des canoniſchen Rechts, ſo viel er de-
„ren daſelbſt auftreiben koñte, weil ſie, nach
„ſeinem Vorgeben, die chriſtliche Frömmig-

„keit verdorben hätten, und alſo bei „Seite geſchaft werden müßten. Nachdem „ſich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutſchland „ausgebreitet, ſind die Gemüther der Deutſchen auf „eine ſo unbeſchreibliche Art wider den apoſtoliſchen „Stuhl erbittert worden, daß, weñ der Pabſt nicht „die Klugheit, oder der Kaiſer nicht das Glük hat, „mit einer allgemeinen Kirchenverſam̃lung dem „Übel abzuhelfen, nur allzu ſehr zu beſorgen ſteht, „dieſes Unheil werde noch ſo weit um ſich greifen, „daß zulezt ganz und gar kein Mittel darwider „vorhanden ſein wird. — So viel habe ich dir „vor jezt melden wollen. Nimm es geneigt auf, „und lebe wohl. Brüſſel, den 31 Auguſt, 1520.“

Zweiter Brief

des

Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

„Den Urſprung der lutheriſchen Secte, und „ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe „ich dir aus Brüſſel geſchrieben. Vernim̃ nun„mehr, was darauf gefolgt iſt. Nachdem der Kai„ſer in dieſe Stadt Worms die Kurfürſten des „römiſchen Reichs und alle Stände zuſammen„berufen, hat er vor allen Dingen Luthers „Sache vorzunehmen verlangt, damit durch „das Anſehen des ganzen Reichs, der Unſiñ dieſes

„Mannes endlich gebändiget, und andere ihm bei„zutreten abgehalten würden. Ob er dieſes nun „ſchon ſehr eifrig getrieben, ſo hat er doch nichts „weiter erlangen können, als daß Luther unter „kaiſerlichem ſichern Geleite nach Worms gerufen „und vorher gehört würde, ehe man etwas wider „ihn beſchließen wolle. Sie behaupteten alle, daß „es unbillig ſein würde, ihn unverhört zu ver„dammen, und daß es der Würde und Frömmig„keit des Kaiſers zukomme, weñ Luther ſeine Irrtü„mer widerrufe, das Übrige, was er ſonſt, ſo ge„lehrt als chriſtlich, geſchrieben habe, zu unterſu„chen, und Deutſchland von den Unterdrükungen „und Beſchwerden des päbſtlichen Stuhles zu befrei„en. Da der Kaiſer ſah, daß er nichts weiter erlan„gen könne, ſo ließ er Luthern unter ſeinem ſichern „Geleite kommen, der ſich auch vor ihm und allen „Ständen des Reichs ſtellte. Er ward gefragt: ob er „ſich zu den Büchern, die hier und da un„ter ſeinem Namen herumgingen, beken„ne, und ob er das, was er darin geſchrie„ben habe, widerrufen wolle, oder nicht? „Er antwortete: er bekenne ſich zu allen die„ſen Büchern; (deren Titel ihm auf ſein Be„gehren vorgeleſen wurden) und wolle er we„der jezt noch jemals läugnen, daß er „Verfaſſer davon ſei. Was aber den zweiten „Punkt der an ihn geſchehenen Frage anbelangte, „ob er nämlich das, was er geſchrieben habe, wider„rufen wolle, ſo bat er, der Kaiſer möge ihm Be„denkzeit laſſen, die ihm auch der Kaiſer bis auf „den folgenden Tag verſtattete. An dieſem nun, „wurde Martinus Luther abermals vor den Kai„ſer, die Kurfürſten und alle Reichsſtände gefordert, „und man verlangte von ihm, daß er auf den „zweiten Theil der geſtrigen Frage antworten

„ſolle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige
„Rede, theils in lateiniſcher, theils in deutſcher
„Sprache, und beſchloß endlich damit, daß er
„nichts, was in ſeinen Büchern enthalten
„ſei, widerrufen könne, weñ man ihm
„nicht aus der Lehre des Evangelii und
„aus dem alten oder neuen Teſtamente
„zeigen könne, daß er geirret und gott-
„loſe Sachen vorgetragen habe. Und als
„man auf's neue in ihn drang, daß er, alles an-
„dre bei Seite geſezt, entweder mit Ja oder Nein
„antworten möge, ob er bei den Lehrſäzen
„und Anordnungen der Kirchenverſam-
„lungen bleiben wolle; ſo antwortete er:
„er wolle nichts widerrufen, und könne
„auch bei den Lehrſäzen der Kirchenver-
„ſamlungen nicht bleiben, weil die Kir-
„chenverſamlungen ſich manchmal wi-
„derſprochen hätten. Der Kaiſer befahl ihm
„hierauf abzutreten, und ließ die Verſamlung auf
„dieſen Tag auseinander. Den Tag darauf, ließ
„er die Kurfürſten zu ſich kommen, und legte ih-
„nen eine von ſeiner eigenen Hand aufgeſezte
„Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu
„thun ſei, erklärte, und ſie insgeſamt ſeiner Mei-
„nung beizutreten bat, daß man nämlich geſchärf-
„te Befehle wider Luthern und die Lutheraner er-
„gehen, und die Bücher dieſes unſinnigen Mannes
„verbrennen laſſen wolle. Die Reichsſtände aber,
„deren einige Luthers Gift eingeſogen hatten, an-
„dere aber Luthern nicht eher verdamt wiſſen woll-
„ten, als bis die Deutſchen erſt von den Unterdrü-
„kungen und Beſchwerden des römiſchen Hofes be-
„freit wären, lagen dem Kaiſer mit inſtändigen
„Bitten an, daß man Luthern wenigſtens
„insgeheim ermahnen möge, dasjenige,

„was er wider die Kirche geſchrieben „habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kai„ſer dieſes erlaubt, und ſie ganzer drei Tage den „verſtokten Luther, aber umſonſt, ermahnt hat„ten, ſahen ſie wohl, daß ſie nichts ausrichten „würden, und unterſchrieben alſo das kaiſerliche „Decret. Als dieſes geſchehen war, wollte der „Kaiſer gleichwohl nicht wider das Luthern er„theilte ſichere Geleit handeln, ſondern ließ ihn „durch ein öffentliches Inſtrument erinnern, daß „er ſich den folgenden Tag ſogleich „aus der Stadt Worms, und innerhalb „zwanzig Tagen in einen ſichern Ort „begeben ſolle. Luther gehorchte, und der „Kaiſer ließ nunmehr, in ſeinem, in der Kur„fürſten, und aller Reichsſtände Namen, nicht „nur ein ſehr ſcharfes Edict wider Luthern und „ſeine Anhänger ergehen, ſondern ließ auch ſeine „Schriften, ſo viel man deren hier finden koñte, „mit großem Gepränge verbrennen, welches er „auch in den übrigen Städten Deutſchlands zu „thun befahl. Hier haſt du alſo von dieſer Tra„gödie, wie einige wollen, das Ende; ſo wie ich „aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, „ſondern den Anfang. Deñ ich ſehe, daß die „Deutſchen wider den päbſtlichen Stuhl allzu er„bittert ſind, und glaube nicht, daß die Befeh„le des Kaiſers bei ihm von großem Nachdruke „ſein werden, weil man, auch nach Ergehung der„ſelben, Luthers Bücher hin und wieder frei „und ungeſtraft verkauft. Du kañſt daher leicht „muthmaßen, was vollends in Abweſenheit des „Kaiſers geſchehen wird. Dieſem Übel hätte, zum „größten Nuzen der Chriſtenheit, ganz leicht kön„nen geſteuert werden, weñ der Pabſt gegen eine all„gemeine Kirchenverſamlung nicht ſo abgeneigt

„ wäre, und die öffentliche Wohlfahrt ſeinen be=
„ ſondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er ſein
„ Recht auf das hartnäkigſte vertheidiget, da er
„ nichts anhören, ſondern blos, vielleicht aus ei=
„ nem heiligen Affecte, Luthern verdam̃t und ver=
„ bran̄t wiſſen will: ſo ſehe ich zum voraus, daß
„ die ganze chriſtliche Republik zu Grunde gehen
„ wird, wen̄ ſich Gott nicht ſelbſt unſrer annim̃t.
„ Lebe wohl. Worms, den 15 Mai, 1521."

* * *

Ich bin ſo weit entfernt, dieſen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wen̄ man hier und da einige kleine Falſchheiten darin entdeken ſollte. Ich habe ſie eigentlich aus keiner andern Urſache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich Herrn Doctor Kraft daraus entgegenſeze, und aus welcher er wenigſtens ſo viel erſehen wird, daß Cochläus den unſerm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern geſogen habe, ſondern dabei ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt ſei.

Indem ich aber läugne, daß dieſer geſchworne Feind des großen Reformators der Erfinder gedachter Beſchuldigung ſei, ſo will ich ſie doch deßwegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrſcheinlichkeit, wen̄ man ſie mit Luthers uneigennüzigem und großmüthigem Charakter vergleicht. Er, der durch eine Glaubensverbeſſerung nichts irdiſches für ſich ſelbſt zu gewinnen ſuchte, ſollte den die Gewin̄ſucht, oder welches auf eins hinaus köm̃t, der Neid über den Gewin̄ eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — Ich ſehe nicht, was unſere Gegner gewinnen würden, weñ es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und weñ auch ſonſt alles wahr wäre, was ſie zur Verkleinerung dieſes Helden vorbringen. Wir ſind einfältig genug, und laſſen uns faſt immer mit ihnen in die heftigſten Streitigkeiten darüber ein; wir unterſuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarſte Mühe; oft ſind wir glüklich, und öfters auch nicht; deñ das iſt unſtreitig, daß es leichter iſt, tauſend Beſchuldigungen zu erdenken, als eine einzige ſo zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringſte Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es alſo, weñ man dieſes ganze Feld, welches ſo vielen Kampf zu erhalten koſtet, und uns doch nicht das Geringſte einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes iſt geſtiftet worden, welches die Katholiken ſelbſt nicht ganz und gar läugnen; genug, daß wir in dem Genuſſe ihrer Früchte ſizen; genug, daß wir dieſe der Vorſehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt faſt immer nicht die untadelhafteſten, ſondern die bequemſten. Mag doch alſo die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben ſo glükliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Iſrael aus Ägypten ward durch einen Todtſchlag, und man mag ſagen was man will, durch einen ſtrafbaren Todtſchlag veranlaßt; iſt er aber deßwegen weniger ein Werk Gottes, und weniger ein Wunder?

Ich weiß wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unſer Glük iſt befördert worden, gibt; allein, ich weiß

auch, daß dieſe Dankbarkeit, weñ man ſie übertreibt, zu einer Idololatrie wird. Man bleibt mit ſeiner Erkeñtlichkeit an der nächſten Urſache kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erſte zurük, die allein die wahre iſt. Billig bleibt Luthers Andenken bei uns in Segen; allein die Verehrung ſo weit treiben, daß man auch nicht den geringſten Fehler auf ihm will haften laſſen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, ſonſt nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt, meinem Urtheile nach, viel zu ausſchweifend ſein. Ein neuer Schriftſteller hatte vor einiger Zeit einen wizigen Einfall; er ſagte: „die „Reformation ſei in Deutſchland ein Werk des Ei„gennuzes, in England ein Werk der Liebe, und „in dem liederreichen Frankreich das Werk eines „Gaſſenhauers geweſen.“ Man hat ſich viel Mühe gegeben, dieſen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden köñte! Man kañ ihn nicht anders widerlegen, als weñ man ihm den Wiz nim̃t, und das iſt hier nicht möglich. Er bleibt wizig, er mag nun wahr oder falſch ſein. Allein ihm ſein Gift zu nehmen, weñ er anders welches hat, hätte man ihn nur ſo ausdrüken dürfen: in Deutſchland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zweke zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennuz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied bewirkt. Auf dieſe Art wäre aus dem Tadel des Menſchen, ein Lob des Höchſten geworden! Doch wie ſchwer gehen die Sterblichen an dieſes, weñ ſie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurük. Ich glaubte, ſie verdienen auch ſchon deßwegen einige Achtung, weil ſich Valdeſins über die Fehler des Pabſts ſehr frei darin erklärt, und genugſam

zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingeſehen habe. Endlich können ſie auch noch dieſen zufälligen Nuzen haben, daß ſich künftig unſere Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe ſie den zuverſichtlichen Ausſpruch wagen: dieſes und jenes hat der und der zuerſt ausgehekt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabſt Leo, nach dem Bericht des Herrn von Sekendorfs, bei dem Anfange der Reformation ſoll geſagt haben: der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es iſt nur eine Mönchszänkerei. Liegt in dem Worte Mönchszänkerei nicht faſt eben die Beſchuldigung der Mißgunſt, die unter den verſchiedenen Ordensleuten herſchte; und hätte Herr Doctor Kraft auch nicht dieſen kleinen Ausſpruch in Betrachtung ziehen ſollen? Doch genug hiervon.

Rettung

des

Hieronymus Cardanus.

Rettung des Cardanus.

Leſer, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müßen es ſchon vorausſehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieſes auſſerordentliche Genie hat alle Nachwelt ſeinetwegen in Zweifel gelaſſen. Man muß glauben, daß der größte Verſtand mit der größten Thorheit ſehr weſentlich verbunden iſt, oder ſein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthſel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr, zu was hat er ſich nicht ſelbſt in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder große Mañ mit eben der Aufrichtigkeit ſchreiben müßte! (de Vita propria.)

Es wäre ein Wunder, weñ ein ſo ſeltener Geiſt dem Verdachte der Atheiſterei entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf ſich zu laden, als ſelbſt zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu bieten? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anſtößige Säze und ein problematiſches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenſcheinliche Verleumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an, dieſes Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekañt auf drei Stüke. Auf ein Buch, welches er wider die Unſterblichkeit der Seele ſoll geſchrieben haben; auf ſeine aſtrologiſche Unſinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu ſtellen; und endlich auf eine gewiſſe Stelle in ſeinem Werke de Subtilitate.

Von den beiden erſtern Gründen werde ich nichts ſagen, weil ſchon andere nur allzu viel davon geſagt

haben. Den erſten widerlegt ſogleich das Soll. Er ſoll ſo ein Buch geſchrieben haben, welches er zwar nicht drukken laſſen, aber doch heimlich ſeinen Freunden gewieſen. Und wer iſt den̄ der Währman̄ dieſes Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Disput. Mag. T. 1. L. 2.) Wen̄ man es noch glauben will, ſo muß man dieſen Spanier nicht kennen. — Den zweiten Grund zernichten die eigenen Worte des Cardans, welche inſonderheit der Herr Paſtor Brucker aus deſſen ſeltenem Werke, über Ptolomäus vier Bücher de Astrorum Judiciis angeführt hat. (Hist. Crit. Phil. Tomi VI Parte altera, p. 76.)

Ich werde mich, wie geſagt, hierbei nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr ſogleich zu dem leztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas beſonderes dabei anzumerken. Man wird es als einen guten Zuſaz zu dem Artikel anſehen können, welchen Bayle, in ſeinem kritiſchen Wörterbuche, von dieſem Gelehrten gemacht hat.

Es iſt billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerſt höret. Es ſind deren ſo viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen laſſen. Dieſes mag ein noch lebender Schriftſteller ſein, deſſen Buch in ſeiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden iſt; der Herr Paſtor Vogt; oder vielmehr de la Monnoye durch dieſen. Er führt, in ſeinem Verzeichniſſe von raren Büchern, die erſte, und noch eine andere Ausgabe des cardaniſchen Werks de Subtilitate an, und was er dabei anmerkt, iſt Folgendes: „Man lieſet (ſagt er) in dieſen ungemein „ſeltenen Ausgaben eine ſehr gottloſe und ärgerli„che Stelle, die man in den nachherigen Abdrüken „weggelaſſen hat. Ich will die ganze Sache mit „den Worten des gelehrten de la Monnoye (im „4 Theile der Menagiana, S. 305.) erzäh-

„len. Noch ſchlimmer als Pompanaz (ſagt dieſer) „macht es Cardan. In dem eilften ſeiner Bücher „de Subtilitate vergleicht er die vier Hauptreligionen „kürzlich unter einander; und nachdem er eine ge„gen die andere hat ſtreiten laſſen, ſo ſchließt er, „ohne ſich für eine zu erklären, mit dieſen unbe„dachtſamen Worten: igitur his arbitrio victoriae re„lictis. Das heißt auf gut deutſch, er wolle dem „Zufalle überlaſſen, auf welche Seite „ſich der Sieg wenden werde. Dieſe Worte „veränderte er zwar ſelbſt in der zweiten Ausgabe; „dennoch aber ward er drei Jahre darauf von dem „Scaliger (Exercit. 258, n. 1.) ſehr bitter deßwegen „beſtraft, weil der Siñ derſelben ſehr ſchreklich iſt, „und die Gleichgültigkeit des Cardans in Anſehung „des Sieges deutlich beweiſet, welchen eine von „den vier Religionen, es möge nun ſein welche „es wolle, entweder durch die Stärke der Bewei„ſe, oder durch die Gewalt der Waffen davon tra„gen könne.“

Aus dieſer Anführung erhellet, daß Scaliger der erſte geweſen iſt, dem die Stelle, wovon ich rede, zum Anſtoße gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye ſie von keinem andern ſei gerüget worden. Martinus Merſennus iſt in ſeiner Auslegung des erſten Buches Moſis (S. 1830.) darwider aufgeſtanden, und hat ſie für nichts ſchändlicheres, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drei Betrügern gehalten. Aus dem Merſennus hat ſie hernach beſonders Morhof (Polyh. T. 1. L. 1. c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekañt gemacht, und dieſe haben ſie einander redlich aus einer Hand in die andere geliefert.

Reinmañ (Hist. univers. Atheismi et Atheorum. p. 365 et 547.) die hä iſchen Verfaſſer der Observa-

tionum selectarum (T. X. p. 219.) Freitag (Analect. literaria, p. 210.) die Bibliothek des Salthenius (p. 272) ſagen alle ebendaſſelbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß dieſen noch einen Freund von mir beiſezen, nämlich den Herrn Adiunct Schwarz in Wittenberg, welcher in ſeiner erſten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum, gelegentlich eben dieſe Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, weñ ich kühnlich behaupte, daß alle dieſe Gelehrten entweder nur Nachbeter ſind, oder, weñ ſie mit ihren eigenen Augen geſehen hatten, nicht haben conſtruiren können. Ich ſage: nicht können, deñ auch das kañ man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich, für meinen Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blaſen darf. Bei ihm habe ich die allererſte Ausgabe des cardaniſchen Werks de Subtilitate in die Hände bekommen, und ſie mit um ſo viel größerer Begierde durchblättert, da ebendaſſelbe Exemplar dem Philip Melanchthon zugehört hatte, von deſſen eigner Hand hier und da einige kleine Noten zu leſen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Beſizer deſſelben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen koñte.

Ich will mich nicht länger verweilen, ſie dem Leſer vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der erſten Ausgabe ſelbſt gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten ſchließe ich, daß ſie Herr Vogt nicht ſelbſt geſehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem ſeinigen: Hieronymi Cardani, Medici Mediolanensis de Subtilitate Libri XXI ad illustr. principem Ferrandum Gonzagam,

Mediolanensis provinciae praefectum. Nach dieſer Aufſchrift folgt auf dem Titel ſelbſt eine kleine Anrede des Drukers an den Leſer, in welcher er ihm die Vortreflichkeit des Buchs anpreiſet. Hier iſt ſie: *Johannes Petrejus Lectori:* Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento observatas: quae non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum scripta, quae, etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens haec illa, haud mecum dissenties! uti singula in adjecto indice perspicue licet cernere. Unter dieſem kurzen Buchhändlerpanegyrico ſtehet endlich: Norimbergae apud Jo. Petrejum, jam primo impressum, cum Privilegio Caes. atque Reg. ad Sexennium. Ao. MDL. Das Format iſt in Folio; die Stärke 373 Blätter, ohne das Regiſter.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die ſtreitige Stelle wirklich aus der erſten Originalausgabe anführen werde. — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateiniſch thun darf. Das Latein des Cardans iſt ſo ſchlecht, daß der Leſer nichts dabei einbüßt, weñ er es auch ſchon in eben ſo ſchlechtes Deutſch verwandelt ſieht. Deñ habe ich nicht die Güte des Ausdruks auch in der Überſezung beibehalten müßen? Hier iſt ſie alſo:

Stelle aus dem eilften Buche des Cardanus *de Subtilitate.*

„Die Menſchen ſind von jeher, an Sprache,
„Sitten und Geſezen, eben ſo ſehr unter ſich von

„einander unterſchieden geweſen, als die Thiere „von ihnen. Bei den Verehrern des Mahomets „wird ein Chriſt, und bei beiden ein Jude nicht „höher geſchäzt, als der verworfenſte Hund: er „wird verſpottet, verfolgt, geſchlagen, geplündert, „ermordet, in die Sclaverei geſtoßen, durch die „gewaltſamſten Schändungen gemißhandelt, und „mit den unſauberſten Arbeiten gemartert, ſo, daß „er von einem Tiger, dem man die Jungen ge„raubet, nicht ſo viel auszuſtehen haben würde. „Der Geſeze aber ſind viere: der Gözendiener, der „Juden, der Chriſten und der Mahometaner.

„Der Gözendiener zieht ſein Geſez aus vier „Gründen vor. Erſtlich, weil er ſo oft, in den „Kriegen wider die Juden, den Sieg davon ge„tragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre „Geſeze ganz und gar zu vertilgen; es müße daher „dem höchſten Werkmeiſter und Regenten die Ver„ehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die „Verehrung vieler Götter, gefallen haben. Her„nach ſagen ſie: ſo wie es ſich, weñ das Volk ei„nen oberſten Regenten über ſich habe, für jeden „gezieme, in Privatſachen, und beſonders in Klei„nigkeiten, ſeine Zuflucht vielmehr zu den Befehls„habern und Hofleuten deſſelben zu nehmen, als „dem Könige ſelbſt, um jeder Urſache willen, be„ſchwerlich zu fallen: eben ſo müße man, da der „höchſte Gott ſich um das, was hier auf Erden „vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Pri„vatperſonen den allerkleinſten Theil ausmachen, „ſehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, „die dieſer höchſte Gott zu ſeinen Dienern geord„net hat, bei nicht wichtigen Dingen fliehen, als „daß man denjenigen ſelbſt, den ein Sterblicher „nicht einmal mit den Gedanken erreichen kañ, „aus jeder nichtswürdigen Urſache, mit Bitten be-

„ läſtigen. Endlich behaupten ſie, daß durch dieſes „ Geſez, und durch dieſe Beiſpiele, indem ſie Hof= „nung machten, nach dieſer Sterblichkeit göttlich „ verehrt zu werden, viele wären angetrieben wor= „ den, ſich durch Tugenden berühmt zu machen, als: „ Hercules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. „ Was aber die Wunder anbelange, ſo köñten ſie „ ebenſowohl Exempel der offenbaren Hülfe ihrer „ Götter und Orakelſprüche anführen, als irgend „ andere. Auch ſei unſere Meinung von Gott und „ dem Urſprunge der Welt nicht allein nicht we= „ niger abgeſchmakt, ſondern auch noch abgeſchmak= „ ter, als ihre, welches aus dem Streite unter den „ andern Geſezen, und aus dem Haſſe derſelben ge= „ gen alle Weltweiſen, als die Urheber der Wahrheit, „ erhelle. Dieſe aber werfen ihnen die Menſchen= „ opfer, die Verehrung todter Bildſäulen, und die „ Menge der Götter vor, welche auch von den ih= „ rigen ſelbſt verlacht würden; deßgleichen die „ ſchändlichen Laſter dieſer ihrer Götter, die man „ ſich ſchon an einem Menſchen einzubilden ſchäme, „ und die undankbare Vergeſſung des allerhöchſten „ Schöpfers.

„ Nachdem dieſe alſo, auf beſagte Art, wider= „ legt worden, ſo ſteht der Jude wider die Chri= „ ſten auf. Weñ in unſerem Geſeze, ſagt er, Fa= „ beln enthalten ſind, ſo ſind ſie alle auch auf euch „ gekommen, die ihr unſer Geſez annehmet. Die „ Einheit Gottes hat niemand ſo unverfälſcht ver= „ ehrt als wir; und von uns ſtammet dieſe Wahr= „ heit auch her. Ferner kañ ſich kein Geſez ſo gro= „ ßer Wunder und Zeichen, und kein Volk eines „ ſolchen Adels rühmen. Hierauf aber ſprechen die „ übrigen wider dieſes Geſez: alles das, was un= „ tergegangen ſei, müße Gott nicht gefallen haben; „ ſie, die Juden, hätten wider ihre Propheten ge=

„ wüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt
„ ein Abſcheu geweſen, und diejenigen, welche von
„ den Chriſten und Mahometanern verehret wür-
„ den, die befehle ihnen ihr eigenes Geſez anzubeten.

„Nachdem auch dieſes Geſez übern Haufen gewor-
„ fen, ſo ſtreitet nunmehr der Chriſt wider den
„ Mahometaner. Dieſer Streit iſt ſchärfer, und
„ wird auf beiden Theilen mit großen Kräften un-
„ terſtüzet, von welchen das Wohl ganzer Reiche
„ und Länder abhängt. Der Chriſt ſtüzet ſich be-
„ ſonders auf vier Gründe. Erſtlich, auf das
„ Zeugniß der Propheten, welche alles, was ſich
„ mit Chriſto zugetragen, ſo genau erzählten, daß
„ man glauben ſollte, es ſei nicht vorhergeſagt,
„ ſondern nachdem alles ſchon geſchehen, aufgeſchrie-
„ ben worden. Dieſe aber melden nicht das Gering-
„ ſte von dem Mahomet. Zweitens, auf das An-
„ ſehen der Wunderwerke Chriſti, die von ſolcher
„ Größe und Beſchaffenheit geweſen ſind, daß ſie
„ mit den Wundern der Mahometaner in keine
„ Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auf-
„ erwekung der Todten, des Lazarus, des Mägd-
„ leins und des Sohnes der Witwe. Die Wun-
„ derwerke der Mahometaner hingegen: das Herab-
„ fallen der Steine von den ſchwarzen Vögeln, oder
„ die Verbergung in der Höhle, wie er in ſeinem
„ Koran lehret, oder dieſes, daß er in einer Nacht
„ von Mecca nach Jeruſalem wäre geſchikt, oder
„ verſezt worden, oder ſeine Aufnahme in den Him-
„ mel, oder ſeine Zertheilung des Mondes; alle die-
„ ſe können entweder nicht mit Zeugen beſtätigt
„ werden, oder ſind ganz und gar keine Wunder.
„ Daß Steine von Vögeln herabgeſchmiſſen werden,
„ dieſes iſt zwar etwas wunderſames, und mag es
„ immerhin geweſen ſein, aber ein Wunder iſt es
„ nicht; daß der Mond zertheilt ſcheinet, dieſes iſt

„ weder ein Wunder noch etwas wunderſames. Von
„ Mecca nach Jeruſalem verſezt werden, oder in
„ den Himmel hinanſteigen, dieſes wäre zwar ein
„ Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der
„ dritte Grund wird von den Geboten Chriſti
„ hergenommen, welche nichts enthalten, was mit
„ der Moral oder mit der natürlichen Philoſophie
„ ſtreitet. Was ſein Leben anbelangt, darin kañ es
„ ihm niemand gleich thun, und weñ es auch der
„ Allerbeſte wäre; aber es nachahmen kañ ein jeder.
„ Was können? ſag' ich. Ja, ſo viel du dich von
„ ſeinem Exempel entfernſt, ſo viel Gottloſigkeit
„ nimſt du an. Mahomet hingegen räth Mord und
„ Krieg und den Thurm im Paradieſe; das Para-
„ dies aber beſchreibt er ſo, daß man darin heira-
„ te, von ſchönen Knaben bedient würde, Fleiſch
„ und Äpfel eſſe, Nektar trinke, auf ſeidnen Bet-
„ ten liege, und unter dem Schatten der Bäume
„ Edelſteine und ſeidne Lager beſize. Welcher ge-
„ ſunde Verſtand wird dadurch nicht beleidigt? Und
„ wie abgeſchmakt iſt nicht jenes Vorgeben im Ko-
„ ran, nach welchem Engel und Gott für den
„ Mahomet beten ſollen? Deßgleichen die Erdich-
„ tung, daß Gott von der Erde gen Himmel
„ hinanſteige, und daß er ſelbſt bei den Geiſtern,
„ ſeinen Dienern, ſchwöre. Was ſoll man von der
„ Hiſtorie mit dem Kamehle, weñ es anders eine
„ Hiſtorie, und nicht vielmehr eine Fabel iſt, ſa-
„ gen, die wenigſtens fünfmal widerholet wird?
„ Hierzu komt noch, als der lezte Grund für die
„ Chriſten, dieſes, daß unſer Geſez von ſehr we-
„ nigen unerfahrnen und armen Leuten gegen ſo
„ viele Kaiſer und reiche Prieſter der Gözen iſt ge-
„ predigt worden, und daß es, da es auch ſchon
„ von innerlichen Spaltungen geſchwächt war, den-
„ noch des ganzen Erdkreiſes ſich bemächtiget hat.

„Nun haben aber auch die Mahometaner fünf „Beweisgründe für ſich. Erſtlich, ſagen ſie: die „Chriſten verehrten die Einheit Gottes nicht ſo „lauter, als ſie; die Chriſten gäben ihm einen „Sohn, welcher ebenfalls Gott ſei. Weñ aber, „fahren ſie fort, mehrere Götter ſind, ſo werden „ſie auf einander erbittert ſein, weil dieſes bei ei- „nem Reiche etwas unvermeidliches iſt, daß es von „vielen ohne Eiferſucht nicht kañ verwaltet wer- „den. Es iſt aber auch etwas gottloſes, dem erha- „benſten Gott, dem Schöpfer aller Dinge, einen „beizugeſellen, der ihm gleich ſei, da er doch der „Allerhöchſte iſt, und ihm einen Sohn zu geben, „da er doch keinen braucht, und ewig iſt. Über das „alſo, ſagen ſie, was die Chriſten ihm beilegen, „empören ſich die Himmel, und die Erde fliehet „vor Entſezen davon. Gott wird daher bei ihnen „eingeführet, als ob er ſich beklagte; und Chriſtus, „als ob er ſich entſchuldigte, daß er ſich dieſes „nicht ſelbſt, ſondern, daß es ihm andere, wider „ſeinen Willen, beigelegt hätten. Der zweite „Beweisgrund komt von dem Mahomet ſelbſt, wel- „cher den Chriſten zur Laſt legt, daß ſie die Bil- „der anbeten, und daß ſie alſo Verehrer der Göt- „ter, und nicht eines einzigen Gottes zu ſein „ſcheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, „welcher aus dem Erfolge hergenommen iſt, indem ſie „ſchon ſo viel Siege erfochten, und ſchon ſo viel „Provinzen erobert hätten, daß das chriſtliche Ge- „ſez kaum ein Theil des mahometiſchen würde zu „nennen ſein, weñ nicht, durch Vorſorge unſeres „Kaiſers, ſchon zum Theil eine andere Welt in der „chriſtlichen Religion wäre unterrichtet worden. „Iſt es aber, ſagen ſie, nun nicht wahrſcheinlich, daß „Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richti- „gern Glauben haben? Er köñte ja ſo viele mit

„der allerkleinſten Hülfe retten, weñ er ſich nicht
„von ihnen abgewandt hätte, und ſie freiwillig
„verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre
„Sitten anbelangt, ſo geben dieſe ihrem Geſeze
„kein geringes Anſehen, indem, auf eine ganz um-
„gekehrte Weiſe, wir dem Mahomet und ſie Chri-
„ſto nachzuahmen ſcheinen; ſie beten, ſie faſten,
„ſie bedienen ſich einer ſehr ſimpeln, ja der aller-
„ſimpelſten Tracht; ſie enthalten ſich des Mordes,
„der Glükſpiele, des Ehebruchs, und der abſcheu-
„lichſten Läſterungen gegen Gott, von welchen vier
„Laſtern hauptſächlich die Völker der Chriſten-
„heit faſt ganz und gar überſchweṁt ſind. Und
„was ſagt man, weñ man die Ehrbarkeit ihrer
„Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrach-
„ten will? Was endlich die Wunder anbe-
„langt, ſo behaupten ſie, daß wir nur erzählte
„Wunder haben, ſie aber noch bis jezt gegenwär-
„tige. Einige enthalten ſich viele Tage lang des
„Eſſens; andere brennen ſich mit Feuer, und zer-
„fleiſchen ſich mit Eiſen, ohne das geringſte Zeichen
„eines Schmerzes von ſich zu geben. Viele können
„durch den Bauch reden, welche ehedem Engaſtri-
„muthi genañt wurden; dieſes aber können ſie be-
„ſonders alsdañ, weñ ſie gewiſſe Orgia begehen,
„und ſich im Kreiſe herumdrehen. So wie es mit
„dieſen drei Punkten ſeine völlige Richtigkeit hat,
„indem ſie, wie wir oben erinnert haben, natür-
„licher, obgleich wunderſamer Weiſe zugehen: ſo
„iſt es hingegen eine bloße Erdichtung, daß bei ih-
„nen auch Kinder von Weibern, ohne Beiſchlaf,
„geboren würden. Auch ſogar ihre Heiligen haben
„ſie, welche durch wunderbare Hülfleiſtungen be-
„rühmt ſind; den Sedichaſim zum Siege; den
„Vanus zum Frieden; den Aſcichus zur Wiederver-
„ſöhnung der Eheleute; den Mirtſchinus zur Be-

„wahrung des Viehes; den Chidirelles für die Rei„ſenden, der auf einem bunten Pferde ſizend ih„nen begegnen, und den rechten Weg zeigen ſoll. „Sie heben auch noch die Schuhe desjenigen auf, „welcher von einem Könige unſchuldiger Weiſe ver„damt, und in einen glühenden Ofen geworfen „worden, gleichwohl aber, nach Art der drei Män„ner im Feuerofen, deren die heilige Schrift ge„denkt, unverſehrt davon gekommen ſei. Ganz be„kant iſt endlich auch das Wunder des Mirathbeg, „eines türkiſchen Regenten, welchen die Lateiner „Amurath nennen, wodurch er aus einem großen und „kriegeriſch n Könige, ein Prieſter geworden iſt, „und ſich freiwillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat.“

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen unter einander führen läßt. Noch ſind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenige Augenblike verſparen will, um die Rettung meines Philoſophen deſto beſſer in die Augen fallend zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man geleſen hat, zu wagen.

Warum verdamt man eigentlich dieſe Stelle? Iſt die Vergleichung der verſchiednen Religionen, an und für ſich ſelbſt, ſtrafbar; oder iſt es nur die Art, mit welcher ſie Cardan unternommen hat?

Das erſte, wird man ſich wohl nicht in den Sin kommen laſſen, zu behaupten. Was iſt nöthiger, als ſich von ſeinem Glauben zu überzeugen, und was iſt unmöglicher, als Überzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man ſage nicht, daß die Prüfung ſeiner eignen Religion ſchon zureiche; daß es nicht nöthig ſei, die Merkmale der Gottlichkeit, wen man ſie an dieſer ſchon entdekt habe, auch an andern aufzuſuchen. Man bediene ſich des Gleichniſſes nicht, daß, wen man einmal den rech-

ten Weg wiſſe, man ſich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſe kennen. Und beniṁt man ſich nicht, durch die Anpreiſung dieſer einſeitigen Unterſuchung, ſelbſt die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkeñtniß unſre Brüder werden können? Weñ man dem Chriſten befiehlt, nur die Lehren Chriſti zu unterſuchen, ſo befiehlt man auch dem Mahometaner, ſich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es iſt wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen beſſern Glauben für einen ſchlechtern fahren zu laſſen; allein dieſer wird auch die Gelegenheit nicht haben, den ſchlechtern mit einem beſſern zu verwechſeln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein ſchwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes ſezen, der ſich fürchtet, ſie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr kañ nichts ſein, und auch die Verleumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unſiñ, und auf der andern nichts als Vernunft ſehe. Was folgt alſo daraus? Daß der Chriſt, bei der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kañ; daß ſie nicht nur nicht zu unterſagen, ſondern auch anzupreiſen iſt.

Cardan muß alſo in der Art dieſer Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen ſehen. Es kañ auf eine gedopelte Art geſchehen ſein. Entweder er hat die Gründe der falſchen Religionen allzu ſtark, oder die Gründe der wahren allzu ſchwach vorgeſtellt.

Hat er wohl das leztere gethan? — — Ich verlange unparteiiſche Leſer: und dieſe ſollen es mir ſagen: ob einer von allen den unzählbaren Gottesgelehrten und Weltweiſen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der chriſtlichen Religion er-

wieſen haben, einen Grund mehr, oder eben dieſelben Gründe ſtärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht ſtärker. Man weiß, daß die vornehmſten derſelben die hiſtoriſchen ſind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kañ dieſer Arten drei annehmen. Hiſtoriſche Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menſchwerdung des Heilandes hergenommen ſind; hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten des Heilands ſelbſt; und endlich hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten, die nach ihm gefolgt ſind. Die erſten ſind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern ſind die, welche auf den Wundern unſeres Erlöſers beruhen; und die dritten werden aus der Art, wie die chriſtliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle dieſe hat Cardan mit wenig Worten, aber mit ſehr nachdrüklichen, berührt. Was kañ man von den Vorherverkündigungen der jüdiſchen Propheten ſtärkeres ſagen, als dieſes: daß ſie in Chriſto ſo genau erfüllet worden, daß man ſie eher für Erzählungen, die nach geſchehener Sache aufgeſezt worden, als für das, was ſie ſind, halten ſollte? Kañ die Zweideutigkeit derſelben mit ausdrüklichern Worten geläugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit liebloſen Vermuthungen ſo weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch dieſen Zuſaz, ſie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man ſie eigentlich zu halten habe. So unſinnig kañ kein vernünftiger Mañ ſein, welcher es weiß, daß noch jezo ein ganzes Volk ihr unverfälſchtes Altertum, zu ſeiner eignen Widerlegung, behauptet. — Auch von den Wundern Chriſti ſpricht unſer Philoſoph ſehr ſcharfſinnig, und bemerkt zwei Dinge dabei, deren eines bei den Wundern der falſchen Religio-

nen immer mangelt. Er behauptet, daß ſie wirkliche Wunder ſind, und behauptet, daß ſie, als ſolche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterſcheidet ſie alſo von den Täuſchereien eines gelehrten Betrügers, welcher einem unwiſſenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künſtliche für das Wunderbare verkauft. Er unterſcheidet ſie auch ferner von den Prahlereien der Schwärmer, die, wer weiß was, wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand geſehen hat. Kan̄ man ihre Glaubwürdigkeit beſſer, oder kan̄ man ſie nur anders beweiſen? — Endlich ſehe man auch, wie gründlich er von dem Beweiſe aus der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine ſchließende Kraft hat; und läßt alles zweifelhafte weg. Er ſagt: ſie ward von armen Leuten geprediget; man kan̄ ſie alſo aus keinen eigennüzigen Abſichten angenommen haben: und dieſe armen Leute waren noch dazu unwiſſend, folglich waren ſie denen, die ſie bekehrten, am Verſtande nicht überlegen, und was ſie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuſchreiben. Er bemerkt den Widerſtand, der ihnen natürlicher Weiſe unüberwindlich geweſen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieſes nämlich, daß unſre Religion auch alsdan̄ nicht aufgehört hat, ſich die Menſchen unterwürfig zu machen, da ſie von innerlichen Secten zerriſſen und verwirret war. Ein wichtiger Umſtand! Ein Umſtand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas ſein müße, welches, unabhänglich von allen Streitigkeiten, ſeine Kraft zu allen Zeiten äuſſert. Und was kan̄ dieſes anders ſein, als die immer ſiegende Wahrheit? Cardan läßt bei dieſem Beweiſe nichts weg, als das, was ich wünſch-

te, daß man es immer weggelaſſen hätte. Das Blut der Märtyrer nämlich, welches ein ſehr zweideutiges Ding iſt. Er war in ihrer Geſchichte, ohne Zweifel, allzu wohl bewandert, als daß er nicht ſehr viele unter ihnen bemerken ſollte, die eher Thoren und Raſende genañt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kañte er ohne Zweifel das menſchliche Herz zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, eine geliebte Grille könne es eben ſo weit bringen, als die Wahrheit in allem ihrem Glanze. Kurz, er iſt nicht allein ein ſtarker Verfechter des chriſtlichen Glaubens, ſondern auch ein vorſichtiger. Zwei Dinge, die nicht immer beiſammen ſind. — Man betrachte noch das Übrige! Cardan hätte es bei den hiſtoriſchen Gründen können bewenden laſſen; deñ wer weiß nicht, daß, weñ dieſe nur ihre Richtigkeit haben, man ſonſt alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müße? Allein er iſt zu klug, dieſe Aufopferung der Vernunft, ſo geradehin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Chriſti nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit ſtreite, oder mit ihr in keine Einſtimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Christi a philosophia morali aut naturali *absonum*, ſind ſeine eignen Worte. Das iſt alles, was man verlangen kañ! Man ſage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeſchweift ſei, und unſrer Religion ihre eigentümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, für ſich allein, nicht kommen kañ, abſprechen wolle. Weñ dieſes ſeine Meinung geweſen wäre, ſo würde er ſich ganz anders ausgedrükt haben; die Lehre Chriſti, hätte er ſagen müßen, enthält nichts anderes, als was die Moral und natürliche Philoſophie enthält; nicht aber: was ſie enthält, harmo-

nirt mit dieſen. Zwei ganz verſchiedne Säze! Beſonders dringt er auf die Vortreflichkeit der chriſtlichen Moral, und ſagt klar, daß nur Chriſtus das vollkommenſte Muſter aller Tugenden ſei: illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge dieſe Worte, die ich vielleicht in der Überſezung zu ſchwach gegeben habe! Aber man ſage mir nun endlich auch, ob man mehr gutes von unſrer Religion ſagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Luſt, gar keine ſtatt finden zu laſſen; und wer mehrere beibringt, Begierde, lieber viele und ſchlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte dieſe Stelle des Cardans für den gründlichſten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, ſind geſchrieben worden, machen kañ.

Noch iſt der zweite Fall zurük. Weñ Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geſchwächt hat, ſo kañ er doch der Lüge Farbe und Leben gegeben, und ſich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieſes verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frag' ich alſo: ob es erlaubt ſei, bei Unterſuchung der Wahrheit, ſich die Unwiſſenheit ſeines Gegners zu Nuze zu machen? Ich weiß wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, ſeinem Widerſacher Beweiſe gegen ſich an die Hand zu geben, ohne die er ſeine Sachen ſogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Raſenden halten, der es thäte, weñ er nicht gewiß wäre, daß er alles und jedes auf das augenſcheinlichſte widerlegen könne. Aber warum? Weil ſein Verluſt nothwendig mit des andern Gewinne verbunden iſt; und weil man

von einem Richter weiter nichts fordern kañ, als daß er mit ſeinem Ausſpruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiſte Recht für ſich zu haben ſcheinet. Dieſes aber findet ſich bei den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man ſtreitet zwar um ſie; allein es mag ſie der eine oder der andere Theil gewinnen, ſo gewiñt er ſie doch nie für ſich ſelbſt. Die Partei, welche verlieret, verlieret nichts als Irrtümer; und kañ alle Augenblike an dem Siege der andern Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit iſt daher das erſte, was ich an einem Weltweiſen verlange. Er muß mir keinen Saz deßwegen verſchweigen, weil er mit ſeinem Syſtem weniger übereinkömt, als mit dem Syſtem eines andern; und keinen Einwurf deßwegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kañ. Thut er es aber, ſo iſt es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennüziges Geſchäfte macht, und ſie in die engen Gränzen ſeiner Untrüglichkeit einſchließen will. — Dieſe Anmerkung alſo vorausgeſezt, möchte ich doch wiſſen, wie man eine ernſthafte Beſchuldigung daraus machen könne, weñ ein Philoſoph auch die falſchen Religionen, und allergefährlichſten Sophiſtereien in das allervortheilhafteſte Licht ſezt, um ſich die Widerlegung nicht ſowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wiſſen, was deñ nunmehr daraus folgte, weñ es auch wahr wäre, daß Cardan den heidniſchen, jüdiſchen und türkiſchen Glauben, mit ſo vielen und ſtarken Gründen unterſtüzt hätte, daß auch die allerfeinſten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzuthun köñten? Würden ſie deßwegen weniger falſch bleiben, oder würde unſer Glaube deßwegen weniger wahr werden? — Doch es fehlt ſo viel, daß Cardan dieſes gethan habe, daß ich ihm vielmehr,

zu meinem groſsen Leidweſen, gleich das Gegentheil ſchuld geben muſs.

Ich behaupte alſo, er ſei mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der chriſtlichen; die übrigen alle hat er mit den allerſchlechteſten Gründen unterſtüzt, und mit noch ſchlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheil zu ſein, um hierin mit mir übereinzukommen. Ich will von der heidniſchen nichts, und von der jüdiſchen nur wenig gedenken. Wider dieſe läſst er die übrigen drei den Einwurf machen: daſs Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe laſſen untergehen. Iſt ſie deñ untergegangen, die jüdiſche Religion? Wie, weñ ihr jeziger Zuſtand, nichts als eine verlängerte babyloniſche Gefangenſchaft wäre? Der Arm, der ſein Volk damals rettete, iſt noch jezt ungeſchwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommenſchaft dieſes Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum ſich ſo häufen, und nur darum ſo unüberſteiglich werden laſſen, um ſeine Macht und Weisheit in einem deſto herlichern Glanze, zur Beſchämung ihrer Unterdrüker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Iſraelite geantwortet haben; unſer Gott hat uns ſo wenig verlaſſen, daſs er auch in ſeinen Strafgerichten noch unſer Schuz und Schirm bleibt. Weñ er nicht über uns wachte, würden wir nicht längſt von unſern Feinden verſchlungen ſein? Würden ſie uns nicht längſt von dem Erdboden vertilgt, und unſern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöſchet haben? In alle Winkel der Welt zerſtreut, und überall gedrükt, beſchimpft und verfolgt, ſind wir noch eben die, die wir, vor tauſend und viel mehr Jahren, geweſen ſind. Er-

kenne ſeine Hand, oder nenne uns ein zweites Volk, das dem Elende ſo unüberwindliche Kräfte entgegenſezt, und bei allen Trübſalen den Gott anbetet, von dem dieſe Trübſalen kommen; ihn noch nach der Weiſe ihrer Väter anbetet, die er mit Gütern überſchüttete. Was dieſer Gott zu dem Satan ſagte, als er ſeinen Mañ, Hiob, auf die Probe ſtellen wollte: Siehe da, er ſei in deiner Hand, doch ſchone ſeines Lebens! eben das ſprach er zu unſern Feinden: Mein Volk ſei in eurer Hand, doch ſchonet ſeines Lebens! da ſind die Gränzen eures Tobens; das iſt das Ufer, an welchem ſich die Wellen eures Stolzes brechen ſollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahret nur fort, uns zu plagen; machet der Bedrängniſſe kein Ende: ihr werdet den Zwek nicht erreichen, den ihr ſuchet. Er hat ein Schonet geſprochen; und was er ſpricht iſt wahr. Umſonſt werden Bildads und Zophars aus unſerm eignen Geſchlechte aufſtehen und an unſrer guten Sache zweifeln; umſonſt werden uns unſre eignen Weiber zurufen: haltet ihr noch feſt an eurer Frömmigkeit? Ja, ſegnet Gott und ſterbet! Wir wollen ihn nicht ſegnen; deñ endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unſer Gefängniß wenden, und uns zweifältig ſo viel geben, als wir gehabt haben. — Ich will meinen Iſraeliten nicht weiter reden laſſen; es ſei nur eine Probe, wie leicht er die Trugſchlüſſe des Cardans widerlegen köñte. Und eben ſo leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen deſſen Glauben er noch ungerechter geweſen iſt. Ungerecht ſollte ich zwar vielleicht nicht ſagen; weil Unwiſſenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böſe Wille. Die Nachrichten, die man zu ſeinen Zeiten von dem Mahomet und deſſen Lehren hatte,

waren ſehr unzulänglich, und mit tauſend Lügen vermengt, welche die chriſtlichen Polemici deſto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichteres Spiel ſie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Keñtniß davon erhalten, als durch die Werke eines Reland und Sale; aus welchen man am meiſten erkañt hat, daß Mahomet eben kein ſo unſinniger Betrüger, und ſeine Religion eben kein bloßes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälſchungen ſei. Aber bei dem allen iſt Cardan noch nicht entſchuldiget: er, der ſich um ſo viel unbekañte Sachen bekümmerte, hätte ſich auch hierum erſt bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkeñtniß vorausſezt, weñ ſie einem Philoſophen nicht unanſtändig ſein ſoll. Und was würde er wohl haben erwidern können, weñ ſich ein Muſelman, der eben der gelehrteſte nicht zu ſein braucht, folgendergeſtalt mit ihm eingelaſſen hätte: Man ſieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Chriſt biſt, und daß dein Vorſaz nicht ſowohl geweſen iſt, die Religionen zu vergleichen, als die chriſtliche, ſo leicht als möglich, triumphiren zu laſſen. Gleich anfangs bin ich ſchlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unſeres Mahomets in eine Klaſſe ſezeſt, in welche ſie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Chriſt ſeine Religion nennet, iſt ein Wirrwarr von Säzen, die eine geſunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen ſich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwieſen iſt. Durch dieſe wollen ſie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unſrigen, Wahrheiten ſein können. Sie erkennen es ſelbſt, und nennen ſie daher G e h e i m n i ſ ſ e; ein Wort,

das ſeine Widerlegung gleich bei ſich führet. Ich will ſie dir nicht nennen, ſondern ich will nur ſagen, daß eben ſie es ſind, welche die allergröbſten und ſiñlichſten Begriffe von allem, was göttlich iſt, erzeugen; daß ſie es ſind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, ſich ſeinen Schöpfer auf eine anſtändige Art zu denken; daß ſie es ſind, welche den Geiſt zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Dieſem gebet ihr die Schlüſſel des Himmels und der Höllen; und Glüks genug für die Tugend, daß ihr ſie mit genauer Noth zu einer etwanigen Begleiterin deſſelben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngeſpinſter macht bei euch ohne Gerechtigkeit ſelig; aber nicht dieſe ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten ſelbſt iſt es nur zum Theil geglükt, euch die Augen zu eröfnen, und ich ſollte es unternehmen? Wirf einen Blik auf ſein Geſez! Was findeſt du darin, das nicht mit der allerſtrengſten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einzigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maßgebung unſrer Thaten, gewiß treffen wird. Dieſes glauben wir, oder vielmehr, damit ich eure entheiligten Worte nicht brauche, davon ſind wir überzeugt, und ſonſt von nichts. Weißt du alſo, was dir obliegt, weñ du wider uns ſtreiten willſt? Du mußt die Unzulänglichkeit unſrer Lehrſäze beweiſen! Du mußt beweiſen, daß der Menſch zu mehr verbunden iſt, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu ſein; oder wenigſtens, daß ihm beides die Vernunft nicht lehren kañ, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwaze nicht von Wundern, weñ du das Chriſtentum über uns erheben willſt. Mahomet hat niemals dergleichen

thun wollen; und hat er es deñ auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrſcheinlich zu machen Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probirſtein ein jeder bei ſich führet. Weñ einer aufſtehet, und ſagt: ich bin der Sohn Gottes; ſo iſt es billig, daß man ihm zuruft: thu etwas, was ein ſolcher nur allein thun köñte! Aber weñ ein anderer ſagt: es iſt nur ein Gott, und ich bin ſein Prophet; das iſt, ich bin derjenige, der ſich beſtiñt zu ſein fühlet, ſeine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was ſind da für Wunder nöthig? Laß dich alſo das Beſondere unſrer Sprache, das Kühne in unſrer Art zu denken, welche den geringſten Saz in blendende Allegorien gern einſchließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir ſelbſt ſehr betroffen ſein würden, weñ es in der That Wunder wären. Wir ſchenken euch gar gerne dieſe übernatürlichen — — ich weiß nicht, wie ich ſie nennen ſoll? Wir ſchenken ſie euch, ſage ich, und danken es unſerem Lehrer, daß er ſeine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bei deren Unterſtüzung Mahomet predigte. Es iſt wahr, er und ſeine Anhänger haben ſehr viel, und Chriſtus und ſeine Apoſtel haben gar kein Blut vergoſſen. Aber glaubeſt du wohl, daß das, was bei euch eine Grauſamkeit geweſen wäre, es bei uns nicht iſt? Gib Acht, es wird auf das vorige hinauskommen! Weñ der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchſtens nur deßwegen glauben kañ, weil ich ihn für einen ehrlichen Mañ halte, der mich nicht hintergehen wird; weñ der, ſage ich,

den Glauben mit dem Schwerte erzwingen will, ſo iſt er der verabſcheuungswürdigſte Tirañ, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Weñ aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsſtarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeuget, die nicht einmal ſeine Einheit bekennen wollen, und dieſe von dem Erdboden vertilgt, den ſie entheiligen, ſo iſt er kein Tirañ; er iſt — weñ du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willſt, — nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubeſt du in der That, daß Mahomet und ſeine Nachfolger ein ander Bekeñtniß von den Menſchen gefordert haben, als das Bekeñtniß ſolcher Wahrheiten, ohne die ſie ſich nicht rühmen können, Menſchen zu ſein. Weißt du, was Abu Obeidah an die von Jeruſalem ſchrieb, als er dieſen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur ein Gott „und Mahomet ſein Apoſtel iſt, und daß ein Tag „des Gerichts ſein wird, da Gott die Todten aus „ihren Gräbern erweken will. Weñ ihr dieſes Zeugniß ableget, ſo iſt es uns nicht erlaubt, euer Blut „zu vergießen, oder uns an eurem Hab' und Gut, „oder Kindern zu vergreifen. Wollet ihr dieſes aus„ſchlagen, ſo bewilliget, Tribut zu bezahlen, und „uns unterwürfig zu ſein: ſonſt will ich Leute „wider euch bringen, welchen der Tod ſüßer iſt, als „euch der Wein und das Schweinefleiſch.“ [1]) Siehe, dieſe Aufforderung erging an alle! Nun ſprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollten? Stoße dich nicht daran, daß man

1) Okley, aus einer geſchriebenen arabiſchen Geſchichte des heiligen Landes.

von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Geſandten Gottes zu erklären. Dieſe Clauſel mußte beigefügt werden, um zu erſehen, ob ſie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; deñ auch ihr behauptet ſie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zulezt über dich. Du glaubeſt, daß wir die ſiñlichen Vorſtellungen des Paradieſes nach dem Buchſtaben verſtehen. Sage mir doch, weñ ich euren Koran recht geleſen habe, verſtehet ihr die Beſchreibung eures himliſchen Jeruſalems auch nach dem Buchſtaben? — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden laſſen. Ich ergreife das Wort wieder ſelbſt, und ſage, daß es mich, bei ſo geſtalten Sachen, nicht wundern würde, weñ beſonders die Mahometaner den guten Cardan, im Falle, daß ſie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boshafteſten Verleumder rechnen ſollten; daß es mich aber ſehr wundert, weñ die Chriſten ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe alſo noch den lezten Schritt zu thun. — Je nun, wird man ohne Zweifel ſagen, ſo mag deñ die Stelle ſelbſt ſo unſchuldig ſein, wie ſie will; genug, daß Cardan durch einen gottloſen Schluß ſein Innerſtes nur allzu unglüklich verrathen hat. Das Igitur his arbitrio victoriae relictis iſt ſo erſchreklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas beſſerm, als zu einer Geringſchäzung alles göttlichen zu machen.

Da ſei Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß ſich ſelbſt retten, oder ich will derjenige ſein, welcher am meiſten wider ſie eifert. Man gehe alſo einen Augenblik zurük, und ſehe, wo ich oben auf der 254 Seite aufhörte. Und ſich freiwillig in ein Kloſter eingeſchloſ-

ſen hat; waren die lezten Worte. Auf dieſe nun kommen unmittelbar folgende, die ich, der größern Glaubwürdigkeit wegen, in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. „Doch wollte Gott, (heißt dieſes,) daß „man ihre Waffen eben ſo leicht überwinden kön„te, als man dieſe ihre Einwürfe zu Nichte machen „kañ. Allein die Sache iſt zu den Waffen gekom„men, wo der ſtärkere Theil mehrentheils den beſ„ſern überwindet.“ — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal dieſe Materie, und wendet ſich zu den Verſchiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Übergange braucht, ſind die ſo oft verdam̃ten Worte: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus.

Weñ ich ein Mañ von Ausrufungen wäre, ſo würde ich mich jezt ganz und gar darin erſchöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verſtehen geben, daß auch nicht das Allerdeutlichſte vor liebloſen Verdrehungen ſicher ſei. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünſchen, daß ſie der liebe Gott ja vor Neidern behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieſes nicht thun, ſondern blos die Stelle in ihrem Zuſammenhange noch einmal herſezen: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, transeamus etc. O ſagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Merſennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freitag, Schwarz, worauf geht deñ *his*? War-

um ſoll es deñ auf den Inhalt zweier vorhergehenden Seiten gehen, und warum nicht auf *arma?* Warum ſoll es deñ heiſſen: ich will es auf das gute Glük ankommen laſſen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum deñ nicht vielmehr: wir müßen es dem Glüke überlaſſen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Chriſten die Oberhand, nicht in ihren Lehrſäzen, ſondern in den Schlachten, davon tragen werden? Iſt deñ beides etwa einerlei? Was haben ſie an dem leztern Sinne zu tadeln? Dieſes doch wohl nicht, daß ſie ihre fromme Galle nicht daran auslaſſen können? Weñ ein anderer an meiner Stelle wäre, der würde die ſeinige vielleicht an ihnen auslaſſen.

Alles dieſes iſt ſo klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzuzuſezen. Es würde ſcheinen, als ob ich mit meinen Leſern ſelber ſtreiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bei dem erſten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl dieſe Worte hernach geändert? — — Als weñ man nur alles änderte, was man ſelbſt für unrecht erkennet; als weñ man es nicht auch oft mit dem Allerunſchuldigſten thäte, weñ man ſieht, daß Gegner Gift daraus ſaugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich ſein, zu beſtimmen, in welcher Ausgabe dieſe Veränderung am erſten vorgenommen worden; allein ich muß dieſe Arbeit demjenigen überlaſſen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe zu allem Unglüke keine andere Ausgabe bei der Hand, als eine von den jüngſten, wo es nicht gar die allerjüngſte iſt; nämlich die von 1664 in Baſel bei Emanuel König. Und auch von dieſer kañ ich nicht einmal ſagen,

nach welcher ältern Ausgabe ſie abgedrukt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel, in dem Jahre 1560 zum zweitenmale überſah; weil ich, ſowohl die zweite Zuſchrift an den Herzog von Sueſſe, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabei finde. Dem ſei unterdeſſen, wie ihm wolle, ich will ſo viel thun, als ich thun kañ, und die Änderungen bemerken, die Cardan in dieſer ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret ſich ſehr, weñ man glaubet, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgeſtrichen und mit andern, weniger anſtößigen, weñ Gott will! erſezt habe. Ich bemerke ſonderlich drei Stellen, welche ſich in der Originalausgabe vorzüglich befinden, und in den verbeſſerten weggeblieben ſind. Die erſte iſt die, welche man im Vorhergehenden auf meiner 251 Seite findet, wo anſtatt der Worte: und wie abgeſchmakt, bis: ſeinen Dienern ſchwöre, Cardan folgende zu ſezen für gut befunden hat: Absurda nonne sunt, quod fingant, Deum ascendere ad coelum e terris, et quod ipse etiam per Daemones servos suos juret. Man ſieht alſo, daß er aufrichtig genug geweſen iſt, die abgeſchmakte Beſchuldigung wegzulaſſen, die er daſelbſt dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger geweſen wäre und auch das Übrige weggelaſſen hätte. Deñ was will er damit? Wie kañ er dem Korane etwas zur Laſt legen, wovon die heilige Schrift ſelbſt nicht frei iſt? Wird nicht auch in dieſer, von dem Herauf- und Herabſteigen Gottes unzähligemal geredet? Und weñ ſchon nicht darin geſagt wird, daß Gott bei dem Himmel und bei der Erde ſchwöre; ſo ſchwört er doch bei ſeiner Seele. Ein Ausdruk,

der ohne Zweifel auch ſeine Erklärungen nöthig hat. Die zweite Stelle iſt der ganze erſte Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verläugnung ſie den Chriſten Schuld geben, hergenommen iſt. (Siehe oben S. 252, von: Nun haben aber auch ꝛc. bis S. 252 der zweite Beweisgrund komt.) Alles dieſes hat er in wenig Worte folgendergeſtalt zuſammengeſchmolzen: At Mahumetani et ipsi monumenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolae imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle iſt endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringſte Spur ſehe. Sie geht oben S. 253, von: Auch ſogar Heilige haben ſie ꝛc. bis zu Ende des ganzen Ortes, S. 254 eingeſchloſſen hat. — Von dieſen drei Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, ſagen ſoll, weiß ich nicht. Ich finde nämlich, daß er auch diejenigen Worte, die zur Rettung ſeiner guten Geſinnung ſo vortreflich ſind, nämlich: Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem, gänzlich weggelaſſen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 254 Seite abgebrochen habe, und ſezt anſtatt des berüchtigten Überganges nichts als die kahlen Worte: Sed haec parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus.

Ich nenne dieſe Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weiß, ob ich ihnen nicht noch ein

härter Beiwort geben ſollte. Dem guten Cardan iſt es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die ſich eben ſo wenig, als er, auf das Verbeſſern verſtanden haben. Sezet er nicht offenbar für etwas anſtößiges, noch etwas anſtößigeres? Was hindert es, ſein haec parum philosophos attinent zu überſezen: Was hat ſich ein Philoſoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubiſche Zeug an? Ich weiß wohl, ſeine Meinung iſt ſo arg nicht, und er will weiter nichts ſagen, als: Dieſes geht diejenigen Weltweiſen, für die ich hier ſchreibe, die Naturforſcher nämlich, weniger an. Er meinet alſo nicht die Weltweiſen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein ſehr würdiger Gegenſtand ſind. Allein, nim̃t man deñ Gründe an, weñ man verdrehen will?

Ich will nur noch ein paar Worte von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Ausgaben der Bücher de Subtilitate auf einander gefolgt ſind, beifügen, und alsdañ mit einer Anmerkung ſchließen, die vielleicht von einigem Nuzen ſein kañ. Die erſte Ausgabe iſt ohne allen Streit die oben angeführte von 1550 in Nürnberg. Für die zweite hält Herr Freitag eine Ausgabe von Baſel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte die von 1554 gleichfalls in Baſel bei Ludovico Lucio; und für die vierte die von 1560, welche in Octav an ebendemſelben Orte herausgekommen iſt. Über dieſe Folge, wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. 1. Cardan ſagt es ausdrüklich ſelbſt, in ſeiner Actione prima auf der 728 S., daß die zweite Ausgabe ſeines Buchs 1554, und zwar im Anfange des Jahrs, erſchienen ſei. De la Monnoye, welchen Herr Freitag tadelt, köñte alſo doch wohl recht haben, weñ er behauptet, daß die an=

ſtößigen Worte in derſelben wären verbeſſert worden. Doch ich muß auch dieſes zu Herrn Freitags Entſchuldigung ſagen, daß Cardan, weñ er die Ausgabe von 1554 die zweite nennet, dadurch ohne Zweifel nicht ſagen wolle, als ob die erſte niemals nachgedrukt worden ſei; er neñt ſie die zweite, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedrukt, nur für eine, in Anſehung des unveränderten Inhalts, anzuſehen ſind. 2. Weil aber doch auf der baſelſchen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl ſehr vieler Verbeſſerungen gedacht wird, weil man auch ſogar die Actio prima auf dem Titel genañt findet, ſo irret ſich Herr Freitag ganz gewaltig, weñ er ſie für die zweite halten will. Wie iſt das möglich? Hat dieſer Bücherkenner vergeſſen, daß erſt 1557 des Scaligers Exercitationes herausgekommen ſind, und daß alſo die Actio prima, welches eine Antwort darauf ſein ſoll, von noch ſpäterem Dato ſein muß? 3. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freitags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte ſein kañ, iſt dieſes der Grund, weil Cardan ſelbſt, auf der 791 S. der Actio prima von einer prima et ſecunda Norimbergenſi, deßgleichen von einer Lugdunenſi und Lutetiana redet: von der Lugdunenſi nun weiß ich es gewiß, daß dieſe 1551 in Octav an's Licht getreten ſei, weil ſie der Verfaſſer, des in dem zehnten Theile der Obſervationum Hallenſium befindlichen Aufſatzes de Libris raris ausdrüklich anführt. Überhaupt vermuthe ich, daß man aus dieſen und vielen andern dabei vorkommenden Schwierigkeiten ſich ſchwerlich jemals werde helfen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier ein Stükchen nach gelehrter Art geſpielt, und für einerlei Ausgabe mehr als einen Titel gedrukt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung, mit welcher ich ſchließen will. Dieſe Beſchuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwiderſprechlich zu Schanden gemacht, haben unſere Literatores aus den Händen der Katholiken; beſonders eines hizigen Merſennus. Ich will ihnen rathen, daß ſie alles, was ſie dieſen Glaubensgenoſſen abborgen, vorher wohl unterſuchen, ehe ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen. Dieſe Herren haben oft beſondere Urſachen, dem und jenem Verfaſſer einen Schandflek anzuhängen, welche bei uns wegfallen. Cardan, zum Exempel, läßt die Vielheit der Götter in der ſtreitigen Stelle auf eben die Art vertheidigen, wie ſie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beilegt. Sollte dieſes die Katholiken nicht etwa weit mehr verdroſſen haben, als alles andere; allein ſie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu ſuchen. Ich bitte, dieſes zu überlegen.

Rettung

des

INEPTI RELIGIOSI,

und

ſeines ungenañten Verfaſſers.

Rettung

des

INEPTI RELIGIOSI,

und

ſeines ungenañten Verfaſſers.

Dieſe ganze Rettung wird wider den Herrn Paſtor Vogt gerichtet ſein; oder vielmehr ſie wird dieſem Gelehrten Gelegenheit geben, ſich eines Umſtandes wegen zu erklären, welcher, weñ er ihm erſt nach ſeinem Tode ſollte zur Laſt gelegt werden, ſeiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben köñte. Ich habe für ſeine Verdienſte alle Hochachtung; ja eben dieſe Hochachtung iſt es, welche mich, dieſen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in ſeinem Verzeichniſſe rarer Bücher, in dem Buchſtaben J einer Scharteke, welche, zu Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in lateiniſcher Sprache, unter folgendem Titel an's Licht gekommen iſt: Ineptus Religiosus, ad mores horum temporum descriptus, M. I. S. Anno 1652, in Duodez, auf zwei Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, iſt folgendes: „Ein höchſt ſelt„nes aber böſes und gottloſes Büchelchen. Dem „Exemplare, welches mir der Herr Görin: Su„perintendent in Minden, aus ſeiner zahlreichen „Bibliothek mitgetheilet hat, war Folgendes am „Rande beigeſchrieben: *Mente cares, si res tibi agi„tur seria: rursus fronte cares, si sic ludis, amice „Faber.* Haec sunt Erasmi verba, alia occasione

„prolata, in hunc libellum optime quadrantia. S. die
„vermiſchte hamburgiſche Bibl. B. 3. S.
„581. Ich will dasjenige daraus herſezen, was
„man in dem 45 Paragrapho lieſet, und was
„den Siñ des Verfaſſers verräth: *Omnes quaestio-*
„*nes et controversias ab ovo, quod dicitur, semper*
„*incipito. Nihil suppone; semper quaeras: an Chri-*
„*stus fuerit in rerum natura.*"

Ich habe an dieſem Richterſpruche zweierlei von Wichtigkeit auszuſezen: erſtlich, daß Herr Vogt ſeinem Leſer von dieſer ſeltnen Schrift einen durchaus falſchen Begrif macht; zweitens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälſcht.

Der erſte Punkt. Herr Vogt macht ſeinen Leſern einen ganz falſchen Begrif davon. Er ſagt, „es ſei ein höchſt böſes und gottloſes Büchelchen." Ich aber ſage, es ſei ein ſehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich dieſen Gegenſaz am beſten beweiſen? Nicht beſſer, glaube ich, als weñ ich es den unparteiiſchen Leſer ſelbſt verſuchen laſſe, was es für Wirkungen bei ihm haben werde, weñ er es von einem Ende zum andern leſen ſollte. Dieſes alſo will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu erſparen, ſich mit dem ziemlich barbariſchen Lateine, in welchem es geſchrieben iſt, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutſchen Auszug davon vor. Einen Auszug, ſage ich, und nicht eine Überſezung; damit ich in jenem das Gift, weñ anders welches darinnen iſt, ſo nahe zuſammenbringen kañ, als möglich: und damit dieſes, auf einem Haufen, ſeine Kräfte gewiß äuſſere, weñ es anders welche äuſſern kañ.

Ich ſage alſo, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift iſt, die aus einer Zueignungſchrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Auguſtinus be-

ſtehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerſt die

Zueignungſchrift.

Hier iſt das Vornehmſte davon. „Mein lieber „Freund! du befindeſt dich jezo auſſer deinem Va„terlande, in den am Meere liegenden Ländern „Europens; deine gröſste Begierde geht dahin, „daſs du, in allen Stüken, einen recht galanten „Weltmañ, und einen recht groſsen Geiſt aus dir „machen mögeſt. Das iſt löblich, und ich halte „es für eine Schuldigkeit, dich noch mehr dazu „aufzumuntern. Ich will dir ſogar mit meinem „guten Rathe an die Hand gehen, und dir das„jenige mittheilen, was ich, nach einer neulichen „Unterſuchung, für das Beſte zu ſein fand, um „ein nicht unwürdiger Gottesgelehrter“ — (ſo will ich unterdeſſen das Wort Religiosus überſe- zen,) — „dieſes Jahrhunderts zu werden. Ich „weiſs gewiſs, es wird dir ſehr nüzlich ſein, und „du wirſt in kurzem ſehr viel daraus lernen kön„nen, weñ du nur folgſam ſein willſt. Lebe wohl. „Datum et conceptum in otio febrili.“

Nach dieſer Zueignungſchrift, die nicht viel beſſer, als eine — doch der Leſer mag es ſelbſt entſcheiden, was ſie zu verſprechen ſcheinet? — Hier folgt die Abhandlung ſelbſt, deren Hauptſäze ich folgendermaſsen zuſammenziehe.

1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel „abſondern, zu einer gröſsern theologiſchen Weis„heit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen „willſt. Du wirſt ſehen, daſs der Weg zu dem „Erhabenſten heut zu Tage ſehr leicht iſt, ſo daſs

„du dich über die Glükſeligkeit deiner Zeiten, „und über deine eigne Fähigkeit wundern wirſt. „Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte „ſchlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß „zu verlieren, will ich dir das Innerſte der Weis„heit eröfnen. Laß andere ſich quälen, ſo viel „wie ſie wollen; ſie wollen das Gute nicht er„kennen ꝛc.“

2.

„Du alſo, der du dich berühmt zu machen ge„denkeſt, überrede dich vor allen Dingen, daß „du ein ganzer Mañ biſt, und daß dir nichts „fehlet, um von allem, was dir in den Weg kömt, „urtheilen zu können. Weg mit der thörichten „Behutſamkeit. Wer wird ſeine Meinung andern „unterwerfen wollen? Weg mit ſolcher Sclaverei! „Keine Sclaverei iſt ſchimpflicher als die frei„willige ꝛc.“

3.

„Halte die Gottesgelahrheit für das allerleich„teſte Studium. — Glaube, daß nichts weniger „Mühe koſtet, als das Wahre von dem Falſchen, „und das Licht von der Finſterniß zu unterſchei„den. Ich verſichere dir, daß alle Schwierigkeiten „in der Einbildung beſtehen; und daß nichts ſchwer „iſt, als was einem ſchwer ſcheinet. Der Löwe „entſezt ſich über das Quaken des Froſches, und weñ „er näher kömt, zertritt er ihn ꝛc.“

4.

„Ferner verachte das Anſehen der Alten und „der Verſtorbenen. Wir ſind zwar überall unſern „Vorfahren viel ſchuldig; nur in der Religion „ſind wir ihnen nichts ſchuldig ꝛc.“

5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du „lebeſt, kehre dich nicht. In einer ſo wichtigen „Sache, als das Heil deiner Seelen iſt, mußt „du dich auf niemanden verlaſſen. Der beſte „Chriſt iſt der, welcher ſein eigner Hirt iſt. Die „Sorge für deine Seligkeit iſt niemanden aufge- „tragen, und niemand wird für dich zum Teufel „fahren. Du kanſt dich ja ſelbſt aus Büchern ge- „nugſam unterrichten, deren heut zu Tage oft ein „Schuſter und Schneider mehr hat, als ſonſt „ein groſſer Doctor des kanoniſchen Rechts. Und „was iſt jeziger Zeit gemeiner als die Gelehrſam- „keit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen „Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge „ſind als ſie, voraus, als den Namen? Vor die- „ſem mochte es wohl wahr ſein, daß man die Ge- „lehrſamkeit nur bei den Gelehrten finden konte; „allein jezt

„— — *redeunt Saturnia regna,*
„*In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.*"

6.

„Mit dieſen wizigen Köpfen alſo, welche ei- „gentlich keine Gelehrte ſind, rathe ich dir, fleiſ- „ſig umzugehen. Alle Paſtores, Magiſtros, Doc- „tores, Baccalaureos verachte gegen ſie. Dieſe „finſtern Leute wollen, daß man nur ihnen alles „glauben müße; ſie ſind aufgeblaſen und in ihre „Grillen närriſch verliebt. Weñ ſich ja noch einige „unter ihnen finden, die dieſe Fehler nicht haben, „ſo ſind ſie dafür albern, blödſinnig, einfältig „und dum̃. Überhaupt aber werden ſie dich alle „mit ſo viel Sophiſtereien und ſchulmäßigen Un-

„terſcheidungen plagen, daß du nothwendig einen „Ekel für ſie bekommen mußt. Sie werden dich „auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, „auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Di„ſputationes, Thomiſten und Scotiſten verweiſen; „ſie werden dich zu einem ewigen Sclaven der „Bücher machen, damit ſie dich ja in ihren Ket„ten behalten, und du nur immer ihren Speichel „leken mußt ꝛc.“

7.

„Noch einmal alſo, laß dieſe düſtern Köpfe, „und gib dich mit niemanden, als mit ſolchen „ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige „Dinge ſind, und die weder die Kunſt zu ſchließen, „noch zu diſputiren, gelernt haben. Du brauchſt „eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine „andern Handtirungen aufzugeben; du kanſt alles „dabei treiben, was du nur willſt; und es iſt „genug, weñ du nur in müßigen Stunden mit „deinen Geſellſchaften ein wenig von der Re„ligion ſchwazeſt. Du kanſt alles unter Scherz „und Lachen lernen. — Schuſter und Schneider „ſind oft die beſten Theologen, weil ſie aus Er„fahrung reden. Die Stimme des Pöbels iſt die „Stimme Gottes. Verſuch es nur! “

8.

„Du wirſt aber deſto leichter lernen, je mit „Beredtern du umgeheſt; dergleichen jeziger Zeit „die Engländer und Holländer zu ſein pflegen, bei „welchen alle Marktpläze von Religion wider„ſchallen. Ihre Weibleins ſogar ſind die ge„ſchwäzigſten, die nur zu finden ſind, und ſie kön„nen fertiger von theologiſchen Dingen plaudern, „als mancher langbärtige Profeſſor der Theologie. „Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich!

„Bald mit dieſem, bald mit jenem, damit du fein
„vielerlei in den Kopf bekömſt ꝛc.“

9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit auf-
„muntern. Das Sprichwort ſagt: den Kühnen
„hilft das Glük; und ich ſage dir: den Kühnen
„hilft die Weisheit. Furchtſame bleiben auf dem
„bekañten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer;
„und die den Weg nicht wiſſen, treten in andrer
„Fußſtapfen. Die Feigheit verräth ein unedles
„Gemüth. Ein Weiſer weiß, das er etwas weiß;
„er verehrt ſich, und läßt ſich von andern vereh-
„ren. Was fragt er darnach, ob ihn andere frech,
„verwegen, oder, wie ſie ſonſt wollen, nennen?“

10.

„Mit dieſer Tugend iſt die Großmuth verwandt,
„die du auch lernen mußt. Sie iſt es, welche
„dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die
„Kindereien der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.“

11.

„Mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, mußt
„du dich zu keiner gewiſſen Secte bekennen, und
„auf keines Worte ſchwören. Auch die Namen
„der Lutheraner, Papiſten und Calviniſten mußt
„du nicht einmal vertragen. Remonſtranten oder
„Contraremonſtranten, was will das ſagen? Die
„Chriſten müßen unter ſich alle Brüder ſein. Lu-
„ther war ſo gut ein Menſch als andere, und wir
„fehlen alle mannigfaltig ꝛc.“

12.

„Weñ du aber ja in einer von den Secten biſt
„auferzogen worden, ſo verachte doch die andern

„ nicht dabei. Jede hat etwas gutes; ſuche dir „ das Beſte aus; lerne aus allen etwas, und nicht „ aus einer alles. Haſt du aber Schreiben gelernet, „ ſo mache dir ſelbſt ein theologiſches Syſtem ꝛc.“

13.

„ Haſſe alſo keine Secte, und glaube, daß, wie „ der Deutſche ſagt, hinter dem Berge auch „ noch Leute wohnen. Gedenke an das, was „ Barläus in ſeinem ſchönen Epigrammate ſagt:

„ — — — *Non unius aevi,*
„ *Non populi unius credimus esse pium,*
„ *Si sapimus diversa, Deo vivamus amici,*
„ *Doctaque mens pretio constet ubique suo etc.*“

14.

„ Wenn du ja haſſen willſt, ſo haſſe die Katho„ liken vor allen andern, weil ſie die Gewiſſen bin„ den, uns alle Freiheit im Denken rauben, und „ nach Art der Alten eine gar zu ſtrenge Kirchen„ zucht haben; weil ſie die Kirche zu einem Ge„ fängniſſe, und den Glauben zu einer Marterbank „ machen ꝛc.“

15.

„ Nach dieſen verachte die Lutheraner oder Ubi„ quetiſten. Dieſe Herde iſt ſehr zankſüchtig; ſie dünkt „ ſich alleine klug, und hat noch viel von den „ äuſſerlichen päbſtiſchen Ceremonien beibehalten. „ Alle Ceremonien aber, befehl' ich dir, zu fliehen. „ Wozu ſoll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die „ Entblößung des Hauptes? Dergleichen Grimaſſen „ gehören für die Klopffechter und Tänzer.“

16.

„Sonſt aber halte alle Secten in gleichem Wer-
„the, es mögen nun Arminianer, oder David-
„Joriten, oder Browniſten ſein.

„*Tros Tyriusve fuat, nullo discrimine habeto.*

„Laß dir es auch niemals in den Siñ kommen, als
„weñ die päbſtliche Religion weniger zu haſſen wä-
„re, als die photinianiſche oder mahometaniſche.
„Den *Sectirer* mußt du *fliehen*, ſofern er
„ein Sectirer iſt, nicht aber, in ſofern er irret.“

17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten
„zweifle in deinem Leben wenigſtens einmal. Und
„weñ du es thuſt, ſo entziehe dich allem Umgange
„der Menſchen. Begib dich in die Einſamkeit,
„welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bü-
„cher dabei zu Rathe; ſondern blos und allein
„dich. Weñ der Geiſt vom allzu vielen Leſen ab-
„gemattet iſt, ſo kañ er von nichts gehörig ur-
„theilen ꝛc.“

18.

„Die Bibel, rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu
„leſen. Doch braucheſt du nicht immer darüber zu
„liegen; auf's höchſte bei garſtigem und traurigem
„Wetter, oder weñ du von der Arbeit müde und
„zu andern Verrichtungen ungeſchikt biſt. Fliehe
„alle Ausleger; deñ glaube mir, kein einziger iſt
„von Vorurtheilen frei.“

19.

„Alle andern Gebetbücher oder Geſangbücher
„kañſt du bei der Bibel entbehren. Ich rathe dir

„überhaupt nicht, dich gewiſſer Formeln bei dem
„Beten zu bedienen; nicht einmal des Vaterunſers.
„Das iſt eine elende Andacht, die ihr Feuer aus
„den Büchern holen will! ꝛc.“

20.

„Die Bibel ſelbſt aber lies mit Sorgfalt und
„Überlegung; nicht mit jener ſiñloſen Ehrfurcht, die
„man Andacht zu nennen pflegt. Es ſind Orte, wo
„ſelbſt Paulus anſtößt und wo Petrus ſtolpert. Ho-
„mer ſchläft ja ſelbſt manchmal ein. Lies
„die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froſch-
„mäusler, oder der Gräfin Bembrok Arkadien lie-
„ſeſt. Einiges davon lobeſt du; einiges übergehſt du;
„von einigem wollteſt du, daß es lieber anders,
„als ſo heiſſen möge. Es ſtekt auch noch vieles
„in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an
„den Tag gebracht hat; und das entweder auf dei-
„ne oder auf eines andern Hand wartet. Viele
„Stellen ſollten ganz anders ausgelegt werden.
„Bei vielen folgt ein Schöps dem andern, und
„ein Ausleger dem andern ꝛc.“

21.

„Hieraus kañſt du leicht ſchließen, was ich von
„dem akademiſchen Diſputiren halte. Damit dieſe
„Leutchen doch etwas thun mögen, ſo zanken ſie
„ſich über Worte, die weder bei ihnen noch bei an-
„dern einen Siñ haben. Ich möchte doch wiſſen,
„welcher von den Apoſteln ihre Sophiſtereien *de cau-*
„*sa efficiente, formali, informante, assistente etc.*
„verſtehen würde? Von ihren *Haecceitatibus, Quid-*
„*ditatibus,* und dergleichen Dingern, die ſie dem Tho-
„mas und Holcoth abborgen, will ich nichts ſagen.
„Wie ſehr hat man es vergeſſen, was der heilige Am-
„broſius ſagt: *Piscatoribus creditur non Dialecticis etc.*“

22.

„Wen̄ du aber ja mit mir nicht durchgängig ei=
„nig biſt, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden
„glaubeſt, ſo will ich dir wenigſtens ſagen, was für
„welche du loben und billigen mußt.“

23.

„Erſt ſiehe, ob der Verfaſſer eine gute Schreib=
„art hat. Sie muß ciceronianiſch ſein. Dieſes Lob
„haben beſonders die Bücher der Arminianer, deß=
„gleichen Calvinus, und verſchiedene im vorigen
„Jahrhunderte verſtorbene ſchweizeriſche Theolo=
„gen ꝛc.“

24.

„Die andere Tugend eines Schriftſtellers iſt die
„Beſcheidenheit. Er muß mit ſeinen Gegnern fein
„ſäuberlich verfahren. Er muß den Ausſpruch des
„Heilandes beſtändig in Gedanken gehabt haben:
„Richtet nicht!“

25.

„Die dritte Tugend iſt die Verſöhnlichkeit, wel=
„che die Griechen επιεικειαν nennen. Sie müßen
„immer bereit ſein, ſich mit ihren Feinden zu verei=
„nigen und beſtändig im Munde führen: So viel
„an euch iſt, haltet mit allen Menſchen
„Friede! Dergleichen Bücher kommen heut zu
„Tage ſehr viele an's Licht, und erhalten hier
„und da Beifall.“

26.

„Die vierte Tugend iſt die Froſtigkeit, welche
„die Griechen ψυχρολογιαν nennen. Sie müßen nicht
„dem Leſer an's Herz reden, noch Seiten mit Aus=

„rufungen und Fragen anfüllen. Sie müßen kei„ne Leidenſchaften rege machen, ob man dieſes „gleich ſonſt für einen Fehler zu halten pflegt ꝛc.“

27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man „auf einen guten Druk, auf weiſſes Papier und „ſaubere Lettern ſehen möge; allein das weiß jeder „ſchon von ſich ſelbſt. Ich will alſo eine andere „Regel geben, die wichtiger iſt; dieſe nämlich: „man fliehe ſorgfältig alle methodiſchen Bücher. „Die beſten ſind diejenigen, welche frei und ohne „Zwang geſchrieben ſind ꝛc.“

28.

„Endlich, welches ich gleich zuerſt hätte erinnern „ſollen, halte beſonders diejenigen für auserleſene „Bücher, welche ohne Namen des Verfaſſers her„auskommen, und auch keinen Ort des Druks an„geben, es müßte deñ etwa eine Stadt in Utopien „ſein. In ſolchen Büchern wirſt du Schäze antref„fen, weil ſie meiſtentheils von wizigen und wahr„heitliebenden Männern kommen. Die Welt iſt „ſehr undankbar, daß ſie dergleichen Schrif„ten verbieten, oder ſie nicht frei verkaufen laſſen „will.“

29.

„Solche Bücher, wie ich ſie dir jezt beſchrie„ben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, „Ausleger, Streitſchriften, Compendia ꝛc. brauche „*Ad piper et quidquid chartis amicitur ineptis.*“

30.

„Ausdrüklich dir aber diejenigen Bücher zu nen„nen, welche du leſen mußt, will ſich nicht thun laſſen; „weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältſt, und „ſonſt deine Umſtände wiſſen müßte. Unterdeſſen „aber kanſt du mit folgenden anfangen: mit Hu„gonis Grotii Büchern von der Wahrheit der „chriſtlichen Religion, und ſeiner Ausle„gungen über das alte und neue Teſta„ment; mit Thomas Browns Religion des „Arztes, (welches Buch Hugo beſonders wegen „ſeiner reinen Schreibart vielen anzupreiſen pflegte,) „mit des Markus Antonius de Dominis *Republica* „*Ecclesiastica*, mit des Paräus *Irenico*; mit Gott„fried Hottons *Concordia Ecclesiastica*, und was „dir etwa ſonſt für welche in den holländiſchen „Buchläden vorkommen.“

31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beifü„gen, die dir durch dein ganzes Leben nüzlich ſein „können ꝛc.“

32.

1. „Verachte deinen Katechiſen, und was du ſonſt „in deiner Jugend gelernet haſt. Allen dieſen Bet„tel mußt du mit den Kinderſchuhen ablegen ꝛc.“

33.

2. „Wage dich gleich an etwas groſſes; und „das Geringſte, worüber du ſtreiteſt, laß die „Vorherbeſtimmung von Ewigkeit, die „allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit „der guten Werke zur Seligkeit, die „Art und Weiſe, wie Chriſtus im Abend-

„mahle zugegen iſt, und andere ſolche Fragen
„ſein. Weñ du gleich nichts davon verſteheſt, das
„ſchadet alles nichts.“

34.

3. „Von denen, die wichtige Ämter bei der
„Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durch-
„gängig, daß ſie unwiſſend und dum̃ ſind; deñ es
„wäre ein Wunder, weñ Anſehen und Verſtand
„beiſammen ſein ſollten. Weñ du findeſt, daß ſie
„auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, ſo
„ſchließe weiter.“

35.

4. „Gewöhne dich, deine Meinung über alles
„zu ſagen! Weg mit dem pythagoriſchen Stille-
„ſchweigen. Erſt lehre andere, und alsdañ lerne
„ſelbſt. Überall aber, in Wein- und Bierhäuſern, ſu-
„che die Unterredung auf theologiſche Dinge zu
„lenken.“

36.

5. „Gib beſtändig Acht, wo du etwas zu wi-
„derſprechen findeſt. Es ſei dir deßwegen erlaubt,
„den unwiderſprechlichen Grund des Chriſtentums
„anzutaſten; man beköm̃t wenigſtens dadurch eine
„große Meinung von dir ꝛc.“

37.

6. „Halte dich zu denjenigen, die von den ob-
„erſten Geiſtlichen verachtet, und gedrükt werden.
„Es werden immer wizige und gelehrte Männer
„ſein, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe ver-
„folgt, und aus deren Umgange du vieles lernen
„kañſt.“

38.

7. „Auch aus den Reden des allergeringſten
„Menſchen, ſchäme dich nicht, etwas zu lernen; und
„weñ es auch ein altes Weib wäre ꝛc.“

39.

8. „Weñ du mit Männern, die gelehrt ſein
„wollen, von der Religion redeſt, und ſie ſagen dir
„etwas, was dir ſchwer und dunkel ſcheinet, ſo hal-
„te es für verdächtig. Alles, was ſchwer iſt, er-
„kenne für Poſſen; und nur das, was du gleich faſ-
„ſen kañſt, für Wahrheit.“

40.

9. „Der Hauptzwek aller deiner Unterredungen
„und Handlungen ſei, die Secten zu vereinigen,
„und Friede und Ruhe in der Kirche herzuſtellen.
„Die Theologen ſelbſt ſind viel zu eigennüzig, hals-
„ſtarrig und zänkiſch, als daß ſie ſich damit beſchäf-
„tigen ſollten ꝛc.“

41.

10. „Bei Streitunterredungen ſuche beſtändig
„auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Ant-
„worten ſelbſt aber ſei ja recht fertig. Jedes gro-
„ße Genie redet alles aus dem Stegreife. In theo-
„logiſchen Sachen beſonders ſind oft die erſten
„Gedanken beſſer als die lezten ꝛc.“

42.

11. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sec-
„ten obwalten, mache ſo geringe als möglich;
„deñ ſie ſind es, die der Vereinigung am meiſten
„im Wege ſtehen. Oft ſind es nur Wortſtreite,
„und der ganze Fehler iſt der, daß beide Parteien

„ einander nicht verſtehen. Überhaupt wird dir hier
„ der Unterſchied zwiſchen Glaubensartikeln, die zur
„ Seligkeit unumgänglich nöthig ſind, und denen,
„ die es nicht ſind, ſehr wohl zu Statten kommen.“

43.

12. „ Weñ du von den verſchiedenen Secten
„ ſprichſt, ſo drüke dich allezeit beſcheiden aus. Die
„ Beſcheidenheit iſt die erſte Tugend eines Jüngers
„ der großen und allgemeinen Religion. Miſche da-
„ her fein oft in deine Reden die Wörter: weñ,
„ vielleicht, es ſcheinet, ich halte dafür,
„ meiſtentheils, kaum ohne Zweifel. Sage
„ zum Exempel: Weñ irgend ein Glaubensbe-
„ keñtniß nach allen Vorſchriften der
„ Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt
„ iſt, ſo iſt es wohl das augſpurgiſche —
„ die Photinianer ſind des chriſtlichen
„ Namens kaum würdig; — die Calviniſten
„ ſcheinen aus Begierde die göttliche
„ Gnade groß zu machen, den unbeding-
„ ten Rathſchluß aufgebracht zu haben; —
„ dem ehrlichen Hugo Grotius iſt hier et-
„ was menſchliches zugeſtoßen ꝛc. Aber
„ ganz anders mußt du von denjenigen reden, die
„ mit deinen beſondern Meinungen nicht überein kom-
„ men wollen.“

44.

13. „ Gib dich bei Streitunterredungen niemals
„ überwunden. Weñ dein Gegner ſcharfſinniger iſt,
„ und dich mit Schlüſſen eintreiben will, ſo halte
„ immer einen Einfall in Bereitſchaft, den du die-
„ ſem Schulfuchſe in den Bart werfen kañſt. Al-
„ lenfalls kañſt du ihm auch ſagen, daß er dich nicht

„verſtehe, und daß er ſelbſt nicht wiſſe, was er „wolle?“

45.

14. „Bei allen Streitfragen fange ganz von „vorne an. Seze nichts voraus.“ — (Doch ich will dieſen Paragraphen nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrüken müßen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen iſt.)

46.

15. „Rühme dich oft deiner heiligen Betrach„tungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und dei„ner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thu „aber, als weñ du hierbei nicht deine, ſondern Got„tes Ehre ſuchteſt.“

47.

16. „Lebe ſo, als weñ dich dieſe Zeiten ganz „und gar nichts angingen. Entweder ſiehe beſtän„dig auf das Vergangene, oder ſpare dich beſſern „Zeiten. Die Berge werden bald etwas gewähren, „und alsdañ wird eine große Veränderung entſte„hen.“

48.

17. „Was dir in der Nähe iſt, verachte. Bü„cher und Menſchen aus deiner Gegend müßen „dir ekeln. Nur das Ausländiſche muß dich er„gözen ꝛc.“

49.

18. „Weñ du auf dieſe Art in deiner Religion „zugenommen haſt, ſo ſinne endlich einmal darauf, „wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeſchaft

„ werden könne. Die Geiſtlichen koſten der Repub-
„ lik jährlich ſehr groſe Summen; ein Erzbiſchof
„ verzehrt in einem Monate mehr, als ein anderer
„ Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer
„ Laſt würde der Staat nicht befreit ſein, weñ er
„ dieſe Koſten erſparen köñte?“

50.

19. „ Endlich, weñ du dich in deinen Glaubens-
„ artikeln feſtgeſezt haſt, ſo fange auch an, dich
„ um den Zuſtand deiner politiſchen Obrigkeit zu
„ bekümmern. Lebeſt du in einer Monarchie, ſo un-
„ terſuche, was dein Monarch für Recht habe, über
„ freie Leute zu herſchen; Ob es erlaubt ſei, daß
„ Einer über alle gebiete? Kañſt du auch andere
„ mit dazu aufmuntern, daß ſie gleiche Unterſu-
„ chungen mit dir anſtellen, ſo iſt es deſto beſſer ꝛc.“

51.

20. „ Um aber von deiner Obrigkeit ein richti-
„ ges Urtheil fällen zu können, wirſt du ſehr wohl
„ thun, weñ du von allen ihren Mängeln und Feh-
„ lern Nachricht einzuziehen ſuchſt, welche du am
„ beſten durch ihre Mägde, oder andere Botſchaft-
„ trägerinen bekommen kañſt ꝛc.“

52.

„ Mit dieſen und dergleichen Unterſuchungen
„ bringe deine Jugend hin; und ſei nicht ſo unſin-
„ nig, ſie bis auf das Alter zu verſparen ꝛc.“

53.

„ Hier will ich aufhören, und ein Mehreres deiner
„ eigenen Klugheit überlaſſen. Vielleicht erkläre

„ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, be„ſonders weñ ich erfahren ſollte, daß dieſes nicht „übel aufgenommen worden.“

* * *

Noch iſt es einige Augenblike zu zeitig, meine Leſer zu fragen, was ſie wohl geleſen haben? Es iſt vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er beſtehet, wie ſchon geſagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Auguſtinus. Das erſtere iſt Manuductio ad Epicureismum überſchrieben und lautet von Wort zu Wort ſo:

Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit:
Ne spectes hominum Deive mentem!
Non est qui regat et curet orbem;
Spem vitae bene rideas futurae.
Quamvis mens ratioque sana monstrent.
Te soli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet,
Et tales coquit ustulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse,
Sed sero venient eae querelae;
Et disces, aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.

Dieſe Verſe ſind die beſten nicht; und ſie würden ſchwerlich hier ſtehen, weñ ich ſie gemacht hät-

te. — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Utile est, libros a pluribus fieri diverso stylo, non diversa fide, etiam de quaestionibus iisdem, ut ad plurimos res ipsa, quae orthodoxe tractatur, pervenire possit. —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegenrufen, dieſe Stelle war wohl noch nöthig, uns recht mit der Naſe darauf zu ſtoßen, daß der ganze Bettel eine Satyre ſei? Die Wendung darin iſt gleichwohl weder neu noch ſelten! Der Verfaſſer ſagt überall das Gegentheil von dem, was er ſagen will; und ſagt es oft mit ſo dürren Worten, daß man ſehr dum̃ ſein muß, weñ man ſeine Meinung nicht faſſen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen ſehen, der mir das geringſte Anſtößige oder Gottloſe darin zeigt; ſobald er dasjenige verneinet, was unſer Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieſes iſt nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verſtande derſelben nirgends ab: was iſt es nun mehr? Hat nicht ein Religiosus Ineptus ſollen geſchildert werden? Was hat man dazu für andere Züge wählen können?

Um die Ironie überall noch beſſer einzuſehen, darf man ſich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche beſonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die lutheriſche Kirche zerrütteten. Eine der vornehmſten war die ſyncretiſtiſche, oder diejenige, welche die helmſtädter Gottesgelehrten, und beſonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652 war ſie eben ſehr heftig geworden, und ſie iſt es, gegen die unſer Verfaſſer die meiſten und ſchärfſten Pfeile losdrükt. Man ſehe beſonders auf den zwei und vierzigſten und drei und vierzigſten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurük, wo

er von den verſchiednen Secten, von der Beſcheidenheit, die man gegen ſie brauchen müße, und von ihrem Unterſchiede, der nichts weniger als weſentlich ſei, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit eine Art von Verwandtſchaft haben, zielt er. Ich berufe mich deßwegen beſonders auf den fünf und zwanzigſten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit ſpricht, und auf den dreiſſigſten, wo er faſt lauter Bücher anpreiſet, die auf die Wiedervereinigung der chriſtlichen Religion dringen. Was er aber daſelbſt von des Thomas Browns Religion des Arztes ſagt, iſt mir beinahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis ſolitus commendare, ſind ſeine Worte. Gleichwohl iſt das Werk eigentlich engliſch geſchrieben; und die lateiniſche Überſezung, weñ ich mich recht erinnere, iſt erſt herausgekommen, als Grotius ſchon todt war.

Ferner ſcheint mir der ganze ein und zwanzigſte Paragraph, und wo er ſonſt noch der ſcholaſtiſchen Philoſophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der helmſtädtiſche Superintendent Doctor Hofmañ anſpañ, der ſich durch ſeinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Deßgleichen ſticht er die Anwendung der carteſiſchen Philoſophie in der Gottesgelahrheit offenbar, in dem ſiebzehnten Paragraph, an: De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac ſemel in vita dubites.

Endlich beſinne man ſich noch auf die Schwärmereien des erleuchteten Schuſters von Görliz, welcher, ohne Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, durch ſeinen bloßen Unſiñ das Haupt einer Secte und der Theoſoph Deutſchlands zu werden das

Glük hatte. Auch auf dieſen und ſeine Anhänger wird ſich vieles nicht übel deuten laſſen, ſo daß man, weñ man noch wenig andere Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die ſtarken Geiſter damaliger Zeit macht, wenig in den Wind geſagtes finden wird.

Ich will die Auswiklung aller dieſer kleinen Umſtände dem Leſer ſelbſt überlaſſen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewieſen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Überlegung, finden, daß weñ eine Satyre in der Welt orthodox abgefaßt worden, ſo ſei es gewiß dieſe, welche der Herr Paſtor Vogt als böſe und gottlos ausſchreit.

Doch ein jeder hat ſeine eigene Art zu denken; und es köñte wohl ſein, daß dieſer Gelehrte vollkommen nach ſeiner Empfindung geſchrieben habe. Es iſt nicht allen gegeben, Scherz zu verſtehen; beſonders weñ er auf etwas fällt, woran unſere Eigenliebe Theil nim̃t. Ich würde ihm daher ſein bloßes Urtheil nicht verdenken, weñ er es dabei hätte wollen bewenden laſſen. Allein, daß er unſere Beiſtimmung durch Verfälſchungen erzwingen will, das verdenke ich ihm ſehr.

Und dieſes iſt der zweite Punkt, den ich erweiſen muß. Man ſehe alſo in dem Vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem fünf und vierzigſten Paragraph des Religioſi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes quaeſtiones et controverſias ab ovo, quod dicitur, vemper incipito. Nihil ſuppone: ſemper quaeras: *an Chriſtus fuerit in rerum natura.* Geſezt einen Augenblik, dieſe Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit; was nun? Die ganze Schrift, wie wir geſehen haben, iſt eine Ironie, und alſo auch dieſe Zeilen. Als eine ſolche aber, ſind ſie die unſchuldigſten von der

Welt, und ich kañ auf keine Weiſe einſehen, wie ſie den böſen Siñ des Verfaſſers verrathen können. Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Chriſtus in der Welt geweſen ſei? Und beinahe kañ er ihm nichts anderes damit Schuld geben.

Wie alſo, weñ ich ihm mit ausdrüklichen Worten in eben dieſer Stelle gerade das Gegentheil zeigte? Und nichts iſt leichter; deñ ich darf ſie nur herſezen, ſo wie ſie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daſelbſt nicht ſchlechtweg: nihil suppone; ſondern es heißt: nihil *ab aliis probatum aut decisum* suppone. Hier iſt der ganze Paragraph, den ich oben nur mit wenig Silben angeführt habe:

45.

14. Omnes quaestiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut decisum* suppone. Semper quaeras: *utrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluvium Mosaicum fuerit universale,* et similia. Neque opus est, ut tamdiu exspectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed ultro te torque et quam studiosissime labora, ut dubia et disputabilia quaedam habeas. Quaestiones etiam tales amato: *unde scire possum veram esse Scripturae interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat, Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, cum id Photiniani etiam jactent?*

Nun muß ich aber in allem Ernſte fragen, warum Herr Paſtor Vogt das *ab aliis probatum aut decisum* an einem Orte weggelaſſen hat, wo der ganze Verſtand davon abhängt? Daß er aber hier da-

von abhängt, wird niemand läugnen. Es iſt zwar wahr, will der ungenañte Verfaſſer ſagen, andere haben es längſt ausgemacht und bewieſen, daß es Geiſter gibt, daß Chriſtus in der Welt geweſen iſt; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt ſein wollen, was gehen dich, ſage ich, andere an? Deine Fragen ſind zu millionenmalen beantwortet worden; doch was ſchadet das? Du kañſt ſie ſchon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Anſehen eines Geiſtes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet. — Wer iſt ſo einfältig, dieſe Sprache nicht zu verſtehen? Und wer ſieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem *ab aliis probatum aut decisum* beruhet? Sobald dieſes weg iſt, ſobald ſcheint alles, beſonders weñ es auſſer dem Zuſammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernſte, wenigſtens in einer ſehr plumpen Ironie geſagt zu ſein.

Ich habe ſchon hin und her auf einige Entſchuldigungen für Herrn Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals ſelbſt geſehen, und daß ihm ein unachtſamer Freund die Stelle daraus mitgetheilet habe; doch hierwider iſt ſein eigenes Bekeñtniß. Wie gerne wollte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruk gebraucht habe, weñ ich nur den geringſten Grund hätte, zu glauben, daß ein ſolcher in der Welt ſei?

Weñ es ihm daher gefallen ſollte, ſich etwa in einer neuen Ausgabe ſeines Verzeichniſſes hierüber zu erklären, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß er ſeine Vermuthungen beifügen möge, wer ſich etwa unter die Buchſtaben M. I. S. könne verſteckt haben? Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne geſtehe, daß ſie

auf ziemlich ſchwachen Gründen ruhen. Anfangs nämlich, da ich die Schrift ſelbſt noch nicht geſehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johañ Steller, welcher ſich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Joſua Schwarz gefallen, welcher zulezt ſchleßwigholſteiniſcher Generalſuperintendent war. Er war in ſeiner Jugend ziemlich gereiſet, und koñte alſo Kezer und Schwärmer genug gekañt haben, um Luſt zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu ſchildern. Was dieſer Muthmaßung noch das meiſte Gewicht geben müßte, wäre der Haß, den er beſtändig gegen die Syncretiſten geäuſſert hat. Er mußte ihrentwegen ſogar ſein Vaterland verlaſſen, welche Verdrießlichkeit ihm um die Jahre einige ſechzig begegnete. Doch ich sage es noch einmal, dieſe Wahrſcheinlichkeiten ſind zu klein, als daß man darauf bauen köñte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der hamburgiſchen vermiſchten Bibliothek anführet. Weñ man ſich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzuſehen, ſo wird man finden, daß daſelbſt Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten ſeiner weſtphäliſchen Reiſe, gleichfalls des Inepti Religioſi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlaufen, iſt ebendaſſelbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verſchieden ſind die Urtheile beider Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zweke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darin nicht, daß er vorgibt, man könne es nicht ſo leicht errathen, ob der Schriftſteller im Ernſte, oder nur ſpottweiſe dem Leſer ſo viel heilloſe Lehren vorhalte. — Hat er etwa bei jedem Paragraph hinzuſezen ſollen: Aber

merkt's ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das ſind ſchlechte Satyren, über die man es ausdrüklich ſchreiben muß, daß es Satyren ſein ſollen.

Es taugt, ſollte ich meinen, überhaupt nicht viel, weñ man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre beſſer, weñ man ſie ſo viel als möglich verringerte; welches dadurch am erſten geſchehen kañ, weñ man jedes nach ſeiner Abſicht beurtheilt, und ſich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottloſen zu machen.

Dieſe Regel der Klugheit ſcheinen nur die wenigſten unſerer Bücherkenner zu beobachten. Da ſie gewohnt ſind, den Werth ihrer Entdekungen, nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumeſſen, ſo werden ſie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmſucht verleitet, dieſe durch Übertreibung zu erhöhen, und den Inhalt wenigſtens atheiſtiſch zu machen. So iſt es zum Exempel mit den Werken des Bruſcambille ergangen, wider die Herr Reimmañ nach ſeiner Art, auf der 392 Seite der Historiae universalis Atheismi, ſehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in ſeinem Verzeichniſſe deſſen eigene Worte beibehalten, und beiden ſind ſie liber aeternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668 in Paris in Doudez gedrukt worden. Es iſt wahr, man findet nichts als Poſſen darin; weiter aber auch nichts, als Poſſen. Bruſcambille ſelbſt muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts geweſen ſein; deñ faſt alle in ſeinen Werken enthaltene Stüke ſind entweder an die Zuſchauer, vor oder nach den Schauſpielen, gerichtet, oder es ſind Tiraden, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimmañ irrt ſich daher ſehr, weñ er vermu-

thet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfaſſer ſei. Die Schreibart iſt viel neuer, als die Schreibart dieſes franzöſiſchen Lucians. —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Luſt zu Ausſchweifungen, mehr Beiſpiele vorzulegen, verleitet.

theile, daß Wabeland vielleicht der eigentliche Verfaſſer ſei. Die Schreibart iſt viel neuer, als die Schreibart dieſes franzöſiſchen Romans.

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Luſt zu Ausſchweifungen, mehr Beyſpiele anzuführen verleitet.

Rettungen

des

Horaz.

Rettungen des Horaz.

Dieſe Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterſchieden ſein, die ich vor kurzem gegen einen alten Schulknaben 1) habe übernehmen müßen.

Seine kleine hämiſche Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeſchrekt, und ich werde ſobald nicht wieder mit Schriftſtellern ſeinesgleichen anbinden. Sie ſind das Paſquillmachen gewohnt, ſo daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will deñ gern verleumdet ſein?

Die Gabe, ſich widerſprechen zu laſſen, iſt wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich ſie eben nicht für ſo wichtig ausgeben, daß man, um ſie zu beſizen, geſtorben zu ſein wünſchen ſollte: deñ um dieſen Preis ſind vielleicht auch größere Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur ſagen, daß es ſehr gut ſein würde, weñ auch noch lebende Gelehrte immer im voraus, ein wenig todt zu ſein, lernen wollten. Endlich müßen ſie doch eine Nachwelt zurüklaſſen, die alles zufällige von ihrem Ruhme abſondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurükhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen ſie alſo nicht ſchon jezt dieſe Nachwelt ertragen lernen, die ſich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel iſt, ob ſie ihn für neidiſch oder für ungeſittet halten?

1) (Paſtor Lange.)

Ungerecht wird die Nachwelt nie ſein. Anfangs zwar pflanzet ſie Lob und Tadel fort, wie ſie es bekömt; nach und nach aber bringt ſie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert nach dem Tode, für einen großen Geiſt gehalten werden, iſt ein ſchlechter Beweis, daß man es iſt; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, iſt ein unwiderſprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegentheile. Ein Schriftſteller wird von ſeinen Zeitgenoſſen und von dieſer ihren Enkeln nicht geleſen; ein Unglük, aber kein Beweis wider ſeine Güte; nur weñ auch die Enkel nie Luſt bekommen, ihn zu leſen, alsdañ iſt es gewiß, daß er es nie verdient hat, geleſen zu werden.

Auch Tugenden und Laſter wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es ſehr wohl, daß jene eine Zeit lang beſchmizt, und dieſe aufgepuzt ſein können; daß ſie es aber immer bleiben ſollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zuſammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigenſinne der Sterblichen abhängt, anbetenswürdige Spuren finde.

Sie erwekt von Zeit zu Zeit Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu bieten, und alles in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, ſollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Böſewicht, und ein vermeinter Böſewicht zum Heiligen werden. Ich ſelbſt — deñ auch ich bin in Anſehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und weñ es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — ich ſelbſt kañ mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente

Flekken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was derjenige, dem die Aufſicht über einen Bilderſaal anvertrauet iſt, phyſiſch verrichtet.

Ein ſolcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er ſo vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenſtäubchen darauf ſizen läßt. Ich bleibe alſo in der Vergleichung, und ſage, daß auch ich einige groſe Geiſter ſo verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringſte Verleumdung auf ihnen haften ſoll.

Horaz iſt einer von dieſen. Und wie ſollte er es nicht ſein? Er, der philoſophiſche Dichter, der Wiz und Vernunft in ein mehr als ſchweſterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmañs den ernſtlichen Lehren der Weisheit das geſchmeidige Weſen freundſchaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und ſie entzükenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz deſto unfehlbarer zu machen.

Dieſe Lobſprüche zwar hat ihm niemand abgeſtritten, und ſie ſind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde ſich lächerlich machen, weñ er entſchiedene Verdienſte verkleinern wollte; er wendet ſeine Anfälle, gleich einem ſchlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung ſieht; er gibt dem, dem er den groſſen Geiſt nicht abſtreiten kañ, laſterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend laſſen muß, läßt er ſie, und macht ihn dafür zu einem Blödſinnigen.

Schon längſt habe ich es mit dem bitterſten Verdruſſe bemerkt, daß eben dieſen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen iſt. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat,

ſo viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, ſpricht man, er ſang die zärtlichſten und artigſten Lieder, niemand aber war wohllüſtiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzüken, und war ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling; er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht, und tauſend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unterſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum deñ? Haben ſie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bei ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein Schriftſteller ausdrükt, der aber der feinſte nicht iſt, bei ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht. [1]) Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimt man theils aus ſeinen eigenen Schriften, theils aus den Zeugniſſen anderer.

Ich will bei den leztern anfangen. Alle Zeugniſſe, die man wegen der wohllüſtigen Ausſchweifung des Horaz auftreiben kañ, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als auſſer allen Zweifel geſezt iſt. Man hat nämlich auf einer alten Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek

1) Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Keñtniß der lateiniſchen Schriftſteller, Theil 2, Seite 403.

eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekañt, zuſchreiben. Weñ ſie keine andere Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß, daß man Schreibarten nachmachen kañ; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit iſt, alle kleine Eigentümlichkeiten eines Schriftſtellers ſo genau zu kennen, daß man den geringſten Abgang derſelben in ſeinem Nachahmer entdeken ſollte; ich weiß endlich, daß man, um in ſolchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geſchmak und recht viel Stolz beſizen darf, welches, wie man ſagt, gleich der Fall der meiſten Kunſtrichter iſt. Doch der Scholiaſt Porphyrion führt eine Stelle aus dieſer Lebensbeſchreibung des Horaz an, und leget ſie mit ausdrüklichen Worten dem Sueton bei. Dieſes nun iſt ſchon etwas mehr, obgleich auch nicht alles. Die paar Worte, die er daraus anführt, ſind gar wohl von der Art, daß ſie in zwei verſchiedenen Lebensbeſchreibungen können geſtanden haben. Doch ich will meine Zweifelſucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfaſſer ſein.

Sueton alſo, der in dieſer Lebensbeſchreibung hunderterlei beibringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichſam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tauſendmal nachgeſchrieben, und oft genug mit einer kleinen Kizelung nachgeſchrieben hat. Hier iſt ſie: Ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut, quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton iſt doch wohl ein glaubwürdiger Schriftſteller; und Horaz

war doch wohl Dichters genug, um ſo etwas von ihm für ganz wahrſcheinlich zu halten?

Man übereile ſich nicht, und ſei anfangs wenigſtens nur ſo vorſichtig, als es Sueton ſelbſt hat ſein wollen. Er ſagt: traditur, dicitur. Zwei ſchöne Wörter, welchen ſchon mancher ehrliche Mañ den Verluſt ſeines guten Namens zu danken hat! Alſo iſt nur die Rede ſo gegangen? Alſo hat man es nur geſagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, ſo bin ich ſehr übel auf dich zu ſprechen, daß du ſolche Nichtswürdigkeiten nachplauderſt. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geſchichtſchreiber wie du, hätte unterſuchen, nicht aber ununterſucht fortpflanzen ſollen. —

Es würde ein wenig ekel klingen, weñ ich dieſe Apoſtrophe weiter treiben wollte. Ich will alſo gelaſſener fortfahren. — In eben dieſer Lebensbeſchreibung ſagt Sueton: „Es gehen unter dem Na„men des Horaz Elegien und ein proſaiſcher Brief „herum; allein beide halte ich für falſch. Die Ele„gien ſind gemein, und der Brief iſt dunkel, wel„ches doch ſein Fehler ganz und gar nicht war." — Das iſt artig! Warum widerſpricht deñ Sueton der Tradition hier, und oben bei dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf ſich, den Geiſt eines Schriftſtellers zu retten, als ſeine Sitten? Welches beſchimpfet deñ mehr? Nach einer Menge der vollkommenſten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief ſchreiben; oder bei aller Feinheit des Geſchmaks ein unmäßiger Wohllüſtling ſein? — Unmöglich kañ ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geſchichtſchreiber, auf ebenderſelben Seite, in ebenderſelben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen ſein Held aus-

geſezt worden, gleich unvorſichtig, als behutſam ſein könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leſer bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten: ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut, quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmakt; ich finde ſie unrömiſch; ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmakt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kañ gewußt haben, was er will? „Horaz ſoll in den veneriſchen „Ergözungen unmäßig geweſen ſein; deñ man „ſagt ꝛc.“ — Auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmak, auf alles, was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmet ſei? Nein! — „Man ſagt, er „habe ſeine Buhlerinen in einem Spiegelzimmer ge„noſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, „die wohllüſtige Abbildung ſeines Glüks anzutref„fen.“ — Weiter nichts? Wo ſtekt deñ die Unmäßigkeit? Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſezt, nichts darin, als ein Beſtreben, ſich die Wohlluſt ſo reizend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner von den groben Leuten, denen Brunſt und Galanterie eines iſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſättigen; und ohne einen Währmañ zu nennen, kañ man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausge-

ſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reizung gekaññt:

— — te puer in roſa
Perfuſus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

— — gratus puellae riſus

geweſen ſein. — Und der Geſchmak?

— — oſcula, quae Venus
Quinta parte ſui nectaris imbuit.

Nektar aber ſoll der Zunge keine gemeine Kizelung verſchaft haben; wenigſtens ſagt Ibykus bei dem Athenäus: „es ſei noch neunmal ſüßer als Honig.“ — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wohlluſt durch alle Eingänge in ſich. — Und gleichwohl iſt mir das Spiegelzimmer eine Unwahrſcheinlichkeit. Sollte deñ dem Dichter nie eine Anſpielung darauf entwiſcht ſein? Vergebens wird man ſich nach dieſer bei ihm umſehen. Nein, nein; in den ſüßen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man ſie erſt ſeitwärts in dem Spiegel ſuchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — Ich verſtehe eigentlich hievon nichts; ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles ſeinen Grund haben; und es wäre ein ſehr wunderbares Geſez, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, weñ der Schein mehr Eindruk auf ſie machen köñte, als das Weſen. —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömiſch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für: cubiculum speculis ornatum, geſagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paſſive Bedeutung geben, ſo wird es in dem erſten Falle gar nichts, und in dem andern etwas ganz anderes ausdrüken. Schon speculari, für: in dem Spiegel beſehen, iſt das Gewöhnlichſte nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kañ darauf fallen, den Begrif: mit Spiegeln ausgezieret, durch speculatus zu geben. Doch weñ das auch nicht wäre, ſo ſage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewiſſen Studentenliede scorta deponere bedeutet; aber was in einem claſſiſchen Schriftſteller scorta disponere ſagen könne, geſteh' ich ganz gerne, nicht zu wiſſen. Die Worte ſind ſo dunkel, daß man den Siñ nicht anders als errathen kañ; welches aber den meiſten nicht ſauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Weñ man ihn nun aber errathen hat, ſo verſuche man doch, ob er ſich wohl mit dem, was Sueton ſonſt von dem Horaz erzählt, vergleichen laſſe?

Nach dem Bericht dieſes Geſchichtſchreibers war Auguſt mit dem Dichter ſo vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nañte. Der verſchämte Herr Paſtor Lange gibt das erſte Beiwort durch: einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach ſeiner Rechtſchreibung: Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Überſezung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder weñ man die Lesart ein wenig antik haben will, *putissimus*, der Allerreinſte heißt, und daß

der, welcher ad res Venereas intemperantior iſt, unmöglich der Allerreinſte ſein kañ. Eines von beiden muß alſo nur wahr ſein; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrükliche Urtheil des Auguſtus. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kañ nicht ſchwer fallen; ſondern jeder Unparteiiſche wird mir vielmehr zugeſtehen, daß Sueton ſchwerlich etwas ſo abgeſchmaktes, ſo unrömiſches und mit ſeinen anderweitigen Nachrichten ſo ſtreitendes, könne geſchrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtigt ſei, die angeführte Stelle für untergeſchoben zu halten.

Was das Unrömiſche darin zwar anbelangt, ſo köñte man vielleicht den Vorwand der verſtümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwiſſenden Abſchreiber ſchieben. Es iſt wahr; und ich ſelbſt kañ eine Verbeſſerung angeben, die ſo ungezwungen iſt, daß man ſie ohne Widerrede annehmen wird. Anſtatt nämlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, rathe ich, zu leſen: specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man ſieht, daß ich weniſtens ſehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund ſelbſt zu entkräften. Doch wer weiß, ob ich es thun würde, weñ ich nicht den übrigen Gründen deſto mehr zutraute. Ich glaube aber; ſie ſind von der Beſchaffenheit, daß das, was ich noch hinzuſezen will, ſie faſt unwiderſprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über dieſe verdächtige Beſchuldigung nachgedacht, als ich mich errinnerte, etwas ähnliches bei dem Seneca geleſen zu haben. Dieſer ehrliche Philoſoph hat nicht gern eine Gelegenheit verſäumt, wo er mit guter Art ſeine ernſthaften Lehren mit einem Zuge aus der Geſchichte lebhafter machen koñte. In dem erſten Buche ſeiner natür-

lichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beigebracht, was er als ein Phyſiker davon zu ſagen gewußt, ſo ſchließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich ſchmuzig iſt. Vielleicht ſollte ich mehr ſagen, als ziemlich; wenigſtens bin ich nicht der einzige, der es einem ſtoiſchen Weiſen verdenkt, ſie mit allen ſpizigen Schönheiten ſeines lakoniſchen Wizes ausgekramt zu haben. Fromondus ſezt ſchon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und es gibt Überſezer, die lieber ihre Urſchrift hier verſtümmeln, als durch allzu groſze Treue ihren Leſern die Röthe in's Geſicht trieben wollen. Ich würde eben ſo behutſam ſein, weñ nicht unglüklicher Weiſe beinahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unſchuld zum Nuzen kañ man ſchon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bei dem allen noch weit beſcheidener, als Seneca, ſein, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet ſein wollen, in dem ſechzehnten Hauptſtüke des angeführten Buchs nachleſen können.

„Bei dieſer Gelegenheit (ſagt er zu ſeinem „Lucil) muß ich dir doch ein Hiſtörchen erzählen, „woraus du erkennen wirſt, wie die Geilheit ſo „gar kein Werkzeug zur Anreizung der Wohlluſt „verachtet, und wie ſiñreich ſie iſt, ihrem unzüch„tigen Feuer Nahrung zu ſchaffen. Ein gewiſſer „Hoſtius übertraf an Unkeuſchheit alles, was man „jemals auf der Bühne geſehen und verabſcheuet „hat. Er war dabei ein reicher Geizhals, ein „Sclave von mehr als tauſend Seſtertien. Als „ihn ſeine Sclaven umgebracht hatten, achtete der „göttliche Auguſt ihn nicht für werth, ſeinen Tod „zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er „verunreinigte ſich nicht allein mit einem Ge„ſchlechte; ſondern er war auf das mäñliche eben „ſo raſend als auf das weibliche. Er ließ ſich

„Spiegel verfertigen, die, wie ich ſie in dem Vor-
„hergehenden beſchrieben habe, die Bilder um vie-
„les vergrößerten, und den Finger an Dike und
„Länge einem Arme gleich machten. Dieſe Spie-
„gel ſtellte er ſo, daß, weñ er ſich ſelbſt von ei-
„nem ſeines Geſchlechts mißbrauchen ließ, er alle
„Bewegungen ſeines Schänders darin ſehen, und
„ſich an der falſchen Größe des Gliedes, gleichſam
„als einer wahren, vergnügen koñte. Er ſuchte
„zwar ſchon in allen Badeſtuben die Muſter nach
„dem vergrößerten Maßſtabe aus; gleichwohl aber
„mußte er ſeine unerſättliche Brunſt auch noch
„mit Lügen ſtillen. Nun ſage man mir, ob es
„wahr iſt, daß der Spiegel nur der Reinigkeit
„wegen erfunden ſei?“

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetſchen. Er moraliſirt noch eine ziemliche Eke in's Feld hinein, und gibt ſich alle Mühe, die Augen ſeiner Leſer auf dieſen Gegenſtand recht zu heften. Man ſollte ſchwören, er rede von dem freiwilligen Tode des Cato, ſo feurig wird er dabei!

Ich will mich vielmehr ſogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Auguſtus, welcher hier einen unzüchtigen Mañ ſo verabſcheuet, daß er auch ſeinen Tod, an den nichtswürdigſten Creaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderiſchen Sclaven, nicht ahnden will, iſt eben der Auguſt, deſſen Liebling Horaz war. Nun malt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hoſtius; allein das, was daran fehlt, iſt auch ſo groß nicht, als daß es in dem Betragen des Auguſtus einen ſo merklichen Unterſchied hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel ſoll genoſſen haben, will man nicht blos weibliche verſtehen,

deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anſpornung ziemlich vorausſezt. Man muß das männliche Geſchlecht mit darunter begreifen, weñ das intemperantior ad res Venereas traditur, nicht, wie ich ſchon gezeigt habe, eine Ungereimtheit ſein ſoll. Begreifet man es aber darunter, ſo iſt Hoſtius dem Horaz nur noch in kleinen Umſtänden überlegen; und ihr Hauptverbrechen iſt eins. Es iſt eins, ſage ich; und Auguſtus muß von ſehr wankenden Grundſäzen geweſen ſein. Was koñte ihn antreiben, ebendaſſelbe Laſter in dem einen zu verfolgen, und bei dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobſpruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und dieſen für purissimum penem zu erklären? Man ſage nicht, die Vorzüge, die Horaz ſonſt, als ein ſchöner Geiſt, beſeſſen, köñten den Auguſt, über dieſe Abſcheulichkeit wegzuſehen, bewogen haben. Auguſt war der Mañ nicht, der in Anſehung des Wizes die allzu groben Ausſchweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigſtens hat er es an einer ähnlichen Perſon, an dem Ovid, nicht gewieſen.

Was ſoll ich von einer ſo klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube, die kritiſche Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hoſtius unter dem Auguſt gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwiſſenden dafür angeſehen zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich ſchon überſezt angeführt habe: specula ita disponebat, ut, cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut, quocunque respexisset, ibi ei imago coitus

referretur, beinahe das Vorbild zu ſein ſcheinen; und wen̄ man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten kön̄te, daß die ſtreitige Stelle des Suetons das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſei? Eines Abſchreibers, der vielleicht bei einem andern, als bei dem Seneca, geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekan̄ter war, als Horatius — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wen̄ er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrift, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Überſezung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdam̄t. Baxter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: Quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam dericula et ασυςατα videntur. Es ſollte mir lieb ſein, wen̄ ich das, was Baxter hier mit ganz troknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deßwegen lieb ſein, weil die zweite Art von Beweiſen, die man von der Unkeuſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nim̄t, ein Großes verlieret, wen̄ ſie von der erſtern nicht mehr unterſtüzt wird.

Gibt man es zu, oder gibt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur ſchildert; daß die ſin̄lichen Gegenſtände ihn nicht blos und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müßen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt bele-

ben, auch ſein Gemälde beleben müßen? Man gibt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wohlluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der mehrſten Abänderungen fähig ſind, welche alle Wohlluſt, aber alle eine andere Wohlluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte Stärke zeigen kañ, auch hier ſeinen meiſten Ruhm zu erwarten hat. Man räumt es ein. Alſo räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruhe und Leben, Schlaf und Tanz beſingen, und ſie als die vornehmſten Güter dieſes Lebens anpreiſen darf; oder wenigſtens geſtehe man zu, daß man dem Dichter, weñ man es ihm unterſagen wollte, eines von den ſchönſten Feldern unterſagen würde, wo er die angenehmſten Blumen für das menſchliche Herz ſammeln köñte. Ich rede von dem menſchlichen Herzen, ſo wie es iſt, und nicht, wie es ſein ſollte; ſo wie es ewig bleiben wird, und nicht, wie es die ſtrengſten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz ſchon viel gewonnen, weñ der Dichter von der Liebe ſingen darf. Allein die Liebe, hat ſie nicht jedes Jahrhundert eine andere Geſtalt? Man hat angemerkt, daß ſie in den barbariſchen Zeiten ungemein beſcheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerei züchtig und beſtändig geweſen iſt? Es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen ſich Wiz und Geſchmak aus dem Bezirke der Künſte und Wiſſenſchaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war ſie immer kühn, flatterhaft, ſchlüpferig, und ſchweifte wohl gar aus dem Gleiſe der Natur ein wenig aus. Iſt es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton ſei-

nes Jahrhunderts anzunehmen? Sie iſt es, und Horaz konte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart ſeiner Zeitgenoſſen. — Noch mehr alſo für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter ſeine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in ſich ſelbſt zu haben ſcheinen; er muß ſcheinen, aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu ſprechen. Dieſe, durch welche er ſeinem geſchmeidigen Geiſte alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenſchaften zu ſezen weiß, iſt eben das, was ſeinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es iſt gleich auch das, wovon ſich diejenigen, denen er verſagt iſt, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ein Dichter zornig ſein könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe ſeufzen könne, ohne ſie zu fühlen. Sie, die alle Leidenſchaften nur durch Wirklichkeiten in ſich erweken laſſen, wiſſen von dem Geheimniſſe nichts, ſie durch willkürliche Vorſtellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müßen: weñ der Dichter einem Äneas gleicht, der die Winde in verſchloſſenen Schläuchen bei ſich führt, und ſie nach ſeinem Laufe einrichten kañ. Gleichwohl muß er, ihren Beifall zu haben, ſich ihm gleich ſtellen. Weil ſie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis ſie verliebt ſind; ſo muß er ſelbſt ihnen zu gefallen verliebt ſein, weñ er feurig davon reden will. Weil ſie nicht wiſſen, wie ſich der Schmerz über den Verluſt einer Geliebten ausdrüken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; ſo muß ihm ſelbſt eine Neära untreu

geworden ſein, weñ er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer ſolchen Gelegenheit ſchildern will.

Da man aber dieſes weiß, oder wenigſtens wiſſen köñte, ſchämt man ſich deñ nicht, alles im Ernſte auf die Rechnung des Dichters zu ſchreiben: was er ſelbſt, des künſtlichen Blendwerks wegen, darauf geſchrieben hat? Muß er deñ alle Gläſer geleert und alle Mädchen geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgibt? Die Bosheit herſcht hier wie überall. Man laſſe ihn die herlichſten Sittenſprüche, die erhabenſten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen: man wird ſich wohl hüten, ſein Herz zur Quelle derſelben zu machen. Alles das Schöne, ſpricht man, ſagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringſte Anſtößige, ſchnell ſoll der Mund von dem übergefloſſen ſein, deſſen das Herz voll iſt.

Weg alſo mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moraliſchen Charakter deſſelben oft genug gemacht hat! Sie ſind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweiſen kañ, und allzu oft wiederholt, werden ſie endlich alle ſeine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer ſtörriſchen Seite zu weiſen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat dieſe verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzoſen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzoſen den Preis davon? De la Chapelle fand mit ſeinen Liebesgeſchichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, ſo ein elender Schriftſteller er auch war. Doch habe ich es ſchon vergeſſen, daß es eben die elendeſten Schriftſteller ſind, welche die meiſten Nachahmer finden? Nicht einer, ſondern zwei wahr-

hafte Beaux-eſprits, das iſt, wahrhaft ſeichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — deñ ein Marquis muß es wenigſtens ſein, mit dem ein franzöſiſcher Autor in Briefwechſel ſteht — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie ſind ihm eine Reihe von willigen Schweſtern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeſchwärmt iſt. Schon die Menge derſelben hätte ihm das Abgeſchmakte ſeines Unternehmens ſichtbar machen können. Allein ebendieſelbe Menge macht er zu einem Beweiſe, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohne Gleichen müße geweſen ſein. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unſchuldigſten von der Welt ſind, kleine ſcandalöſe Umſtände, um ſeinen Erdichtungen eine Art von Zuſammenhang zu ſchaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünſchen der Freundſchaft; der Freundſchaft, ſag' ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorſtellt, und ſie durch das Exempel der Europa, keine ungewiſſe Reiſe anzutreten, ermahnet. Dieſes iſt der Inhalt der 27 Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichſte, was Horaz der Galathee darin ſagt, ſind die Zeilen:

> Sis licet felix ubicunque mavis,
> Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kañ unſchuldiger ſein, als dieſe Zeilen? Sie ſcheinen aus dem Munde eines Bruders gefloſſen zu ſein, der ſich einer geliebten Schweſter, die ihn verlaſſen will, empfiehlt. Doch was nicht darin liegt, hat der Franzoſe hineingelegt; er überſezt die Worte: memor nostri vivas, durch: daignez

toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr iſt es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz geweſen iſt. Noch nicht genug; zum Troze aller Ausleger, die zu dieſer Ode ſezen: „Man weiß nicht, wer dieſe Galathee geweſen iſt; „noch viel weniger, ob ſie Horaz geliebt hat;“ — ihnen zum Troze, ſag' ich, weiß er beides. „Ga- „lathee, ſagt er, war ein gutes Weibchen, ſo wie „ſie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauch- „te. Sie wollte lieber gleich anfangs die Waffen „niederlegen, als ſich mit Vertheidigung eines Pla- „zes aufhalten, von dem ſie vorherſahe, daß er „ſich doch würde ergeben müßen. Ihre Leidenſchaf- „ten waren ſehr feurig, und die Heftigkeit derſel- „ben war in allen ihren Minen zu leſen. Ihr „Mund war von den häufigen Küſſen, die ſie zu em- „pfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das „machte ſie für den Horaz recht bequem; für ihn, „der gleichfalls gern ſo geſchwind als möglich zu en- „tern ſuchte; nur Schade, daß ſie ſich etwas mehr „von ihm verſprach, als kalte Verſicherungen ſeiner „Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald mer- „ken, daß nichts als Liebe ſelten ein Frauenzim- „mer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieſes „abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das „Vornehmſte war, ſich für ſeine Lieder, für die ge- „wohnlichen Werkzeuge ſeiner Rache, in Sicherheit „zu ſezen, beſchloß ſie, Rom zu verlaſſen. Sie „machte ſich fertig, zur See zu gehen, um vielleicht „auf gut Glük ihren Mañ aufzuſuchen.“ —

Iſt es erlaubt, ſolche Nichtswürdigkeiten zu er- denken, die auch nicht den allermindeſten Grund haben? doch ich will mich bei dieſem Schriftſteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters ſo wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man ſich nicht ſcheuet, es durch einen unſinnigen Ro-

man zu verdunkeln, iſt ein Beweis der allerpöbelhafteſten Art zu denken, und des allerelendeſten Geſchmaks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerlei Frauenzimmer, dem Namen nach, geſchrieben zu haben ſcheinet, Widerſprüche in die Augen fallen werden, die ſogleich das Erdichtete der Gegenſtände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen ſeinen Lydien, Neären, Chloen, Leukonoen, Glyceren, und wie ſie alle heiſſen, Weſen der Einbildung zu machen. Weſen der Einbildung, wofür ich beiläufig auch meine Phyllis und Laura und Korinna erklären will. — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm ſo beſorgt ſieht?

Aber ich will wohl alſo gar den Horaz zu einem Prieſter der Keuſchheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; weñ ich nur ſo viel für ihn erlange, daß man ſeine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele ſeines Wizes nicht zu Bekeñtniſſen ſeines Herzens macht. Ich dringe hierauf beſonders deßwegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wohllüſtlinge ſeiner Zeit loszuſprechen, und wenigſtens die weiblichen Knaben, den Ligurin und Lyciſcus, aus der Rolle ſeiner Buhlerinen zu ſtreichen.

Um es wahrſcheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtere Vergnügen genoſſen habe, erinnere man ſich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch beſtraft. Man leſe ſeine ſechſte Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Foecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;
    Hoc fonte derivata clades
        In patriam populumque fluxit.

Koñte er die Verlezung des ehelichen Bandes mit ſchreklichern Farben abſchildern, als daß er ſie zur Quelle machte, woraus alles Unglük über die Römer daher gefloſſen ſei? Nicht genug, daß er dieſes Laſter als Laſter verfolgte, er beſtrebte ſich ſogar es lächerlich zu machen, um ſeine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon ſie die Furcht der Strafe nicht abhalten koñte. Ich berufe mich deßwegen auf ſeine zweite Satyre des erſten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verſchonung der Matronen? Er beſchreibt ihren Genuß unſicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freigelaſſenen nicht zu befürchten habe. — Sollte alſo wohl der, welcher für die geſellſchaftlichen Geſeze ſo viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Geſeze der Natur übertreten haben? Er kañte ſie, dieſe Natur, und wußte, daß ſie unſern Begierden gewiſſe Gränzen geſezt habe, welche zu kennen eine der erſten Pflichten ſei.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem,
Quid latura, sibi quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo? 1)

Ich kañ es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieſer Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig ſpricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach ſeinem Geſchmake ſei ihm der gewöhnlichſte Weg der liebſte. Es iſt wahr: er ſagt:

— — tument tibi cum inguina, num, si
Ancilla, aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es iſt wahr, er ſezt ſogleich hinzu: Non ego. Al-

1) (Sermonum I, 2.)

lein er ſchließt auch in den nachfolgenden Verſen ſeine Begierde offenbar nur auf die erſte ein, ſo daß er durch dieſes Bekentniß weiter nichts ſagen will, als daß er parabilem Venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec, ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das *haec*, und bemerke noch dabei, daß Horaz die Natur ſo geliebt habe, daß er auch an dieſer *Haec* nicht einmal die Schminke und die hohen Abſäze leiden wollen:

— — ut neque *longa*
Nec *magis alba* velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in ſolchen Kleinigkeiten nachgehet, ſie in dem Allerwichtigſten ſollte verkant haben. Der, welcher von einem Laſter, das die Mode gebilliget hat, ſo wie von einer Mode redet, die man mitmachen kan oder nicht, muß deßwegen nicht dieſes Laſter ſelbſt ausgeübet haben. Er kan es im Herzen verdammen, ohne deßwegen wider den Strom ſchwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht blos bei allgemeinen Entſchuldigungen aufzuhalten ſcheine, ſo will ich mich zu einer von den Oden ſelbſt wenden, die ſeine Knabenliebe, wie man ſagt, beweiſen. Ich wähle die erſte des vierten Buchs. Sie iſt an die Venus gerichtet, und von dem Dichter in einem Alter von faſt funfzig Jahren geſungen worden. Er bittet darin die Göttin, ihn nicht auf's neue zu bekriegen, ſondern ſich vielmehr mit allen ihren Reizungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlaſſen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichſten Weihrauch bei feſt-

lichen Tänzen zu ihr aufſteigen zu laſſen. Für ihn ſelbſt ſchike es ſich nun nicht mehr, bei dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzu leichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen. — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur, heu! Ligurine, cur
  Manat rara meas lacryma per genas?
Cur facunda parum decoro
  Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
  Jam captum teneo: jam velucrem sequor
Te per gramina Martii
  Campi; te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt ſich Zärtlicheres gedenken, als dieſe Stelle? Weñ ſie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, weñ Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, weñ es nichts, als eine Nachbildung des anakreontiſchen Bathylls ſein ſollte? Ich will es entdeken, was mich auf dieſe Vermuthungen bringt. Horaz ſagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
  Anacreonta Teium;
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
  Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir ſie jezt haben, werden etwa drei an den Bathyll ſein, welche aber alle von einem ganz andern Charakter ſind, als daß ihnen das *Flevit* zukommen köñte. Diejenigen müßen alſo verloren gegangen ſein, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fraget man mich aber, was man ſich für eine Vorſtellung von

denſelben zu machen habe, ſo muß ich ſagen, daß ich mir ſie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von ſeinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kañ der Grieche ſeine Liebe glüklicher dahergeweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer ſie ſo glüklich dahergeweint, weñ er das Muſter ſeines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor ſich gehabt hätte. Mit einem Worte alſo: Horaz, welcher allen griechiſchen Liederdichtern die ſchönſten Blumen abborgte, und ſie mit glüklicher Hand auf den römiſchen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, ſage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons ſo gerührt, daß er ſie zu den ſeinigen zu machen beſchloß. Man kañ zwar, wie geſagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufſtellen, allein ich frage Kenner, welche die eigentümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterſcheiden vermögen, ob ſie nicht lauter anakreontiſche in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieſes noch um ſo viel deutlicher, da man ſchon in den übriggebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweiſen kañ. Man erinnere ſich unter andern des achten, wo ſich der Tejer im Traume ſowohl mit ſchönen Mädchen als Knaben herumiagt. Man erinnere ſich ferner des ſiebenten, wo Amor mit einem hyacinthenen Stabe den Anakreon durch Felder und Geſträuche, durch Thäler und Flüſſe vor ſich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und weñ Horaz die beiden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat; ſo hat er ſie wenigſtens der Sappho abgeſehen, die ſchon längſt vor ihm das finſtere Stillſchweigen zu einem ver-

rätheriſchen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche ſie nur mit der Überſezung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — — 1)

Weñ nun alſo dieſe Nachahmung ſeine Richtigkeit hat, ſo habe ich mich weiter auf nichts, als auf eine ganz bekañte Anmerkung zu berufen. Auf dieſe nämlich, daß eine wahre Leidenſchaft viel zu unruhig iſt, als daß ſie uns Zeit laſſen ſollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Weñ man das, was man fühlt, ſinget, ſo ſinget man es allezeit mit urſprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber dieſe angenommen, ſo iſt auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdeñ ruhig in ſeiner Stube geſeſſen, er hat die Züge der ſchönen Natur aus verſchiednen Bildern mühſam zuſammen geſucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er ſich ſelbſt, aus einem kleinen Ehrgeize, zum Subjecte anniḿt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre ſo mancher wizigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen ſchimpfliche Vermuthungen veranlaſſe.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat deñ Horaz nicht etwas edleres nachbilden können, als die Symptomata eines ſo häßlichen Laſters? Und verräth deñ nicht ſchon die Nachbildung deſſelben ein Wohlgefallen daran? Das erſte gebe ich zu, das andere aber läugne ich. Er würde etwas edleres in der Liebe nachgebildet haben, weñ zu ſeiner Zeit etwas edleres darin Mode geweſen wäre. Wäre dieſes aber geweſen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel, alle Täuſchereien der platoni-

ſchen Liebe, ſo köñte man doch daraus eben ſo wenig auf ſeine Keuſchheit ſchließen, als man jezt aus dem Gegentheile auf ſeine Unkeuſchheit zu ſchließen befugt iſt.

Weñ aber alles dieſes noch nicht genug iſt, den Horaz von der Knabenliebe loszuſprechen, den bitte ich, ſich aus der Geſchichte des Auguſtus noch folgender Umſtände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Geſez de Adulteriis et Pudicitia, und an das Geſez de Maritandis Ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es ſich dieſer Kaiſer ſein, ihre alte Kraft wieder herzuſtellen, um allen Ausſchweifungen der Unzucht, die in den geſezloſen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingeriſſen waren, vorzukommen. Das erſtere Geſez, welches Lex Julia genennet ward, beſtrafte die Knabenſchänderei weit härter, als ſie ein älteres Geſez, Lex Scantina, beſtraft wiſſen wollte. Das zweite verbot eben dieſes Laſter, in ſoferne es ſchnurſtraks mit der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts ſtreitet, auf welche niemals ein Staat aufmerkſamer war, als der römiſche. Man kañ es bei dem Sueton (Hauptſtük 34.) nachleſen, wie viel Mühe es dem Auguſt gekoſtet hat, mit Erneuerung beſonders des leztern Geſezes durchzudringen, und wie ſorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man ſich der Verbindlichkeit deſſelben zu entziehen ſuchte, verſtopft hat. Nun muß man entweder in das Weſen eines Hofmañs, welcher auch ſeine liebſten Leidenſchaften unterdrükt, ſobald er dem dadurch zu gefallen hoft, von welchem er all ſein Glük erwartet, nicht tief eingedrungen ſein, oder man muß glauben, daß Horaz ein ſchlechter Hofmañ geweſen iſt, weñ man ihn für fähig halten will, durch ſein eigen Exempel die Verachtung der liebſten Geſeze ſeines Kaiſers befördert zu haben. Seines Kaiſers, den er

ſelbſt, an mehr als einem Orte, dieſer heiligen Anſtalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris;
Mos et lex maculosum edomuit nefas;
Laudantur simili prole puerperae;
Culpam poena premit comes. 1)

Alles dieſes, ſagt Horaz, ſind die Vortheile der Regirung unſeres Auguſtus! Man verſteht ihn aber ſehr ſchlecht, weñ man das maculosum nefas für etwas anderes annimt, als für das Laſter, von welchem hier die Rede iſt. Auch dieſem Laſter folgte die Strafe auf dem Fuße nach; culpam poena premit comes. Und Horaz ſollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweiſen, und den Auguſt ſelbſt in gleiche Verdamniß werde ſezen wollen. Es iſt wahr, wie Sueton meldet, ſo hat man ihm in ſeinen jüngern Jahren verſchiedne ſchändliche Verbrechen vorgeworfen. Sext. Pompejus ut effeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius ſeine Feinde? Und ſagt nicht Sueton ſelbſt bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch ſeine Freunde nicht loszählen konten: ſie machten ihn aber, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, mehr zu einer Staatsliſt, als zu einer gränzenloſen Wohlluſt. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neu-

1) (Carminum IV, 5.)

er Auguſt eben dieſen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geſchichte brauchte erlernt zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man köñte ſagen, Horaz habe ſich der Knabenliebe ſchuldig gemacht, noch ehe Auguſt die Geſeze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrüklich geſehen, daß der Dichter an die funfzig Jahre alt war, als er ſich in den Ligurin verliebt ſtellte? Dieſer Zeitpunkt fällt lange nach dem erſtern, und wer weiß, welcher gute Geiſt den Horaz getrieben hat, ihn zu ſeiner künftigen Entſchuldigung ſo genau anzumerken. Auguſt hatte damals längſt die Knabenliebe durch die ſchärfſten Geſeze aus dem Staate verbañt; aber ſie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die ſich gerne keinen Gegenſtand entziehen laſſen, an welchem ſie ihren Wiz zeigen können, war niemals ſein Wille geweſen. Er koñte es allzu wohl wiſſen, daß in den Verſen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menſchlichen Geſchlechte wenig Abbruch thun würde.

Weñ ich nunmehr auf alles das zurükſehe, was ich in dem Punkte der Unkeuſchheit zur Rettung meines Dichters beigebracht habe; — obſchon ein wenig unordentlich, wie ich leider gewahr werde — ſo glaube ich, wenigſtens ſo weit gekommen zu ſein, daß man aus dem untergeſchobenen Zeugniſſe nichts, und aus ſeinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, ſchließen darf. Es bleibet vielmehr bei dem Urtheile des Auguſts: purissimus penis! Das leztere, weil er freilich wohl ſeinen Theil an den fleiſchlichen Ergözungen mochte genoſſen haben; das erſtere aber, weil er durchaus in den Gränzen der Natur geblieben war. — Doch genug hievon!

Ich wende mich zu einer **zweiten** Beſchuldigung, welche einen Römer, in ſofern er ein Römer iſt, faſt noch mehr ſchimpfet, als die erſte. Horaz ſoll ein **feigherziger Flüchtling** geweſen ſein, welcher ſich nicht geſchämt habe, ſeine Schande ſelbſt zu geſtehen. Man weiß, daß Horaz, als er ſich in Athen, ſeine Studien fortzuſezen, befand, unter der Armee des Brutus Dienſte nahm. Die hiſtoriſchen Umſtände davon ſind zu bekañt, als daß ich mich dabei aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglüklich die Schlacht bei Philippi für den Brutus ausfiel. Sie iſt es, an welche Horaz in der ſiebenten Ode des zweiten Buchs ſeinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
  Cum fracta virtus, et minaces
    Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekeñtniß! rufen alle aus, die ſich des Schimpfs erinnern, der ſowohl bei den Griechen als Römern mit dem Verluſte des Schildes verbunden war. — Wir wollen doch ſehen, ob ſie dieſe Ausrufung nöthig haben.

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der ſein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne geweſen ſein; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzu tapfer geweſen iſt. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit iſt, ſich die Flucht durch eine unnöthige Laſt ſchwer zu machen, weñ man ſie ein für allemal ergreifen muß. Alle dieſe Entſchuldigungen möchten zu allgemein ſein, und alſo nichts entſchuldigen; ob ich gleich die erſtere auf einen ſehr hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit bringen köñte. Horaz war ein junger Menſch ohne

Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Iſt es alſo nicht klar, daß Brutus perſönliche Eigenſchaften in ihm müße entdekt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen erſezen? Was koñten dieſes aber für Eigenſchaften ſein, weñ es nicht ein entſchiedener Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunſt wären? Und rühmt er nicht in eben dieſer Ode ſelbſt von ſich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippi ſein Leben mehr als einmal in die Schanze geſchlagen habe?

> O saepe mecum tempus in ultimum
> Deducte — —

Oder will man ihm dieſes für eine Prahlerei auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er ſeine Schande bekañt zu machen ſcheinet?

Doch, wie geſagt, alle dieſe Ausflüchte ſind mir zu klein. Wäre Horaz auch ſonſt noch ſo tapfer geweſen, ſo würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, weñ ihn gleich bei der wichtigſten Gelegenheit ſein Muth verlaſſen hätte. Bei kleinen Scharmüzeln etwas wagen, und in einem ernſtlichen Treffen davon fliehen, ſchikt ſich wohl für einen Huſaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen ſeinen Auslegern ſehr ſchlecht zufrieden, die ihn durch nichts anderes zu entſchuldigen wiſſen, als durch die überlegene Macht des Auguſts; die das Geſtändniß ſeiner Flucht auf's höchſte zu einer feinen Schmeichelei machen, und dabei den Umſtand des weggeworfenen Schildes als eine ſichere Wahrheit annehmen.

Es kömt darauf an, ob ich es beſſer treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit bei dem Dio Caſſius geleſen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlornen Schlacht bei Philip-

pi die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten; daß ſie aber keinen einzigen weder tödeten, noch gefangen nahmen, ſondern ſie blos ſo viel als möglich zerſtreueten, damit ſie ſich auf keine Art widerſezen kōnten. — Was kōnte mir alſo natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, weñ er wirklich ſein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Urſach' müße weggeworfen haben. Kōnte er deñ nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja ſo geſchwind eben nicht zu ſein, da weder Tod noch Gefangenſchaft hinter ihm her waren. Mit dieſer vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen:

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub' ich, der Scharfſinnigſte eben nicht ſein, in dieſen Worten den Dichter zu entdeken, der nichts weniger als ein Geſchichtſchreiber ſein will. Auch darf man der Beleſenſte nicht sein, um zu wiſſen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bei dem es eben nichts ſeltenes iſt, daß ein Gott mitten in der Feldſchlacht einen umringten Helden mit einer diken Wolke umgibt, und ihn auf dieſe Art ſeinen Feinden entrükt. Wie aber, weñ auch die vorhergehenden Zeilen von dieſer Art wären? Wie, weñ man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu ſagen verführt hätte, als er der ſtrengen Wahrheit gemäß hätte ſagen ſollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müße, als von der Wolke, in die ihn Mercur ſoll gehüllt haben?

Man erinnere ſich alſo, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyriſchen

Dichter melden, welchen Horaz zu ſeinem vornehmſten Muſter gemacht hatte. Dieſer Grieche war ſo wenig ein bloßer Poet, daß er vielmehr die Poeſie nur deſſentwegen zu lieben ſchien, weil er durch ſie ſeinen Haß wider die Unterdrüker des Vaterlandes am nachdrüklichſten erklären koñte. Er war der Gegner des Pittakus, der die Oberherſchaft in Mitylene mit Gewalt an ſich riß, und den ein paar Sittenſprüche, die noch ſo ziemlich ſind, unter die Zahl der ſieben Weiſen geſezt haben. Sein Unglük wollte, daß er nicht allein dieſem ſeinem Feinde in die Hände fiel, ſondern auch in einem Treffen, welches die Athenienſer wider die von Lesbos gewannen, ſein Leben mit der Flucht retten, und ſeine Waffen im Stiche laſſen mußte. Man weiß, daß er dieſen Umſtand in ſeinen eignen Gedichten nicht verſchwiegen hat, und ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſein können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müße angeſehen haben. — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompeius Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſein, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel ähnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz, die ganze ſiebente Ode des zweiten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze

gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andere Geſtalt gibt; daß ſich der Tapfere als einen Feigen, und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frei zu ſprechen iſt. Vielleicht war er einer von denen, die ſich bei Philippi am tapferſten gehalten hatten; vielleicht wußte er ſeine Thaten auf keine feinere und zugleich klügere Art zu erwähnen, als durch das Gegentheil. Ich ſage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Auguſts, ſehr ſchlecht angeſtanden hätte, ſo geradehin damit zu prahlen. Ich berufe mich deßwegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob ſie wohl, weñ ſie an des Horaz Stelle geweſen wären, aus einer andern Urſache etwas ſchlechtes von ſich würden geſagt haben, als um etwas deſto rühmlicheres darunter verſtehen zu laſſen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung beſtärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetiſche Verkleinerung ſeiner ſelbſt ſei, iſt die zweite Stelle, wo Horaz ſeines Soldatenſtandes gedenkt. Sie befindet ſich in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs, und alſo in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit hiſtoriſcher Umſtände weit fähiger iſt, als eine Ode. Was ſagt er aber da von ſeiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me *dimisere* Philippi,
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi, paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger ſcheinet mir auf das Wort *dimittere* gehörig Achtung gegeben zu haben? und

auch die Überſezer überſezen es alle. *Dimittere* iſt ein militäriſches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bei den claſſiſchen Schriftſtellern, beſonders den Geſchichtſchreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander laſſen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleiſteten Dienſte. Nimmermehr kömt dieſes Wort einem Flüchtigen, geſchweige einem, der ſeine Waffen im Stiche gelaſſen hat, zu. Beide wurden nach der römiſchen Kriegszucht geſtraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieſes leztere von ſich ſagt, muß er ſich nicht eines weit beſſern bewußt geweſen ſein, als was er ſich im Scherze gegen einen vertrauten Freund ſchuld gibt?

Daß verſchiedne Sprachforſcher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle ſie gewußt und nicht nach ſeiner Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „Derjenige unter „den lateiniſchen Poeten, welcher dem Alcäus am „ähnlichſten iſt, hat ſowohl als er in ſeinen „Gedichten bekañt, daß er ſich mit Wegwerfung „ſeiner Waffen, als eines den Flüchtigen ganz „unnüzen Dinges, mit der Flucht aus der Schlacht „gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor „dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekañte „ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in dieſem „Stüke nicht ſo aufrichtig geweſen ſein, weñ er „nicht die großen Beiſpiele vor Augen gehabt „hätte.“ Dieſe großen Beiſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverläugner, welchem es nicht genug war, ſeinen griechiſchen

Muſtern in der Flucht ähnlich zu ſein, weñ er ihnen nicht auch in der ſchimpflichen Flucht gleichen ſollte. So viel er dadurch bei Unwiſſenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, ſo viel, und noch mehr, gewañ er auf der Seite eines Freundes der Muſen. Weñ er Tribun geblieben wäre, ſo würde ihn vielleicht das Beiſpiel des Epaminondas zu dem Wunſche bewogen haben, auf ſeinem Schilde zu ſterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, ſo war das Beiſpiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu laſſen, zwei Dichter, die einerlei Schikſal gehabt, köñten nicht anders, als auch einerlei Geiſt haben.

Nichts iſt daher abgeſchmakter, als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieſer Ähnlichkeit ziehen wollen. „Hieraus (ſagt er an dem an„geführten Orte) ſollte man faſt das Vorurtheil „faſſen, daß die geiſtigſten Odendichter eben nicht „die tapferſten Soldaten ſind.“ — Das Faſt iſt ein recht nüzliches Wörtchen, weñ man etwas ungereimtes ſagen, und zugleich auch nicht ſagen will.

Je größer überhaupt der Dichter iſt, je weiter wird das, was er von ſich ſelbſt mit einfließen läßt, von der ſtrengen Wahrheit entfernt ſein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter gibt in ſeinen Verſen die eigentlichen Umſtände an, die ein Zuſammenſchreiber nöthig hat, ſeinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach ſeiner Art verſchönern muß, und alſo auch ſich ſelbſt, welches er oft ſo fein zu thun weiß, daß blöde Augen eine Bekeñtniß ſeiner Fehler ſehen, wo der Kenner einen Zug ſeines ſchmeichelnden Pinſels wahrnimt.

Noch weit ſchwerer, oder vielmehr gar unmöglich iſt es, aus ſeinen Gedichten ſeine Meinungen zu ſchließen, ſie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte deñ ſein, daß er die einen oder die andern in eigentlichen Lehrgedichten ausdrüklich hätte entdeken wollen. Die Gegenſtände, mit welchen er ſich beſchäftiget, nöthigen ihn, die ſchönſten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu unterſuchen, welchem Lehrgebäude ſie eigen ſind. Er wird nicht viel erhabnes von der Tugend ſagen können, ohne ein Stoiker zu ſcheinen; und nicht viel rührendes von der Wohlluſt, ohne das Anſehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter beſonders pflegt zwar faſt immer in der erſten Perſon zu reden, aber nur ſelten iſt das Ich ſein eigen Ich. Er muß ſich dañ und wañ in fremde Umſtände ſezen, oder ſezt ſich mit Willen hinein, um ſeinen Wiz auch auſſer der Sphäre ſeiner Empfindungen zu üben. Man ſoll den Rouſſeau einsmals gefragt haben: „wie es „möglich ſei, daß er eben ſowohl die unzüchti„gen Siñſchriften, als die göttlichſten Pſalme ma„chen könne?“ Rouſſeau ſoll geantwortet haben: „er verfertige jene eben ſowohl ohne Ruchloſigkeit, „als dieſe ohne Andacht.“ Seine Antwort iſt vielleicht zu aufrichtig geweſen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird alſo nicht ſchon dieſe einzige Anmerkung hinlänglich ſein, alles was man von der Philoſophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man deñ endlich davon? Dieſes, daß er in ſeinem Alter, als er ein ernſthaftes Geſchäft aus derſelben zu machen anfing, auf keines Weltweiſen Worte ſchwur, ſondern das Beſte nahm wo er es fand; überall aber diejenigen Spizfindigkeiten, wel-

che keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So malt er ſich in dem erſten Briefe ſeines erſten Buchs, an einem Orte, wo er ſich ausdrüklich malen will. Alles, was man auſſer dieſen Zügen hinzuſezet, ſind die ungegründetſten Folgerungen, die man aus dieſer oder jener Ode, ohne Geſchmak, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekañten Ode: Parcus Deorum cultor etc. welches die vier und dreiſſigſte des erſten Buches iſt, ſehen. Es iſt unbeſchreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube, dieſe Materie nicht beſſer ſchließen zu können, als weñ ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem Urtheile derjenigen überlaſſen will, welche Gelehrſamkeit und Geſchmak verbinden. Hier iſt die Ode, und zugleich eine Überſezung in einer ſo viel als möglich poetiſchen Proſa. Ich glaube dieſes wird beſſer ſein, als weñ die Poeſie ſo viel als möglich proſaiſch wäre.

Vier und dreiſſigſte Ode des erſten Buchs.

Parcus Deornm cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrosum
Vela dare, atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum,
Quo bruta tellus, et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet imma summis

Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Überſezung.

„In unſinnige Weisheit vertieft irrte ich umher, „ein karger, ſaumſeliger Verehrer der Götter. „Doch nun, nun ſpann' ich, den verlaßnen Lauf zu „erneuern, gezwungen die Segel zurük.

„Den̄ ſonſt nur gewohnt die Wolken mit blen„denden Blizen zu trennen, trieb der Vater der „Tage durch den heitern Himmel die donnern„den Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erſchüttert er der Erde ſin̄loſen „Klumpen, und die ſchweifenden Ströme: auf „ihm den Styx und die nie geſehenen Wohnun„gen im ſchreklichen Tänarus, und die Wurzeln „des Atlas.

„Gott iſt es, der das Tiefſte in's Höchſte zu „verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt, „und das, was im Dunkeln iſt, hervorzieht. „Hier riß mit ſcharfem Geräuſche das räuberiſche „Glük den Wipfel hinweg, und dort gefällt es „ihm, ihn anzuſezen.“

* * *

Es wird nöthig ſein, ehe ich mich in die Erklärung dieſer Ode einlaſſe, einige grammatikaliſche Anmerkungen, zur Rettung meiner Überſezung, beizubringen. Gleich in dem erſten Worte habe ich mir die Freiheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlaſſen. Pareus iſt ihnen ſo viel

als rarus; ſelten. Und infrequens? Auch ſelten. So verſchwenderiſch mit den Worten iſt Horaz ſchwerlich geweſen. Zwei Beiwörter, die nur einerlei ſagen, ſind ſeine Sache gar nicht. Dacier ſpricht parcus Deorum cultor bedeute nicht ſowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der ſie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt deñ nun infrequens cultor. „Infre„quens, (ſagt dieſer Kunſtrichter,) iſt ein ſehr „merkwürdiges Wort, deſſen Schönheit man nicht „genugſam eingeſehen hat. Es iſt eine Metha„pher, die von den Soldaten genommen worden, „welche ſich von ihren Fahnen entfernen.“ Er beweiſet dieſes aus dem Feſtus, welcher mit ausdrüklichen Worten ſagt: infrequens appellabatur miles, qui abest, abſuitve a signis. — Ein klares Exempel, daß es den Kriticis gleichviel iſt, ob ſie ihren Schriftſteller etwas ungereimtes ſagen laſſen, oder nicht, weñ ſie nur ihre Beleſenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man alſo die Worte: Parcus Deorum cultor et infrequens überſezen: „ich, der ich die Götter „ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienſt „oft unterließ, bei welchem ich gleichwohl, wie „der Soldat bei der Fahne, hätte verharren ſol„len.“ Der geringſte Silbenhenker würde kein ſo widerſinniges Klimax gemacht haben. — Aber was hat deñ alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll deñ parcus hier nicht heiſſen, was es faſt immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter einen ſehr ſchönen Siñ, weñ man überlegt, daß ein Heide in Erwählung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen koñte? Das andere

Beiwort, infrequens, habe ich durch ſaumſelig gegeben; ſelten aber würde vielleicht eben ſo gut geweſen ſein. Der Siñ, den ich ihm beilege, iſt dieſer, daß es einen anzeiget, welcher ſich ſelten in den Tempeln bei feierlicher Begehung der Feſttage, und öffentlichen Opfern einfand. Weñ man die beiden Erklärungen annimt, ſo wird man hoffentlich einſehen, daß Horaz nichts umſonſt geſezt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben? aus was für Urſachen, kañ unmöglich jemand anders als er ſelbſt wiſſen; doch vielleicht auch er ſelbſt nicht einmal.

Bei der zweiten Strophe muß ich dieſes erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meiſten Ausgaben haben das Komma nach dividens; ſo viel ich mich erinnere, der einzige Baxter ſezt es nach plerumque, und beruft ſich deßwegen auf den Scholiaſten. Baxter hat recht, und weñ er ſich auch auf keinen Währmañ berufen köñte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klarer Beiſpiel finden könne, was für Zweideutigkeiten die lateiniſche Sprache unterworfen ſei, als das gegenwärtige. Horaz kañ ebenſowohl geſagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit, als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beides aber kañ er doch nicht zugleich geſagt haben, und man muß alſo dasjenige wählen, welches den ungezwungenſten Verſtand gibt. Nun iſt es wohl keine Frage, ob es öfter bei heiterem Himmel, oder öfter alsdañ donnert, weñ der Himmel mit Wolken umzogen iſt? Soll alſo der Dichter nichts ungereimtes geſagt haben, ſo kañ nur die erſtere Auslegung ſtatt finden, welcher ich in der Überſezung gefolgt bin? ob ich gleich ganz gern geſtehe, daß es ſonſt der Gebrauch des Horaz nicht iſt, die Adverbia ſo nachzuſchlepen,

als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Siñ! Verſchiedene Ausleger ſcheinen den leztern gemerkt zu haben, weñ ſie das plerumque zu per purum egit zögen, und ſuchen ſich alſo durch beſondere Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will, bei plerumque, hisce vero diebus einſchieben; und Dacier gibt das plerumque durch souvent. Aber ſeit wañ hat es deñ aufgehört, mehrentheils zu heiſſen? Und ſeit wañ iſt es deñ Paraphraſten erlaubt, ganz neue Beſtimmungen in ihren Text zu fliken, die nicht den geringſten Grund darin haben?

In der dritten Strophe habe ich die Überſezung des Worts invisi und die Vertauſchung der Beiwörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meiſten Auslegern invisus hier verhaßt, ſcheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichſte Bedeutung, nach welcher es ſo viel als ungeſehen iſt, beibehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen αϊδης habe ausdrüken wollen. Tänarus war, wie bekañt, ein Vorgebirge in Lakonien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ανηλιον, wie ſie bei dem Lucian περι πενθυς beſchrieben wird. Daher nun, oder vielmehr, weil ſie von keinem ſterblichen Auge erblikt wird, ward ſie αϊδης genañt; und Horaz war Nachahmers genug, nach dieſem Exempel ſeine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beiwörter ſo, wie ich glaube, daß ſie natürlicher Weiſe zu ordnen ſind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrükt und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in ſeinem römiſchen Ohre eine beſſere Wirkung that. Mir aber ſchien der ungeſehene Tänarus im

Deutſchen zu verwegen, weil man glauben köñte, als ſollte es ſo viel anzeigen, daß man dieſes Vorgebirge niemals zu ſehen bekomme. Ich ſtelle alſo dieſes Beiwort wieder dahin, wo es dieſe Zweideutigkeit nicht verurſacht, und der Stärke des Ausdruks dabei nichts beniñt. Die Treue eines Überſezers wird zur Untreue; weñ er ſeine Urſchrift dadurch verdunkelt. Man ſage nicht, daß alle dieſe Schwierigkeiten wegfallen, weñ man die gewöhnliche Bedeutung von invisus anniñt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdañ dieſes Beiwort mit dem andern, horrida, eine viel zu groſe Gleichheit beköñt als daß ich glauben köñte, derjenige Dichter werde beide ſo nahe zuſammen gebracht haben, welcher die Beiwörter gewiß nicht häuft, weñ nicht jedes dem Leſer ein beſonderes Bild in die Gedanken ſchildert. Die grauſe Höhle des ſcheußlichen Tänars, ſagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es iſt eben, als wollte man ſagen: Die hohe Spize des erhabenen Berges. — Noch ſollte ich mich vielleicht in dieſer Strophe, wegen des Atlanteus finis entſchuldigen. Aber will ich deñ ein wörtlicher Überſezer ſein?

Nach dieſen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Inhalt der Ode ſelbſt. Faſt alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Secte des Epikurs darin abſage, daß er die Regirung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine beſſere Verehrung verſpreche. — Dieſe Erklärung ſcheinet dem erſten Anblike nach ziemlich ungezwungen und richtig. Sie war allgemein angenomen, bis Tanaquill Faber ſie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieſes Gelehrten auch deſſen Meinungen geheiratet zu haben ſchien, trat ſeinem Schwiegervater bei, und erklärte die Ode für nichts anderes, als kindiſch und abgeſchmakt, weñ ſie eine

ernſtliche Widerrufung ſein ſollte. Er kam auf den Einfall, ſie zu einer Spötterei über die ſtoiſche Secte zu machen; welches zu erweiſen, er ſie folgender Geſtalt umſchrieb. „Es iſt wahr, ſo lange ich den „Lehren einer närriſchen Weisheit folgte, habe ich „die Götter, nicht ſo, wie ich wohl ſollte, verehret. „Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringet mit ſo ſtar„ken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, „auf andere Art zu leben, und einen neuen Weg „zu erwählen. Was mich in meiner Halsſtarrigkeit „befeſtigte, war dieſes, daß ich gewiß überzeugt war, „der Donner könne nichts als die Wirkung der „Ausdünſtungen ſein, die ſich in den Wolken zu„ſammenziehen, und ſich unter einander ſtoßen. Al„lein nunmehr beweiſet ihr mir, daß es oft am „heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe ich „nichts zu antworten, und ich muß mit euch er„kennen, daß Gott ſelbſt den Wagen ſeines Don„ners durch den Himmel führt, ſo oft es ihm ge„fällt, und die Blize mit eigener Hand wirft, wo„hin er will.“ — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den lezten fünf Verſen geſtehet Dacier ſelbſt, daß ſie mit ſeiner Auslegung ſchon etwas ſchwerer zu vereinigen ſind. „Horaz (ſagt er) fängt in dieſen leztern Zeilen an, „ernſtlich zu reden, und entdekt in wenig Worten, „was er von der Vorſehung glaube. Ich weiß, „(ſoll des Dichters Meinnng ſein,) daß Gott die„ſen erniedrigen, und jenen erhöhen kañ. Aber ich „weiß auch, daß er dieſe Sorge dem Zufalle und dem „Glüke überläßt, welches mit ſcharfem Geräuſche „dem Haupte des einen das Diadem entreißt, und „das Haupt des andern damit krönet.“

Der ſtärkſte Beweis des Dacier läuft dahinaus, daß unmöglich Horaz eine ſo wichtige Urſache ſeiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner

am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verſtändigen ſein muß. „Man braucht (ſagt er) in „der Naturlehre nur ſehr ſchlecht erfahren zu ſein, „weñ man wiſſen will, daß kein Donner ohne Wol„ken ſein könne? Horaz muß alſo nothwendig die „Stoiker nur damit lächerlich machen wollen, die „den Epikurern wegen der Vorſehung weiter nichts „als ungefähr dieſes entgegenzuſezen wußten. Ihr „könnet, ſagten die Stoiker, die Vorſehung nicht „läugnen, weñ ihr auf den Donner und auf „ſeine verſchiedene Wirkungen Achtung geben wollt. „Weñ nun die Epikurer ihnen antworteten, daß „der Donner aus natürlichen Urſachen hervorgebracht „würde, und man alſo nichts weniger als eine Vor„ſehung daraus beweiſen könne: ſo glaubten die „Stoiker, ihnen nicht beſſer den Mund zu ſtopfen, „als weñ ſie ſagten, daß es auch bei heiterem Wet„ter donnere; zu einer Zeit alſo, da alle natürli„che Urſachen wegfielen, und man deutlich ſehen „könne, daß der Donner allerdings von den Göt„tern regirt werden müße.“

Dieſes, wie geſagt, iſt der ſtärkſte Grund, womit Dacier ſeine neue Auslegung unterſtüzt; ich muß aber geſtehen, daß mich ſeine Schwäche nicht wenig befremdet. Iſt es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwiſſenheit oder Liſt, die ſtoiſchen Beweiſe der Vorſehung ganz kraftlos verſtellet? Dieſe Weltweiſen beriefen ſich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weiſe Einrichtung derſelben; niemals aber läugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regirung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die gegründetſten und edelſten, die man je, auch in den aufgeklärteſten Zeiten, gehabt hat.

Ich berufe mich auf das ganze zweite Buch der natürlichen Fragen des Seneca, wo er die Natur des Donners unterſucht. Aus dem 18 Hauptſtüke desſelben hätte Dacier genugſam ſehen können, daß die Stoiker auch bei den Donnerſchlägen am heitern Himmel die natürlichen Urſachen nicht bei Seite ſezten, und das purus aër im geringſten nicht alle Donnerwolken ausſchließe. Quare et sereno tonat? heißt es daſelbſt; quia tunc quoque per crassum et siccum aëra spiritus prosilit. Was kañ deutlicher ſein? Seneca ſagt dieſes zwar nach den Grundſäzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwider; er billiget ſie alſo. Eine Stelle aus dem 31 Hauptſtüke wird es noch deutlicher machen, in wiefern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches ſei; mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulaſſen. „Der „Bliz (fährt er fort) zerſchmelzt das Gold in dem „Beutel, ohne dieſen zu verlezen; deßgleichen die „Klinge in der Scheide, obſchon dieſe ganz bleibt. „Schöne Wunder einer göttlichen Macht, weñ ſie „unmittelbare Wirkungen derſelben ſein ſollten! Es „iſt wahr, die Stoiker glaubten ſogar, daß der „Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber „wie glaubten ſie es? So, daß ſie Gott ſehr ru„hig dabei ließen, und dieſe Vorherverkündigung „blos aus der Ordnung, wie Dinge in der Natur „auf einander folgen müßten, erklärten. — Die Tus„ker waren es, welche gröbere Begriffe damit ver„banden, und glaubten, der Donner rolle nur deß„wegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß „er etwas verkündige, weil er rolle.“ Ich muß

die Worte des Seneca nothwendig ſelbſt einrüken. Hoc autem (ſagt er in dem 32 Hauptſtüke) inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus, quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione, tanquam non, quia facta sunt, significent; sed, quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illos, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit, ista nihilo minus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt. — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege dieſe Stelle genau, und ſage, ob es dem Inhalte derſelben zufolge möglich ſei, daß die Stoiker jemals ſo abgeſchmakt gegen die Epikurer können geſtritten haben, als ſie Dacier ſtreiten läßt. Iſt es aber nicht möglich, ſo muß ja auch die vorgegebne Spötterei des Horaz, und mit ihr die ganze ſich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es iſt nicht nöthig, ihr mehr entgegenzuſezen, ob es gleich etwas ſehr leichtes ſein würde; beſonders weñ man die Gründe aus der Verdrehung der leztern fünf Zeilen, und aus der gewaltſamen Hineinpreſſung des Wörtchens sed vor hinc apicem nehmen wollte.

Nach dieſer Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieſer Ode beibehalten wolle. Doch auch dieſe kañ, meinem Urtheile nach, nicht ſtatt finden. Die Veränderung

der Secte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit geweſen, als daß er ihrer nicht öfter in ſeinen Briefen oder Satyren, wo er ſo unzählig viel Kleinigkeiten von ſich einfließen läßt, hätte erwähnen ſollen. Aber überall iſt ein tiefes Stillſchweigen davon. Auch das kan̄ nicht erwieſen werden, daß Horaz gleich anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſein, welches doch ſein müßte, wen̄ er ſie cursus relictos nennen wollen. Auſſer dieſen ſchon bekan̄ten Schwierigkeiten, ſeze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regirung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wen̄ es wahr iſt, daß nach ihren Grundſäzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel: ſo kan̄ Horaz den lezten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beizutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr, und alſo auch das leztere. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laßt uns eine beſſere Meinung von ihm haben, und ihn, wo möglich, wider ihre unzeitige Gelehrſamkeit vertheidigen! Unzeitig iſt ſie, daß ſie da Secten ſehen, wo keine ſind; daß ſie Abſchwörungen und Spöttereien wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herſchen. Den̄ mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieſer Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß ſie nichts iſt, als der Ausbruch der Regungen, die er bei einem auſſerordentlichen, am hellen Himmel plözlich entſtandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man ſage nicht, daß

die Furcht vor dem Donner etwas ſo kleines ſei, daß man ſie dem Dichter ſchwerlich ſchuld geben könne. Der natürlichſte Zufall, weñ er unerwartet kömt, iſt vermögend, auch das mäñlichſte Gemüth auf wenig Augenblike in eine Art von Beſtürzung zu ſezen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer ſolchen kurzen Beſtürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derſelben in ein paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poeſie ſind zu nahe verwandt, als daß dieſes unbegreiflich ſein ſollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine ſehr überflüſſige Mühe ſein würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere ſich, was uns Sueton von dem Auguſtus in dem 90 Hauptſtüke ſeiner Lebensbeſchreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne ſtellt ſich ein Hofmañ in allen Geſinnungen ſeinem Regenten gleich! Geſezt alſo, Horaz habe ſich nicht ſelbſt vor dem Donner gefürchtet, kañ er nicht dieſe Schwachheit, dem Auguſt zu ſchmeicheln, angenommen haben? Es ſcheinet mir, als ob dieſer Umſtand auf die Ode ein gewiſſes Licht werfe, bei welchem man eine Art von Schönheiten entdekt, die ſich beſſer fühlen, als umſtändlich zergliedern laſſen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Auguſtus beibringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen iſt? Ich will gleich vorausſagen, daß ſie ein wenig kühn ſein wird; aber wer

weiß, ob ſie nicht eben das Kühne bei vielen empfehlen wird? Als Auguſt, nach dem Tode des Cäſars, von Apollonien zurükkam, und eben in die Stadt eintrat, erſchien plözlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Geſtalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf ſchlug der Donner auf das Grabmal der Julia, des Cäſars Tochter. Dieſe Ereignung ward, wie man ſich leicht vorſtellen kañ, zum größten Vortheile des Auguſtus ausgelegt. Und wie, weñ eben ſie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, weñ ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kañ nicht ſchon die Erzählung einen hinlänglichen Eindruk auf ihn gemacht haben? Und dieſes vielleicht um ſo viel eher, je lieber es ihm bei ſeiner Zurükkunft, nach der Schlacht bei Philippi, ſein mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Partei der Mörder des Cäſars abſtehe. Wollte man dieſen Einfall billigen, ſo müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben geſtehet, den Cäſar und Auguſt, welchen er mehr als einmal dieſen Namen gibt, verſtehen; und die insanam insapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mañ war, aber auch in gewiſſen Stüken, beſonders wo die Freiheit mit einſchlug, die Tugend bis zur Naſerei übertrieb. Dieſe Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche ſich beſonders in den lezten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Übertragung der höchſten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verſtanden wiſſen.

Ich will nichts mehr hinzuſezen, ſondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erſtere plane

Erklärung, welche ohne alle Anſpielungen iſt, dieſer andern weit vorziehe. Meine Leſer aber mögen es halten, wie ſie wollen, weñ ſie mir nur ſo viel eingeſtehen, daß nach der leztern, aus dem parcus Deorum cultor et infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu ſchließen iſt, nach der erſtern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtſchaffenſten Theologen, in welchem er ſich einen armen Sünder nennet, wider deſſen Frömmigkeit zu folgern berechtiget iſt. Das iſt alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beibringen kőnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erſchöpfen muß.

Geſammelte

Vorreden.

Vorrede
zu
Johañ Huartes
Prüfung
der Köpfe zu den Wiſſenſchaften.

1752.

Von den ſpaniſchen Gelehrten werden wenige unter uns ſo bekañt ſein, als Johañ Huarte, nicht ſowohl nach ſeiner Perſon, als nach ſeinem Werke, deſſen Überſezung wir hier liefern. Deñ in Anſehung jener trift der Ausſpruch des Seneca, oder weñ man ihn lieber einem Franzoſen zuſchreiben will, des Herrn de la Bruyere, auch an ihm ein: Viele keñt man, und viele ſollte man kennen. Unzählige Halbgelehrte haben ſich mit ihren Geburstagen und Sterbeſtunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Regiſter der Unſterblichkeit eingeſchlichen; nur einen Mañ, der über die Gränzen ſeines Jahrhunderts hinausdachte, der ſich mit nichts gemeinem beſchäftigte, und kühn genug war, neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darin, da doch die geringſten ſeiner Lebensumſtände auf den und jenen Theil ſeines Werks ein ſehr artiges Licht werfen köñten. Unterdeſſen können gleichwohl meine Leſer mit Recht von mir verlangen, ihnen davon ſo viele mitzutheilen, als ſich hier und da auftreiben laſ-

ſen. Ich will es thun; man ſchreibe mir es aber nicht zu, weñ ſie nur allzu troken und unzulänglich ſcheinen ſollten.

Johañ Huarte wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra, an dem Fluſſe Neve, geboren. Dieſer Umſtand iſt gewiß, weil er ſich ſelbſt auf dem Titel ſeines Werks natural de Sant Juan del Pie del Puerto genañt hat. Seine Geburtzeit iſt deſto ungewiſſer; und Antonius in ſeiner ſpaniſchen Bibliothek weiß ſelbſt nichts mehr zu ſagen, als daß er um 1580 gelebt habe. Wer ſie ein klein wenig näher wiſſen will, der begnüge ſich mit folgender Muthmaßung. „Das Bücherſchreiben (ſagt er gleich im Anfange „dieſes Werks) ſollte man bis in dasjenige Alter „verſparen, in welchem der Verſtand alle diejeni„ge Stärke erlangt hat, deren er fähig iſt.“ Er ſezt dieſes Alter zwiſchen das ein und dreiſſigſte bis zum ein und funfzigſten Jahre. Weñ man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrſcheinlichkeit glauben kañ, der, welcher dieſe Regel gibt, werde ſie ſelbſt beobachtet haben, ſo kañ man von dem Jahre 1566, in welchem er dieſes ſein einziges Werk zum erſtenmale herausgegeben hat, zurükgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 geboren ſei. Und weñ man ſich auf die Umſtände dieſer Zeit und der vorhergehenden Jahre beſiñt; ſo wird es nicht ſchwer fallen, eine wahrſcheinliche Muthmaßung anzugeben, wie unſer Huarte als ein Spanier, auſſer ſeinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jezt der Krone Frankreich zuſtehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, ſei geboren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien, Ferdinandus Katholikus, den päbſtlichen Bañ an dem Könige Johan-

nes Labretanus vollzogen, und ſich in den Beſiz des ganzen Königreichs Navarra geſezt hat? Wie leicht kañ es alſo nicht ſein, daß die Eltern unſeres Huartes mit der ſpaniſchen Armee in dieſe Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares ſtudirt habe, iſt aus dem einigermaßen zu ſchließen, was er von dem Leichenredner des Antonius Nebriſſenſis erzählt; ob es gleich nach dem Jahre, welches wir unterdeſſen für ſein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich iſt, daß er ſelbſt könne dabei geweſen ſein, indem Antonius ſchon 1522 geſtorben iſt. Er mag nun aber hier, oder in Salamanca ſtudirt haben, ſo iſt es doch gewiß, daß er ſich beſonders der Arzneikunſt gewidmet, und in dieſer Facultät die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt, und ſich größtentheils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch geſtorben iſt. Von der Zeit ſeines Todes aber weiß ich nichts, als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das iſt es alles, was ich von ſeinem Leben ſagen kañ. Eine Kleinigkeit will ich noch beifügen, welche wenigſtens ihres Lächerlichen wegen angemerkt zu werden verdienet. Huarte hat das Unglük gehabt, unter die Wahnwizigen gerechnet zu werden, und zwar von dem Doctor Seligmañ, welcher in ſeiner Sciagraphia virium imaginationis von ihm ſchreibt: Huartus, Hispanus, se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus. Dieſen wunderlichen Irrtum zu widerlegen, darf ich den Leſer nur auf das verweiſen, was Huarte (auf der 56 Seite) von einem wahnwizigen Pagen erzählt; und ſogleich wird man ohne mein Erinnern ſehen, daß der, welcher erzählt, mit dem, von welchem erzählt wird, entweder

von dem Doctor Seligmañ ſelbſt, oder dem le Grand, auf deſſen natürliche Geſchichte er ſich beruft, ſei verwechſelt worden.

So wenig ich von des Huartes Leben zu ſagen gehabt, ſo viel würde ich von seinem Werke ſagen können, weñ es die Zeit und die Gränzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in ſeiner Sprache Examen de Ingenios para las sciencias überſchrieben. In Deutſchland iſt es unter dem Namen Scrutinium Ingeniorum bekañt geworden. Dieſes nämlich iſt der Titel der lateiniſchen Überſezung, welche Joachim Cäſar, oder, wie er ſich durch die Buchſtabenverſezung neñt, Äſchacius Major, 1612 herausgegeben. Dieſer Mañ hat ſeine Sachen allzu gut machen wollen, indem er die ſpaniſchen Ausgaben, ſo viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, ſondern auch alle zugleich zum Grunde ſeiner Überſezung gelegt hat. Huarte war einer von denjenigen Gelehrten, welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wiſſen. So oft ſeine Prüfung aufgelegt wurde, ſo oft ſah ſich die eine Ausgabe der andern faſt nicht mehr ähnlich. Er änderte, er ſtrich aus, er zog in's Enge, er ſezte hinzu. Anſtatt nun, daß ſich der lateiniſche Überſezer blos nach der lezten Ausgabe hätte richten ſollen, ſo hat er alle in eine zuſammengeworfen, und an den meiſten Orten das Werk ſo dunkel, verwirrt, und widerſprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Ekel leſen kañ. Darf man ſich alſo wundern, daß er ſich durch dieſes Verfahren ſogar in den Verdacht geſezt, als habe er ſein Original verfälſcht, und von dem Seinigen vieles hinzugeſezt? Ich würde ihm überdies noch ſchuld geben, daß er an unzähligen Orten den Siñ des Spaniers verfehlt habe, weñ man dieſes

nicht für einen Kunſtgrif, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, anſehen möchte. Wenigſtens aber wird mir dieſes zu ſagen vergöñt ſein, daß eine von den vornehmſten Urſachen, warum ich mich an eine deutſche Überſezung gemacht, eben der geringe Werth der lateiniſchen, an der man ſich bisher hat müßen begnügen laſſen, geweſen ſei. Das Buch an ſich ſelbſt hat ſeine Vortreflichkeit noch nicht verloren, obgleich die Art zu philoſophiren, welche man darin antrift, jezt ziemlich aus der Mode gekommen iſt. Es iſt immer noch das einzige, welches wir von dieſer Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrſamkeit ganz unbeſchreiblich iſt, haben. Und ſo gewiß es iſt, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein ſind, als daß ſie durchgängig bekañt ſein ſollten, daraus lernen können, ſo gewiß iſt es auch, daß man mir nicht etwas überflüßiges gethan zu haben vorwerfen kañ.

Weñ übrigens Huarte auf der 88 Seite dieſes Werks behauptet, „daß es nur den großen und „erfindenden Genies erlaubt ſein ſollte, Bücher „zu ſchreiben,“ ſo muß er ſich ohne Zweifel ſelbſt für ein ſolches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach ſeinen eigenen Grundſäzen beſchreiben, ſo würde man von ihm ſagen müßen: er iſt kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurtheilt und treibt alles auf eine beſondere Art, er entdekt alle ſeine Gedanken frei, und iſt ſich ſelbſt ſein eigener Führer. Man weiß aber wohl, daß ſolche Geiſter auch auf unzählige Paradoxa verfallen; und der billige Leſer wird ſich, deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen, nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfaſſers, man überlege ſeine Religion: ſo wird man auch von ſeinen Irrtümern nicht anders als

gut urtheilen können. Mit den allzu groben aber, welche ſo beſchaffen ſind, daß ſie bei der jezt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen, und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens mit einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen ſchlägt, als weñ es ſtolpert.

Vorrede

zu

Marignys Geſchichte der Araber

unter der

Regirung der Kalifen.

1753.

Die Urſachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, dieſe Geſchichte der Araber zu ſchreiben, ſind eben die Urſachen, welche mich bewogen haben, ſeine Arbeit zu überſezen.

Er fand in ſeiner Sprache ſehr wenige Nachrichten von einem Volke, deſſen Thaten unſerer Neugierde nicht unwürdiger ſind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen faſt gar keine deutſch.

Was er in andern, beſonders in den gelehrten Sprachen davon fand, waren zerſtreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich ſelbſt darauf gerathen ſein, weñ er mir nicht zuvorgekommen wäre.

Er ſtellte ſich dabei einen Rollin zum Muſter vor. Und ſchon dieſes Muſter kañ ein gutes Vorurtheil für ihn erweken. Er ſuchte die bequemſten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben ſo ergözend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leſer nirgends

den Faden der Geſchichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Unterſuchungen, die nur denen angenehm ſein können, welche die Hiſtorie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieſes die Kunſt, wohl zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrüken, werde in ſeiner Gewalt gehabt haben, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, weil er ein Franzoſe iſt. Man laſſe uns dieſer Nation wenigſtens den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß die allermeiſten von ihren Schriften, weñ ſie ſchon mit keiner ſchweren Gelehrſamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geſchmake zeugen.

Hieraus wird man alſo leicht ſehen, für wen unſer Abt eigentlich geſchrieben. Er ſchrieb nicht, um ſelbſt eine Quelle in der arabiſchen Geſchichte zu werden. Und wie hätte er dieſes werden können, da er ſeine Unwiſſenheit in der arabiſchen Sprache ſelbſt geſtehet? Er ſchrieb nicht, um ſein Werk zu einer Vorrathskammer aller chronologiſchen Widerſprüche, aller verſchiedenen Erzählungen, aller auch der geringſten Umſtände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geſchriebenen Geſchichtbüchern aufgezeichnet wird.

Er ſchrieb nur für die, welche aus der Geſchichte jene große Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene große Männer, die dieſe Veränderungen verurſacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtniß, ſondern auch den Verſtand beſchäftiget. Er ſchrieb insbeſondere für Leute, welche deßwegen, weil ſie keine Gelehrte von Profeſſion ſind, von Leſung der Bücher, und beſonders hiſtoriſcher Schriften, eben nicht wollen ausgeſchloſſen ſein. Er ſchrieb für die Jugend, bei welcher man damit anfangen muß, daß man

ihr erſt das Weſentlichſte bei den wichtigſten Epochen bekañt macht.

Alles dieſes gibt unſer Verfaſſer in ſeiner Vorrede deutlich genug zu verſtehen: und es hat an Männern nicht gefehlt, welche ſeine Abſicht, und die Art, wie er ſie zu erreichen geſucht, gelobt haben.

Dieſe Lobſprüche anzuführen, würde man einem Überſezer, welcher ſein Original gern geltend machen will, erlauben müßen. Allein ich habe nicht Luſt, mir dieſe Begünſtigung zu Nuze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieſer Geſchichte der Araber unter der Regirung der Kalifen ausgeſezt hat.

Der Herr Doctor Baumgarten, ein Mañ, welcher ſich mit Recht beinahe ein dictatoriſches Anſehen in der Geſchichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftſteller erworben, hat bei Gelegenheit ſeine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdekt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft iſt. Beinahe hätte mich der Tadel dieſes Gelehrten, deſſen Verdienſte vielleicht niemand höher ſchäzt, als ich, mitten in meiner Überſezung zurükgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es ſehr gut geweſen wäre. Muß ich mich nicht alſo rechtfertigen, weñ man mich nicht für einen Menſchen halten ſoll, dem es nur darum zu thun iſt, daß er überſezt, es mag nun das, was er überſezt, erbärmlich oder gut ſein?

Der Herr Doctor Baumgarten legt, in dem vier und dreiſſigſten Stüke der halliſchen Anzeigen vom Jahre 1751, unſerm Verfaſſer dreierlei zur Laſt. Er erinnert verſchiedenes wegen ſeiner Quellen; er beſchuldiget ihn einer Verſtümmelung ſeiner Geſchichte; er gibt ihm die augenſcheinlichſten und gröbſten Fehler ſchuld. Iſt wohl noch

ein viertes Stük übrig, den Charakter eines elenden Geſchichtſchreibers vollkommen zu machen?

Der erſte Punkt betrift die Quellen. „In der „Geſchichte der Araber, ſagt der Herr Doctor, ſind „zwar Doctor Herbelot, und die Überſezung vom „Okley und Elmacin ſeine beſten Quellen; doch „verachtet er den erſten auf Renaudots Verſiche„rung bei aller Gelegenheit, und zieht dieſes lez„tern weit unrichtigere Erzählungen den Nachrich„ten des erſtern vor, den andern aber verſchweigt „er ſorgfältig, und führt den Alvakedi an deſſen „Statt an, unerachtet er bei der gänzlichen Unfä„higkeit, arabiſche Schriftſteller zu Rathe zu ziehen, „aus Aſſemannis, Schultens, Salens und anderer „Arbeiten richtigere und fruchtbarere Hülfsmittel „entlehnen können.“ Hier liegen in der That eine Menge Beſchuldigungen beiſammen, welche aber ſo in einander verwikelt ſind, daß ich faſt nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten ſoll. Ich will es durch Fragen verſuchen. Iſt es deñ nicht wahr, daß die orientaliſche Bibliothek des Herbelot ein Werk iſt, wo man faſt auf allen Seiten Fehler und Widerſprechungen antrift? Iſt deñ Renaudot der einzige, der dieſes geſagt hat? Muß man eben ſo ſtark in den orientaliſchen Sprachen ſein, als Herbelot war, um ſeine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige ſchon einem jeden Leſer, weñ er ihn nur mit ſich ſelbſt vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Okley ſchon Unzähliges an ihm ausgeſezt? Und iſt es deñ wahr, daß ihn Marigny bei aller Gelegenheit verachtet? Bedient er ſich nicht ſeiner Nachrichten an ſehr vielen Stellen? Thut er etwas anderes, als daß er, nach Maßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutſamkeit zu leſen, weil er nicht ſelbſt die lez-

te Hand an ſein Werk habe legen können? Ferner: wo zieht deñ Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Iſt dieſes nicht eine offenbar falſche Beſchuldigung? Macht er jenen in ſeiner Vorrede, auf Verſicherung ſeines Renaudots, nicht weit verdächtiger, als dieſen, indem er ihn als eine von den falſchen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verſchiedene Irrtümer geſchöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Aſſemanni, eines Schultens, eines Salens ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er ſie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Iſt es deñ wahr, daß Herbelot, Okley und Elmacin ſeine beſten Quellen ſind? Sind deñ Renaudot, Abulpharagius ſelbſt, und andere, die er ſich weit mehr als jene zu Nuze gemacht hat, nicht eben ſo gute Quellen? Iſt es deñ ſeine Abſicht geweſen, alles zuſammenzutragen? Das einzige, was unter allen dieſen Beſchuldigungen Grund hat, iſt dieſes, daß er den Alvakedi anſtatt des Okley angeführt hat. Doch auch hierin iſt er zu entſchuldigen; deñ da er ſeine Unwiſſenheit in der arabiſchen Sprache nicht läugnet, ſo kañ er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leſer zu überreden, als habe er ſelbſt die Handſchrift dieſes Geſchichtſchreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deßwegen gethan haben, um ohne Umſcheife ſogleich den eigentlichen Währsmañ ſeiner Erzählungen anzuführen. Geſezt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, ſo würde mehr ſein moraliſcher Charakter, als die Güte ſeiner Schrift darunter leiden. Und iſt es deñ ſo etwas unerhörtes, weñ ein Gelehrter ſeine nächſten Quellen verſchweiget, und weñ er ſich wohl gar Mühe gibt, ſie ſo wenig bekañt werden zu laſſen, als möglich?

Ich komme zu dem zweiten Punkte, worüber ſich der Herr Doctor Baumgarten folgendermaßen erklärt: „Der Inhalt der Geſchichte der Araber unter den Kalifen, iſt der Aufſchrift gar nicht gemäß: indem er weder von den Veränderungen im eigentlichen Arabien unter der Regirung der abaſſidiſchen Kalifen zu Bagdad, noch auch von der ommiadiſchen Geſchlechtsfolge der Kalifen in Spanien, ingleichen den Aliden, Moraviden, oder Marabuts, und andern Reichen der Araber, auch nur ſo viel Nachricht gibt, als er aus Büchern nehmen können, die in jedermans Händen ſind, und der Aufſchrift zufolge allhier billig erwartet wird.“ Auf dieſe Beſchuldigungen überhaupt zu antworten, ſo bitte ich zu erwägen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müßen geherſcht haben, weñ er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich ſtükweiſe einlaſſen. Was ging deñ in dem eigentlichen Arabien unter der Geſchlechtsfolge der Abaſſiden ſo wichtiges vor, daß er deßwegen den Faden der Hauptgeſchichte hätte abreiſſen ſollen? Niṁt er deñ das Wort Araber in einem ſo engen Verſtande, daß er niemals die wirklichen gebornen Araber aus dem Geſichte laſſen müßen? oder verſteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientaliſchen Völker, welche ſich zu dem Glauben des Mahomets bekañten, und dieſen mit dem Schwerte ausbreiteten? War es alſo nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten, (daß iſt, derjenigen, welche von dem größten und vornehmſten Theile der Muſelmäner für rechtmäßig erkañt wurden,) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzählte? Iſt es nicht genug, weñ er dieſer kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in ſo

ferne ſie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was beſonders die Moraviden anbelangt, ſo komt mir dieſer Einwurf nicht anders vor, als wen man es einem, welcher die Geſchichte der Sachſen zu beſchreiben unternimt, zur Laſt legen wollte, daß er nicht aus der Geſchichte von England die ſieben ſächſiſchen Königreiche zugleich mit beſchrieben habe.

Doch es ſcheint, als ob der Herr Doctor Baumgarten ſelbſt dieſe anſcheinende Unvollſtändigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, „daß dieſe Zerſtümmelung noch „erträglich ſein würde, wen die gelieferten Theile „derſelben nicht mit den unverantwortlichſten Un„richtigkeiten angefüllt wären.“ Das iſt viel. Doch der Herr Doctor iſt kein Man, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt; er rechtfertiget alſo dieſen Vorwurf folgendergeſtalt. „Nur eine (ſagt „er,) der augenſcheinlichſten und gröbſten anzufüh„ren, ſo wird im zweiten Theile, Seite 488, „Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden, oder „Nachkommen des Ali ausgegeben, auch verſichert, „daß die Anhänger des Ali ſowohl als des Abbas „denſelben für den ächten Imam erkant haben; „da nicht nur dieſer Ibrahim unter die 12 Imams „der Anhänger Ali gar nicht gehöret, ſondern auch „unſtreitig ein Abaſſide, und des erſten abaſſidi„ſchen Kalifen, Abdalla Muhammed Abulabas, leib„licher Bruder geweſen. Welcher Irrtum aller „Wahrſcheinlichkeit nach daher gekommen, daß der „Verfaſſer irgendwo gefunden, dieſer Ibrahim ſei „Mohammeds Sohn, Alis Enkel, geweſen; daher „er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche da„mals den Giafar Sadik für ihren Imam erkant „haben.“ Ich würde ein verzweifelter Wagehals ſein, wen ich behaupten wollte, daß Marigny gar-

keine Fehler gemacht habe; aber dieſes kañ ich ganz ſicher behaupten, daß die Kritik des Herrn Doctor Baumgarten hier auf eine Stelle gefallen iſt, die man den Augenblik rechtfertigen kañ. Es iſt wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des erſten abaſſidiſchen Kalifen. Marigny weiß dieſes ſelbſt, (2 Theil, Seite 493) und muß es alſo gewußt haben, daß er ſeiner Geburt nach kein Nachkomme des Ali ſein koñte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Herrn Doctor Baumgarten angeführten Orte dieſen Fehler, und neñt ihn einen Aliden? Ich begreife nicht, wie ſich ein ſo gelehrter Mañ an eine ſo bekañte Zweideutigkeit hat ſtoßen können. Heißt deñ Alide blos ein Nachkomme des Ali, oder bedeutet es auch einen, welcher des Ali Partei hält, und nur dieſen für den erſten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abaſſiden bei der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, ſo wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeſchüzt hatten? Und ſind in dem lezten Verſtande nicht jezt noch alle Perſer Aliden, ohne daß ſie wirkliche Nachkommen des Ali ſind? Dieſe Entſchuldigung iſt zu überzeugend, als daß ich mich länger dabei aufhalten dürfte.

Ich widerhole es noch einmal, daß ich ſehr viel wagen würde, weñ ich den Marigny von allen Fehlern freiſprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wiſſen, wie dieſe in der arabiſchen Geſchichte ausſehen, ſo darf man nur die chronologiſchen Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Herr Doctor Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutſcht geliefert hat, nachſehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in je-

der Zeile, die von den Saracenen handelt, ein häßlicher Fehler liegen ſollte. Da ſoll Abubeker den Jzdegerd geſchlagen, getödet und ſich ſeines Reichs bemächtiget haben; da ſoll die Stadt Damaskus von dem Omar ſein erobert und geplündert worden; da ſollen die Saracenen in Ägypten eher eingedrungen ſein, als ſie Jeruſalem belagert haben; da hat ein Sclave den Omar in der Moſchee zu Jeruſalem ermordet, und was dergleichen unſinnige Verfälſchungen mehr ſind. Der Herr Doctor Baumgarten muß ſie alle wahrgenommen haben, uud gleichwohl verſichert er uns, „daß die Com„pilation des Dufresnoy ſchön und nüzlich ſei.“ Mit wie viel beſſerm Grunde wird man, bei einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben dieſe Verſicherung von gegenwärtiger Geſchichte des Abtes Marigny geben können?

Jch will wünſchen, daß der Beifall der Leſer meiner Verſicherung nicht widerſprechen möge. Das Publicum iſt in ſolchen Sachen immer der beſte Richter.

Vorrede
zu
dem erſten und zweiten Theile
der
vermiſchten Schriften.

---

1 7 5 3.

So ſind die Schriftſteller. Das Publicum gibt ihnen einen Finger, und ſie nehmen die Hand.

Meine Freunde — es verſteht ſich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beifall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabei finde, iſt natürlich. Und daß ich mich jezt der Gefahr ausſeze, dasjenige alphabetweiſe zu verlieren, was ich bogenweiſe gewonnen habe, iſt zwar auch natürlich, ob es aber eben ſo gar klug ſei, das iſt eine andere Frage. Weñ der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten ſchnapt, auch zu meinem Vorbilde wird, ſo mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jezt gedacht, ſind eine Sam̃lung kleiner Lieder. Sie erſchienen vor zwei Jahren unter dem Titel: Kleinigkeiten. Man darf nicht glauben, daß ich ſie eben deßwegen ſo nañte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte ſchon damals, daß ich der erſte ſein wolle, dasjenige mit zu verdammen, was ſie verdam̃t; ſie, der zum Verdruß ich wohl einige mit-

telmäßige Stüke kōnte gemacht haben; der zum Troze ich aber nie dieſe mittelmäßige Stüke für ſchön erkennen würde. Ich grif ihr ſo gar vor, und bat meine Leſer, gewiſſe Blätter zu überſchlagen, die ich damit entſchuldigte, daß die Handſchrift ſchon ſeit drei Jahren nicht mehr in meiner Gewalt geweſen ſei.

Ob dieſe Verſicherung unter die Autorſtreiche gehörte, wird man jezt aus dem zweiten Druke ſehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin ſo ſtrenge geweſen, als es nur immer meine Einſicht hat zulaſſen wollen. Es iſt wahr, ich hätte noch ſtrenger ſein können; weñ ich nämlich alles durchgeſtrichen, oder wenigſtens alles, ohne mich jemals zu entdeken, ſo wie es war, gelaſſen hätte: deñ das Elende ſtreicht ſich ſelbſt durch, und ſchlechte Verſe, die niemand lieſet, ſind ſo gut, als wären ſie nicht gemacht worden. Doch es mag drum ſein; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmäler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin, und daß ſich dieſe Zärtlichkeit dopelt fühlen läßt, weñ ich ſie namenlos ein Raub des erſten des beſten werden ſehe.

Aber überlege ich es auch? Dieſe Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernſthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — Was man will. Man nenne ſie jugendliche Aufwallungen einer leichtſinnigen Moral, oder man nenne ſie poetiſche Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man ſage, ich habe meine Ausſchweifungen darin verewigen wollen, oder man ſage, ich rühme mich darin ſolcher Ausſchweifungen, zu welchen ich nicht einmal geſchikt ſei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man ge-

be ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei ſein. Genug, ſie ſind da, und ich glaube, daß man ſich dieſer Art von Gedichten ſo wenig als einer andern zu ſchämen hat.

Ich weiß, daß auch andere ſo denken, und wenigſtens bin ich es von einem gewiſſen Herrn H** überzeugt. Dieſer Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem alleraußerordentlichſten Beifalle beehrt, indem er ſie für ſeine Arbeit ausgegeben. Und weñ es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner ſein müßte, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widerſprechen: deñ die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel ſo klein geweſen, daß ſie meinen Neid nicht würde erwekt haben. Damit ich ihn aber nicht durch dieſe Erklärung gänzlich zu Schanden mache, ſo will ich ihm dasjenige, was er ſich wider mein Wiſſen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt ſchenken. Ich würde dieſes am beſten in einer Zueignungſchrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, weñ ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgeſagter Feind wäre. Dieſe Schenkung, weñ es ihm beliebt, kañ er auch auf alles das übrige erſtreken, und ich will gar nicht böſe werden, weñ ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Siñſchriften, und meine Briefe ein anderer gemacht hat.

Doch ich eile, von dieſen allen meinen Leſern nur einige Worte zu ſagen. Weñ durch das Ausſtreichen in den Liedern keine Lüken entſtanden wären, und weñ ich dieſe Lüken zu füllen nicht meinen ganzen poetiſchen Vorrath hätte durchlaufen müßen, ſo würde ich vielleicht an eine Samlung aller meiner Verſuche noch lange nicht gedacht haben; und ſie würde noch lange zerſtreut und ver-

ſtümmelt in der Irre und im Vergeſſen geblieben ſein. Doch ſo geht es; weñ man ein Schriftſteller werden ſoll, ſo muß ſich alles ſchiken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bei mir rege, und ich wünſchte meine Geburten beiſammen zu ſehen. Ich weiß nicht, was es für ein Geſchik iſt, daß ſolche Wünſche immer am erſten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unſerer Wünſche geſtraft werden. Ob mir es auch ſo gehen ſoll, wird die Aufnahme dieſer zwei Theile entſcheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröfne, daß ſie nichts als ein paar verwegene Kundſchafter ſind.

Der erſte enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten verſucht habe. Der Lieder habe ich ſchon gedacht, und die verſchiedenen neuen Stüke, welche darzu gekommen ſind, haben mich genöthiget, ſie in zwei Bücher abzutheilen. Für dieſe bin ich am wenigſten beſorgt, weil ſie gröſtentheils das Licht ſchon kennen, und bei dieſem Abdruke mehr gewonnen, als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern dieſen Namen. Sie ſind zwar von einem ſtärkern Geiſte als die Lieder, und haben ernſthaftere Gegenſtände; allein ich kenne die Muſter in dieſer Art gar zu gut, als daß ich nicht einſehen ſollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen iſt. Und weñ zum Unglüke gar etwa nur das Oden ſein ſollten, was ich, der ſchmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anſtatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat; ſo werde ich vollends Urſache haben, mich zu ſchämen.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, ſind von verſchiedener Art, und ich begreife unter dieſem Namen auch die Erzählungen, weil ich finde, daß ſie ſelbſt Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere

mögen dem Beiſpiele des Fontaine folgen, welcher freilich Urſache hatte, ſeine Erzählungen von den Fabeln, die der Unterweiſung gewidmet ſind, zu unterſcheiden. Die ganze Sache iſt eine Kleinigkeit. In Anſehung der Erfindung, glaube ich, werden ſie gröſtentheils neu ſein, und ich will es andern überlaſſen, dasjenige noch beſſer zu erzählen, was hundert andere ſchon gut erzählt haben. Was wird man aber von dem Ausdruke ſagen? Ich hätte der Art des nur gedachten franzöſiſchen Dichters folgen müßen, weñ ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil ſie ihn ohne Geſchiklichkeit nachgeahmt haben, ſo läpiſch geworden ſind, daß man ſie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten köñte; ich ſahe, daß es nur einem Gellert gegeben ſei, in ſeine Fußſtapfen glüklich zu treten. Ich band mich alſo lieber an nichts, und ſchrieb ſie ſo auf, wie es mir jedesmal am beſten gefiel. Daher kömt es, daß einige niedrig genug ſind; andere aber ein wenig zu poetiſch. Daher kömt es ſogar, daß ich verſchiedene lieber in Proſa habe erzählen wollen, als in Verſen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Siñgedichte. Ich habe hierin keinen andern Lehrmeiſter als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten deñ die ſein, die er für die ſeinigen erkañt hat, und von welchen uns die Anthologie einen ſo vortreflichen Schaz derſelben aufbehalten. Aus ihm alſo und aus dieſer Samlung wird man verſchiedene überſezt, und ſehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beiſſend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beinahe in der Meinung ſtehe, daß man beides in Siñſchriften nicht genug ſein kañ. Ich habe bei den wenig-

ſten gewiſſe Perſonen im Sinne gehabt, und ich verbitte alſo im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem erſten Theile machen Fragmente, ſolche Stüke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leſer nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte ſie alſo wohl ganz und gar zurükbehalten können? Vielleicht; und es kömt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth iſt.

Anfangs war ich Willens, einige kleine Stüke durch ein Zeichen merklich zu machen; diejenigen nämlich die ich mir nicht ganz zuſchreiben kan, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem franzöſiſchen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kan. Doch da dieſer Zeichen nur ſehr wenige geworden wären, und ich auſſerdem überlegte, daß es dem Leſer ſehr gleichgültig ſei, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, weñ der Einfall ihm nur Vergnügen macht; ſo habe ich es gar unterlaſſen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgeſezt ſein, daß man auch aus meinen Poeſien, zur Ehre des deutſchen Wizes, Proben in's Franzöſiſche überſezt, und zum Unglük gleich auf ſolche fällt, die von einem Franzoſen entlehnt ſind.

Der zweite Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jezt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu ſchreiben. Mir Correſpondentinen zu erdichten, und an Schönheiten zu ſchreiben, die nicht exiſtiren, ſchien mir in Proſa ein wenig zu poetiſch zu ſein. Es ſind alſo nichts als Briefe an Freunde, und zwar an ſolche, an die ich etwas mehr als Complimente zu ſchreiben gewohnt bin. Ich ſchmeichle mir ſogar, daß in den meiſten etwas enthalten iſt, was die Mühe, ſie zu leſen, be-

lohnt. Weñ man an Freunde ſchreibt, ſo ſchreibt man ohne ängſtlichen Zwang, und ohne Zurükhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein wenig nachläßig und frei ſcheinen, als ihnen dieſe Merkmale abwiſchen, welche ſie von erdichteten Briefen unterſcheiden müßen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, ſo wie ſie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, ſind die wenigſten. Es wird mir agenehm ſein, weñ meine Freunde nicht die einzigen ſind, die etwas darin zu finden glauben.

Ich habe geſagt, daß dieſe beiden Theile nichts als Kundſchafter ſind. Einige ernſthafte Abhandlungen und verſchiedene größere Poeſien, wozu ich die dramatiſchen Stüke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den leztern ſind einige, welche ſchon die Probe der öffentlichen Vorſtellung ausgehalten, und weñ ich ſie ſelbſt rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Druks iſt die lezte und wichtigſte.

Ich kañ hier meine Vorrede beſchließen, und muß den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Vorrede
zu
dem dritten und vierten Theile
der
vermiſchten Schriften.

1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beifalls zu rühmen, welchen die zwei erſten Theile meiner Schriften hier und da erhalten haben. Ich würde dem Publico ein ſehr abſchmaktes Compliment machen, weñ ich, ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine ſolche Erniedrigung ſchimpft ſeine Einſicht, und man ſagt ihm eine Grobheit, anſtatt eine Höflichkeit zu ſagen. Es ſei aber auch ferne von mir, ſeine ſchonende Nachſicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftſteller widerfahren läßt, welcher zu ſeinem Vergnügen etwas beizutragen ſucht, für ein ſchuldiges Opfer anzuſehen.

Ob mir nun alſo der erſte Schritt ſchon nicht mißlungen iſt; ſo bin ich doch darum nicht weniger furchtſam, den zweiten zu wagen. Oft lokt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus der Scene hervor, um ihn mit einem deſto ſpöttiſchern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nañte es einen *zweiten* Schritt; aber ich irrte mich: es iſt ebenſowohl ein *erſter*, als jener. Ein *zweiter* würde es ſein, weñ ich die

Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie ſehr habe ich dieſe verändert! Anſtatt Reime, die ſich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Wiz empfehlen, der deßwegen keine Neider erwekt, weil jeder Leſer ihn eben ſo gut als der Poet zu haben glaubt, anſtatt ſolcher Reime bringe ich lange proſaiſche Aufſäze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir alſo nicht einmal eben dieſelben Leſer wieder verſprechen kan̄, wie ſollte ich mir ebendenſelben Beifall verſprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigſtens auf meiner Seite nichts verſäumen, ihn zu erhaſchen. Das iſt, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichſten Wendungen ſo nachdrüklich als möglich zu verſtehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrſcheinlicher Weiſe leſen, noch wahrſcheinlicherer Weiſe aber nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Theil mit einem Miſchmaſch von Kritik und Literatur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegt. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt, in lateiniſcher Sprache, habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben ſind alle Rettungen überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darin gerettet habe? Lauter verſtorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſaures Geſicht dafür machen werden. Wen̄ das klug iſt, ſo weiß ich nicht, was unbeſonnen ſein ſoll. — Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzuſezen darf.

Ich komme vielmehr ſogleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalte ſich mehr ſagen läßt, weil er nieman-

den, oder welches einerlei iſt, weil er alle und jede angeht. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Wizes die Komödie dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kañte — beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! — beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſein mir nichts gelegen war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich, in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit ſtudirte. — Wie gerne wünſchte ich mir dieſe Jahre zurük, die einzigen, in welchen ich glüklich gelebt habe!

Von dieſen erſten Verſuchen ſchreibt ſich zum Theil der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernſtlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Dieſe Mühe ward mir durch das daſige Theater, welches in ſehr blühenden Umſtänden war, ungemein verſüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich ſagen, weil ich vor demſelben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatiſcher Dichter lernen muß, und aus der bloßen Leſung ſeiner Muſter nimmermehr lernen kañ.

Ich glaubte, etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, deſſen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genießen das Glük hatte. Wird man ſich nicht wundern, als den Kunſtrichter eines Luſtſpiels einen tiefſinnigen Weltweiſen und Meßkünſtler genañt zu finden? Vielleicht, weñ es ein anderer, als der Herr Profeſſor Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stük zu einem Meiſterſtüke würde gemacht haben, weñ ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrter in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte: ſie ließ ihn aufführen. Weñ nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt: ſo hatte ich hinlängliche Urſache, das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Weñ es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beifalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; weñ es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmak am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchließen, aus welchem ſich nichts ſchließen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stük ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, weñ es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwikelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kañ.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drukes verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jezt verzögert hat? Ich werde beſchämt genug ſein, weñ er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrükte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidenen Schriftſteller ſchikt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! — Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſein köñte! Was herſcht auf

unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Wiz, der, ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie komt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurükbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſere Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſein? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtüken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſere urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſezte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht blos etwas gutes, ſondern etwas beſſeres zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herrn Kunſtrichter konten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, blieben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelinderen Beurtheilung bewegen? — Gewiß nicht; ſie können es halten, wie ſie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuſchreiben. Aber das werden ſie doch wohl nicht vergeſſen, wenn die Kritik den jungen Gelehrten insbeſondere angeht, ihn nur immer gegen ſolche Stüke zu halten, an welchen die Verfaſſer ihre Kräfte verſucht haben?

Ich glaube, die Wahl des Gegenſtandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglükt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekant ſein konte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten ſatyriſchen Waffen wider daſſelbe wandte?

Das zweite Luſtſpiel heißt: die Juden. Es war das Reſultat einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrükung, in welcher ein Volk ſeufzen muß, das ein Chriſt, ſollte

ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kañ. Aus ihm, dachte ich, ſind ehedem ſo viel Helden und Propheten aufgeſtanden, und jezt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mañ unter ihm anzutreffen ſei? Meine Luſt zum Theater war damals ſo groß, daß ſich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam alſo gar bald den Einfall, zu verſuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, weñ man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es ſie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig, mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob dieſe zwei Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatiſchen Arbeiten erweken werden. Ich ſchließe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglüklicher Weiſe ſchon das Licht geſehen haben. Ein beſſerer Vorrath, bei welchem ich mehr Kräfte und Einſicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der lezten Hand. Dieſe aber wird lediglich von meinen Umſtänden abhangen. Ein ehrlicher Mañ, der nur einigermaßen gelernt hat, ſich von dem Äuſſerlichen nicht unterdrüken zu laſſen, kañ zwar faſt immer aufgelegt ſein, etwas ernſthaftes zu arbeiten, beſonders weñ mehr Anſtrengung des Fleiſſes, als des Genies, dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas wiziges, welches eine gewiſſe Heiterkeit des Geiſtes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unſrigen, ſtehet. — Es rufen mir ohnedem faſt verſäumte wichtigere Wiſſenſchaften zu:

Satis est potuisse videri!

Vorrede

zu Chriſtlob Mylius

vermiſchten Schriften.

1754.

Es würde ſchwer zu beſtimmen ſein, ob Herr **Chriſtlob Mylius** ſich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen wizigen Kopf bekañt gemacht habe, weñ nicht die lezten Unternehmungen ſeines Lebens für das erſtere den Ausſchlag geben müßten. Sein Beſtreben war allezeit, dieſen gedopelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widerſprechend anſehen, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verſchiedene Jahre hindurch einer ſeiner vertrauteſten Freunde, und jezt bin ich ſein Herausgeber geworden; zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben köñten, mich weitläuftig in ſein Lob einzulaſſen, weñ ich mir nicht ein Gewiſſen machte, demjenigen im Tode zu ſchmeicheln, welcher mich nie in ſeinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit dieſem Vorſaze würde ich eine ſehr kurze und kahle Vorrede machen müßen, weñ ich nicht zum Glüke eine kleine Folge von Briefen in Bereitſchaft hätte, durch welche zum Theil dieſe **Samlung vermiſchter Schriften** iſt veranlaſſet worden. Sie ſind an einen Freund geſchrieben, welcher den Herrn Mylius nur bei dem

lezten Geräuſche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich beſtim̃te ſie zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu ſchreiben pflege, welches nicht allenfalls tauſend Augen leſen dürften: ſo mache ich mir kein Bedenken, ſie dem Leſer vorzulegen. Er wird alles darin finden, was ihn in den Stand ſezen kañ, von den folgenden proſaiſchen und poetiſchen Aufſäzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erſter Brief.

Vom 20 März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius iſt zwiſchen dem ſechſten und ſiebenten dieſes in London geſtorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in dieſem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei dieſem Verluſte nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen ſollten, deren ein zur Freundſchaft gemachtes Herz fähig iſt. Es macht einen ganz beſondern Eindruk auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wiſſen, die etwas mehr und etwas anderes, als die See, von der unſrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abſchied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abſchied; ſo gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu ſehen. Ich ſpottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz ſchwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, an. Aber ach, die Vermuthung dieſer feigen Thoren iſt richtiger geweſen, als meine Hofnung! Und gleichwohl war ſie auf die Keñtniß ſeines Körpers, den ich nie einer merklichen Unbäßlichkeit unterworfen geſehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reiſe gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf ſchworen, daß er das vollkommene Anſehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Luſt verlieren, ſich auf irgend etwas ſchmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, weñ man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns ſein ließe, was es in der That iſt: nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was ſie prophezeiten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wovor er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etlichen tauſend Meilen ſollte ihm tödlich ſein; und ich kañ noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſein, weñ er nicht vorher geſtorben wäre. — So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Weñ ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich kek ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchik über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen köñten, zu herſchen ſcheine. Wie viele derſelben

fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſein, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derienige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen ſie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande geboren wird, der, ich will nicht ſagen, der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſogenañten goldenen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat ein Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervorzubringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekañt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurükgehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrükt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Ärgerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhakers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darin geweſen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach

der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben köñte. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten koñte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Wizling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit, zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu Nuze zu machen, als es dem Vorſaze, ein Dichter zu werden, zuträglich iſt. Er ſchrieb, und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Keñtniß der Natur, mit beſſerem Nuzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab ſich an einen Ort, wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müßen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkañt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſete auch, allein er reiſete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb. — Ja, mein Herr, das iſt ſein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das Unglüklichſte nicht iſt. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleiſtet hat, als tauſend andere in ſeinen Umſtänden nicht würden geleiſtet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht ſo früh überraſcht, daß er keinen Theil ſeines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröſte ich mich noch; noch mehr

aber mit der gewiſſen Überzeugung, daß er in einer vollkomnen philoſophiſchen Gleichgültigkeit wird geſtorben ſein. Seine Meinungen, die er von dem Zuſtande der abgeſchiednen Seelen hatte,[1] haben es nicht anders zulaſſen können. Es iſt wahr, er ward in einem großen Vorhaben geſtört, aber nicht ſo, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus ſeinem Vaterlande. Und eben dieſer Eifer führt ſeine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andere. Er gewinnet im Verlieren, und iſt vielleicht eben jezt beſchäftiget, mit erleuchteten Augen zu unterſuchen, ob Newton glüklich gerathen, und Bradley genau gemeſſen habe. Eine augenblikliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konte. Er weiß ohne Zweifel ſchon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieſes hat er ſich in ſeinem lezten Augenblike gewiß zum voraus vorgeſtellt, und dieſe Vorſtellungen haben ihn beruhiget, oder es ſind keine Vorſtellungen fähig, einen ſterbenden Philoſophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie mit dieſen traurig angenehmen Ideen zu beſchäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen deſto lebhafter überlaſſen zu können. Es iſt bereits Mitternacht, und die herſchende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl!

1) (Man ſehe in Mylius vermiſchten Schriften Seite 146.)

Zweiter Brief.

Vom 3 April.

Ich ſoll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter dieſen beſonders von denen ertheilen, in welchen er ſich als einen ſchönen Geiſt hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie iſt nicht allezeit ein guter Schriftſteller, und es iſt oft eben ſo unbillig, einen Gelehrten nach ſeinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach ſeinen Kindern. Der rechtſchaffenſte Man hat oft die nichtswürdigſten, und der klügſte die dümſten; ohne Zweifel, weil dieſer nicht die gelegenſten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geiſtliche Vater kan̄ oft in eben dieſem Falle ſein, beſonders wen̄ ihn äuſſerliche Umſtände nöthigen, den Gewin̄ſt ſeine Minerva, und die Nothwendigkeit ſeine Begeiſterung ſein zu laſſen. Ein ſolcher iſt alsdan̄ meiſtentheils gelehrter als ſeine Bücher, anſtatt daß die Bücher derjenigen, welche ſie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht ſelten gelehrter als ihre Verfaſſer zu ſein pflegen. — Nun laſſen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen ſoll? — Das erſte, was unter ſeinem Namen gedrukt ward, war eine Ode auf die Schauſpielkunſt, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienſte des Herrn Profeſſors Gottſched um die Schauſpielkunſt. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Beluſtigungen,

die ſie in dem ſechſten Bande derſelben fand. Ich nenne ſie eine Ode, weil ſie Herr Mylius ſelbſt ſo nent, und ein Verfaſſer ohne Zweifel ſeine Geburten nennen kan̄, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat ſie nach der Zeit ſelbſt verachtet, und die lezte Strophe ziemlich boshaft parodiren helfen, wie Sie es in dem erſten Theile des Liebhabers der ſchönen Wiſſenſchaften finden können. So geht es faſt immer, wen̄ man Leute von zweideutigen Verdienſten allzu ſehr erhebt, ehe man ſie näher unterſucht hat. Man ſchämt ſich endlich, daß man ſich bloß gegeben hat, und will allzu ſpät durch eben ſo übertriebene Beſchimpfungen die Lobſprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf dieſe Ode folgten ſeine Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, welche aus einer oratoriſchen Übung entſtanden waren, mit der er ſich in der vertrauten Rednergeſellſchaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umſchmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufſehen machte, als ſie verdiente. Sie wiſſen, daß der Herr Inſpector Burg ſich alle Mühe gegeben hat, ſie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe ſie allezeit blos wegen der Dreiſtigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht ſein, ſondern der Recenſent der parentiſchen Unterſuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieſer als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schriftſteller geradeweg als eine Wahrheit vor. Und ſo iſt es auch ſchon recht! Ernſthafte geſezte Männer müßen zweifeln; und wir, wir junge Gelehrten, müßen entſcheiden. Wer würde es auch ſonſt wagen, gebilligten Meinungen

die Stirne zu bieten, weñ wir es nicht wären, die wir noch all unſer Feuer beiſammen haben? — Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Beluſtigungen; ſie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart iſt die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das ſchönſte Recept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben dieſem Schlage ſind ſeine Abhandlung von der Dauer des menſchlichen Lebens; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl lebendig eröfnen dürfe. — Aus dieſem leztern Aufſaze kañ man unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung damals müße gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich, wie einer, der noch nicht lange damit bekañt iſt. Das aber hat er mit ſehr großen Analyſten daſelbſt gemein, daß es ihm vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die in ſchlichten Worten ausgedrükt ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen. Zwar — als weñ man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe! Genug, weñ man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt. — Auſſer dieſen proſaiſchen Stüken werden Sie auch verſchiedene Gedichte in den Beluſtigungen von ihm finden; beſonders einige ſapphiſche Oden, die dieſes zärtliche Silbenmaß ſehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen ſagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Pro-

feſſor Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophiſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen druken laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein Gedicht; und in der That philoſophiſch. Sein Verfaſſer hat ſich längſt den nächſten Plaz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getreñt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtniſſe an:

„Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
„Ein widriges Gemiſch von Layen und von Mohren,
„Ein Volk, das unverlezt vom Äußerſten der Welt,
„Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
„Wer iſt, der dieſes glaubt?"

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Herrn Mylius auf. Er wollte es ſein, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſein, der auch andere, es zu glauben, nöthigte. Er ſezte ſich alſo, und ſchrieb ein ziemlich langes Gedicht, worin er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Profeſſor Käſtner nicht geläugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

„Der Vorſaz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth!"

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden koñte, bei einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabei anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruk nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreiſſen ließ, und in ſein ganzes Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſogar nicht mehr, als eine einzige ſchöne Zeile darin gefunden; dieſe nämlich:

„Was nüzt der größte Stern, der ewig müßig geht?"

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die groſ=ſen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darin zu ſehen, von der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er uns machen können, weñ er den innern Reichtum ſeiner Materie recht gekañt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen! War es von dem geſchwornen Schüler eines Meiſters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reime gezogen hat? Genug, daß Herr Mylius in den Aufſäzen, die von ſeiner Feder in den Beluſtigungen ſtehen, alles geleiſtet hat, was ein Gottſchedianer leiſten kañ. Die poetiſchen ſind fließend und ohne Mittelwörter; und die proſaiſchen ſind gedehnt und rein. — Sie ſehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vor's Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; weñ ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22 April.

Freilich hat ſich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenſchriften verſucht. — Sie wiſſen, mein Herr, wer die erſten Verfaſſer in dieſer Art waren. Männer, denen es weder an Wiz, noch an Tiefſiñ, noch an Gelehrſamkeit, noch an Keñtniß der Welt fehlte: Engländer, die in der größten Ruhe und mit der beſten Bequemlichkeit auf alles aufmerkſam ſein koñten, was einen Einfluß auf den Geiſt und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — Wer aber ſind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Wizlinge, die ungefähr der

deutſchen Sprache gewachſen ſind, hier und da etwas geleſen haben, und, was das betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müßen. — Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahre 1745 ſeinen Freigeiſt anfing, und ihn durch zwei und funfzig Wochen glüklich fortſezte. Der Titel verſprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unſern Zeiten leicht einen anlokendern finden kōnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfaſſers, daß er ſich nie hingeſezt, ein Blatt von demſelben zu machen, ohne vorher einige Stüke aus dem Zuſchauer geleſen zu haben. Dieſe Art, ſich vorzubereiten und ſeinen Geiſt zu einer edlen Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel ſehr lobenswerth. Freilich kañ ſie nur bei denen von einiger Wirkung ſein, die ſchon für ſich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu ſchreiben. Deñ denen, welchen dieſe Kräfte fehlen, wird ſie zu weiter nichts nüzen, als die äuſſerliche Einrichtung zu ertapen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Geſpräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieſer abwechſelnden Armuth ſich ihren Muſtern gleich dünken, deren wahre Schönheiten ſie nicht einmal einſehen. — Herr Mylius ſahe ſie allerdings ein, und man kañ nicht läugnen, daß ſich nicht ein großer Theil von ſeinem Freigeiſte ſehr wohl leſen laſſe. Verſchiedene kleine Züge, die er ſeiner Perſon darin gibt, ſind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troſte der Weltweisheit ſagt, iſt gänzlich nach den Buchſtaben zu verſtehen. Er hatte von dieſem geliebten Buche eine Ausgabe in ſehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anſtatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andere aus Artig-

keit in die Naſe ſtopfen, in einer Schnupftabaksdoſe bei ſich trug. Die Überſezung, die er am angeführten Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutſchen noch nie gebrauchten Versart, der adoniſchen nämlich; und es iſt ſeine Schuld ohne Zweifel nicht, weñ er keine Nachahmer darin gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeiſtes anbelangt, ſo wird auch der eigenſinnigſte Splitterrichter nicht das Geringſte darin finden, was der chriſtlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen köñte. Gleichwohl aber ward es — und dieſes muß ich Ihnen zu melden nicht vergeſſen — ſeinem guten Namen einigermaßen nachtheilig, ihn geſchrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel ſeines Buchs ſtatt eines Beinamens, und ſeine Bekañten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen Mylius und Freigeiſt eben ſo ordentlich zu verbinden, als man jezt die Namen Edelmañ und Religionſpötter verbindet. Sie konnen ſich leicht einbilden, daß dieſe Verbindung bei denen, welche die wahre Urſache davon nicht wußten, oft ein ſehr empfindliches Mißverſtändniß werde verurſacht haben. Es iſt aber ſo ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von ſeiner zweiten moraliſchen Wochenſchrift ſagen, die er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der Wahrſager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigſte Stük. Die fernere Fortſezung ward ihm höheren Orts verboten, und es wäre ſeiner Ehre zuträglicher geweſen, weñ man ihm gleich den Anfang unterſagt hätte. Ich kañ Ihnen nicht ſagen, wie ungleich er ſich darin ſieht! Die Schreibart iſt nachläßig, die Moral gemein, die Scherze ſind pöbelhaft und die Satyre iſt beleidigend. Er

ſchonte niemanden, und hatte nichts ſchlechteres zur Abſicht, als ſeine Blätter zur ſcandalöſen Chronik der Stadt zu machen. Man ſchrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömling in Berlin hatte er ſich ohne Zweifel einen allzu großen Begrif von der hieſigen Freiheit der Preſſe gemacht. Er hatte geſehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verſtehen müßen, und glaubte alſo, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, weñ er auch ſchon ein wenig maſſiv wäre. Allein er irrte ſich! Die erſtern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinſte alles verlieren, nämlich die Ehre. Was alſo die Obrigkeit dort aus Sicherheit verſtattet, das muß ſie hier aus Mitleiden verbieten. — Das erſte Blatt des Wahrſagers kam Donnerſtags heraus. Den Soñtag vorher wußte Herr Mylius noch nicht, wie es heiſſen ſollte. Er lief hundert Namen durch und koñte keinen finden, der ihm recht gelegen geweſen wäre. Endlich half ihm der geſchwinde Wiz eines guten Freundes noch aus der Noth. „Sie können „ſich nicht entſchließen, wie Sie Ihr Blatt nen„nen wollen?“ ſagte der Herr von K** zu ihm; „Nennen Sie es den Wahrſager. Die zu dum̃ „waren, Sie als einen Freigeiſt zu hören, die „werden gewiß nicht zu klug ſein, Ihnen als ei„nem Wahrſager zu folgen.“ Dieſer Einfall ward gebilligt, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erſte Stük fertig. Mit eben dieſer Geſchwindigkeit hat Herr Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und weñ dieſer Umſtand ſchon nicht ihren geringen Werth entſchuldiget, ſo verhindert er doch wenigſtens, zu glauben, daß unſer Tachygraphus ſie nicht beſſer habe machen können. — Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6 Mai.

Herr Mylius hat drei Luſtſpiele und ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel geſchrieben. Das ſind ſeine theatraliſchen Lorbeern! Das erſte Luſtſpiel ward 1745 in Hamburg gedrukt, und hieß: die Ärzte. Es iſt in Proſa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrſcheinliche Monologen. — Warum darf ich nun nicht gleich dazu ſezen: kurz, es iſt ein vollkommenes Stük? Warum gibt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende ekle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine mäñliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortrefliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! und dieſer mein Freund! O weñ es doch wahr wäre! Weñ es doch wahr wäre! — Hören Sie nur, Herr Mylius mußte ſeine Ärzte auf Verlangen machen; was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie — wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geiſtlichen auf dem Lande zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stük; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der

Welt vorlegte, und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nämlich den verſtorbenen Herrn Krieger. In ſeinen Geiſtlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt koñte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedrukt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiſcirt. So eine vortrefliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewiñſt, weñ man auch andere Stände eine ſolche Muſterung köñte paſſiren laſſen, und trug die Abfertigung der Ärzte dem Herrn Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich ſelbſt unter die Söhne des Äſkulaps gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel: eine Jungfer, der man es anſehen kañ, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein paar Freier, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden. Doch wie ſteht es um ſein zweites Luſtſpiel? Es heißt: der Unerträgliche, und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſein; muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Deñ mit wenigem alles zu ſagen, er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weiß nicht ob ſo glüklich, oder ſo unglüklich, daß ſein ganzes Stük darüber unerträglich ward. Die Ärzte und den Unerträglichen machte Herr Mylius

bald nach einander; ſein drittes Stük aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre darauf. Es heißt: die Schäferinſel; es iſt in Verſen, und hat drei Aufzüge. Weñ ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begrif davon machen ſollte. — Kennen Sie den Geſchmak der Frau Neuberin? Man müßte ſehr unbillig ſein, weñ man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommene Keñtniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat mäñliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Puz, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten; wunderbar und ſchimmernd. — Vielleicht zwar kañte ſie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine Liſt von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem ſei, wie ihm wolle; genug, daß nach dieſem Schlage ungefähr die Schäferinſel ſein ſollte, welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte ſie am kürzeſten ein pſeudopaſtoraliſch-muſikaliſches Luſt- und Wunderſpiel neñen keñen. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, koſtete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und ſo viele bringt ein anderer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene ſchlaflos zu. So lange er damit beſchäftiget war, habe ich ihn, ſeiner Geſchwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; ſobald er aber fertig war, und er mir ſeine Geburt vorgeleſen hatte, war ich wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele ſich auch nicht die geringſte Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von ſeinem Zwiſchenſpiele. Es heißt: der Kuß; es ward componirt, und auf der neuberiſchen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden ſich Leute, welche es be-

wunderten, weil eine gewiſſe Schauſpielerin die Schäferin darin machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. — Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich alſo, Zeit zu gewinnen, ſchließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr ſchreiben; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4 Junius.

An Kentniß der vortreflichſten Muſter fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch ſo leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in ſeiner Gewalt hatte? Die vornehmſten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateiniſchen werden ſie mir es ohne Beweis glauben. In Anſehung der griechiſchen berufe ich mich auf ſeine Überſezungen, die er aus dem Ariſtophanes und Lucian gemacht hat. Dieſe leztern werden Sie in der Samlung auserleſener Schriften dieſes Sophiſten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopf gedrukt iſt, finden. Der Herr Profeſſor Gottſched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen ſchlechten Dienſt erwies. Die Beſorger wurden darüber ungehalten, und anſtatt daß ſie uns den ganzen Lucian deutſch liefern wollten, ließen ſie es bei dieſer Probe bewenden. Ich würde einen langen und trokenen Brief ſchreiben müßen, wen̄ ich

Ihnen auch alle ſeine Überſezungen aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen anführen wollte. Unter den erſtern verdienen ohne Zweifel die Koſmologie des Herrn von Maupertuis, und des Herrn Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichſte Stelle. Beide Werke zu überſezen, ward etwas mehr als die bloße Keñtniß der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens ſeine Briefe am liebſten abzufaſſen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig ſagen, daß ſein Briefwechſel ſehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichſten Amte ſizender Gelehrter, aus Furcht vor den Unkoſten, übernehmen möchte. Er war nicht blos in Deutſchland eingeſchloſſen; er erſtrekte ſich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichſten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watſon, Lyonet ꝛc. aufweiſen koñte. — Aus dem Italiäniſchen hat Herr Mylius unter andern in den Beiträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters die Clitia des Macchiavells überſezt; und aus dem Engliſchen, Popens Verſuch über den Menſchen. Durch dieſe leztere Überſezung, welche in Proſa iſt, und in dem zweiten Bande der hälliſchen Bemühungen ſteht, wollte er die Arbeit des Herrn Brokes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäſſerichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können; allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel engliſch noch nicht, und konte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem lezten Jahre, durch die Überſezung von Hogarths Zergliederung der Schönheit, zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſogar noch ſelbſt, mitten unter den Eng-

ländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden; und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerſpiel des Herrn Glover einen Brief druken, in welchem er ſich Chriſtpraiſe Myll nañte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchreken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerükt; und Sie wiſſen wohl mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Brite hält ſie für eine Sclaverei und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, weñ auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Herr Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglükliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers koñte unmöglich mit ſeinem Geſchmake bei einem Volke bewundert werden, welches, uns dieſes Dichters wegen zu beneiden, Grund hätte. Wie? werden Sie ſagen, der unglükliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieſes war Herr Mylius; deñ er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des halleriſchen Gedichts über den Urſprung des Übels, in den erſten Stüken der halliſchen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß aus ſeiner Feder, und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Herr Profeſſor Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein ſo ſchimpfliches Werk-

zeug des Neides geweſen zu ſein. Doch ich weiß ſchon, auf wen die gröſste Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbok, in die Wüſte ſchiken ſollten. — Aber, bewundern ſie doch mit mir den Herrn von Haller! Entweder er hat es gewuſst, daß ihn Herr Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewuſst. In dem erſten Falle bewundere ich ſeine Groſsmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundere ich — ſeine Groſsmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen. — Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Sechſter Brief.

Vom 20 Junius.

O, ich glaube es Ihnen ſehr wohl, mein Herr, daß verſchiedene in ihrer Gegend, welche an der myliuſiſchen Reiſe Theil gehabt, über den unglüklichen Ausgang derſelben verdrieſslich ſind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heiſst es bei einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! — „Nichts „weiter?“ verſezte man. „Wir glaubten, wie vor„treflich wir unſere Naturalienſamlungen würden „vermehren können.“ — Ei! und alſo ſahen Sie den Herrn Mylius nicht ſowohl für einen Gelehrten, welcher Endekungen machen ſollte, als für ei-

nen Commiſſionär an, der für ſie nach Amerika reiſete, um die Lüken ihres Kabinets, ſo wohlfeil als möglich, zu füllen? — „Nicht viel anders!“ — Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu geſtehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wiſſen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Herr Mylius eigentlich Sie und alle Beförderer ſeiner Reiſe angeſehen hat? Für Verſchwender; für Leute, die ihr überflüſſiges Vermögen zu ſonſt nichts beſſerem anzuwenden wüßten; die nur Geld verſchenkten, um es zu verſchenken, und — „Was?“ hat man mich unterbrochen; „uns für Verſchwen„der anzuſehen?“ — wahrhaftig, meine Herren, dafür hat ſie Herr Mylius angeſehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um ſie rechtſchaffen zu kränken, eine Stelle aus dem ſatyriſchen Sendſchreiben [1]) meines Freundes vorgeleſen, in welchem er verſchiedene Anſchläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laſter der Menſchen zum Aufnehmen der Naturlehre nüzen könne. Er hat dieſes Sendſchreiben in die Ermunterungen eingerükt, und die Stelle, auf welche ich ziele, iſt viel zu ſonderbar, als daß mich die Mühe dauern ſollte, ſie Ihnen, mein Herr, hier abzuſchreiben. „Die Verſchwender (ſagt er) laſſe „man ihr Geld auf die Beſoldung einer Anzahl „Reiſender wenden, welche die Welt die Länge und „Quere durchreiſen und durchſchiffen, und, weñ es „das Glük will, allerlei phyſikaliſche und zur „Naturgeſchichte gehörige Entdekungen machen. „Man laſſe auf ihre Unkoſten Luftſchiffe bauen,

1) (Man ſehe in Mylius vermiſchten Schriften Seite 280. u. f.)

„und den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. „Die Ausführung ſolcher Unternehmungen trage „man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wage- „hälſen auf, und erwarte mit Vergnügen und Ge- „laſſenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Er- „findungen und Lehrſäzen wird bereichert werden. Die „Sache mag ſo übel ausſchlagen, als ſie will, ſo wer- „den doch weder die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, noch „ihre uneigennüzigen Handlanger einigen Schaden „davon haben.“ — Was ſagen Sie zu dieſer Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß ſie etwas prophetiſches hat. — Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein ſehr lobenswürdiger und vorſichtiger Wagehals würde geweſen ſein, weñ ihm der Tod vergöñt hätte, ſeine Geſchiklichkeit zu zeigen. Er würde ſich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, blos mit den Augen eines Naturforſchers zu ſehen, und um nichts als um einen Stein oder um ein Kraut ſich Gefahren auszuſezen. Er würde ein allgemeiner Beobachter geweſen ſein, und die Keñtniß des Schönſten in der Natur, des Menſchen, für keine Kleinigkeit angeſehen haben, ob ſie gleich in dem gemeinen Plane ſeiner Reiſe nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas anderem ſchreibe. Die Erinnerung der Geſchiklichkeiten meines Freundes iſt mir zu peinlich, und ich empfinde ſeinen Verluſt zu lebhaft, weñ ich derſelben allzu ſehr nachhänge. — Laſſen Sie uns vielmehr ꝛc. —

Hier geriethen wir in unſerem Briefwechſel auf eine andere Materie, welche für den Leſer wenig

reizendes haben würde, und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, iſt etwas weniges, was dieſe Samlung genauer angeht. Sie beſtehet aus lauter Stüken, welche theils in verſchiedenen Monatſchriften zerſtreut, theils auch einzeln gedrukt waren. Alles deſſen, was in den vorſtehenden Briefen geſagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß ſehr viele Leſer die meiſten nicht ohne beſonderes Vergnügen leſen werden. Die Poeſien insbeſondere habe ich überall zuſammen geſucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, beſſere aber wohl ſchwerlich, auftreiben können. Mit was für Augen man ſie betrachten müße, habe ich deutlich genug zu verſtehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders ausſehen würden, weñ ſie alle mit dem Gefühle und dem Fleiſſe gemacht wären, mit welchem er ſeinen Abſchied aus Europa gemacht hat. Es ſchien, als ob er erſt um dieſe Zeit recht anfangen wollte, ſein Herz und ſeinen Wiz zu brauchen. — Mir iſt jezt weiter nichts zu thun übrig, als den Leſer den Inhalt der Samlung auf einmal überſehen zu laſſen, und mich ſeiner Gunſt zu empfehlen.

Vorrede

zu

Richardsons Sittenlehre

für die Jugend,

in äſopiſchen Fabeln.

---

1 7 5 7.

Aeſopus, die wahren oder fabelhaften Umſtände ſeines Lebens, die Einrichtung und Nüzlichkeit ſeiner Fabeln, die lange Reihe ſeiner Nachahmer ꝛc. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekañteſten Dinge zu ſagen, ein ſehr ergiebiges Thema ſein. In der Hofnung aber, daß niemand hier ſuchen werde, was man überall finden kañ, glauben wir dem Leſer blos anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardſons vor ein Buch komme, das gänzlich dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder beſtimt iſt.

Roger Leſtrange iſt bei den Engländern der berühmteſte Compilator äſopiſcher Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl; und in der Folge, auf Anhalten des Verlegers, noch einen zweiten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von ſeinen Landsleuten für eine der reinſten und meiſterhafteſten gehalten; und ſeine Weiſe zu erzählen, für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwer-

ke läßt man ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſeine Anwendungen und Sittenlehren paſſend, nicht abgedroſchen, nachdrüklich und gemeinnüzig ſind.

Doch fanden ſich Leute — und wo findet ein guter Schriftſteller dergleichen Leute nicht? — welche einen beſſern Geſchmak zu haben glaubten, weil ſie einen andern hatten, als das zufriedene Publicum. Ein gewiſſer S. Croxal, um ſeinen eigenen Geburten Plaz zu ſchaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Leſtrange, weil er ſie nicht ſo geradezu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verſchreien. Ihr Verfaſſer, verſicherte er, habe ſich nicht als ein rechtſchaffener Brite, ſondern als ein Feind der Freiheit, und ein gedungener Sachwalter des Pabſttums und der uneingeſchränkten Gewalt in dieſem Werke erwieſen, welches doch für eine freigeborne Jugend geſchrieben ſein ſollte.

Dieſem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründetſte nicht iſt, ſind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardſons ſchuldig. Er wollte ihm, mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit, abhelfen, und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Leſtrange nicht ohne Gewaltſamkeit, eine politiſche Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurükbringen, theils diejenigen, welche keine andere, als politiſche Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Abſicht bearbeiten.

So weit ging des Herrn Richardſons erſtes Vorhaben. Bei der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich ſei, ſich weitere Gränzen zu ſezen. Er ließ einen guten Theil weg, alles nämlich, was mehr ein lächerliches Märchen, als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politiſchen, einen beſſern Siñ; er verkürzte; er änderte; er ſezte hinzu; kurz, aus der Adoption ward eine eigene Geburt.

Und hiervon wird ſich auch ein deutſcher Leſer überzeugen können, weñ er ſich erinnern will, daß ein großer Theil der Fabeln des Leſtrange, bereits vor vielen Jahren, in unſere Sprache überſezt worden. Man ſtelle die Vergleichung an, und ſie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird ſich auch einkommen laſſen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobei der unſterbliche Verfaſſer der Pamela, der Clariſſa, des Grandiſons, die Hand angelegt? Deñ wer kañ es beſſer wiſſen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menſchenliebe, zur Beförderung jeder Tugend, das Zuträglichſte iſt, als er? Oder wer kañ es beſſer wiſſen, als er, wie viel die Wahrheit über menſchliche Gemüther vermag, weñ ſie ſich, die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?

Es iſt durchaus unnöthig ſich in eine weitläuftigere Anpreiſung einzulaſſen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde, deſſen Fabeln jezt am meiſten in den Händen der Kinder ſind, mit einem Richardſon zu vergleichen wagen; deñ der Engländer würde ſich, nach der Art der alten römiſchen Tribune, mit Recht beſchweren können: Se in ordinem cogi.

Man hat bei der Überſezung nichts weggelaſſen, als das Leben des Äſopus. In Anſehung des Äuſſerlichen aber hat ſie vor dem engliſchen Originale, ſowohl was die Kupfer als den Druk anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müße nichts fehlen, was Kinder reizen könne.

Leipzig, den 17 März 1757.

Vorrede

zu Gleims

preuſſiſchen Kriegsliedern.

1758.

Die Welt kennet bereits einen Theil von dieſen Liedern; und die feinern Leſer haben ſo viel Geſchmak daran gefunden, daß ihnen eine vollſtändige und verbeſſerte Samlung derſelben ein angenehmes Geſchenk ſein muß.

Der Verfaſſer iſt ein gemeiner Soldat, dem eben ſo viel Heldenmuth als poetiſches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, ſcheinet er ſich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiſte irgend einer ſchon bekañten gedichtet zu haben.

Wenigſtens, weñ er ſich ein deutſcher Horaz zu werden wünſchet, kañ er nur den Ruhm des Römers, als ein lyriſcher Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Deñ die charakteriſtiſchen Schönheiten des Horaz ſezen den feinſten Hofmañ voraus; und wie weit iſt dieſer von einem ungekünſtelten Krieger unterſchieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer, und die ὑπερβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus köñte er die heroiſchen Geſinnungen, den Geiz nach Gefahren, den

Stolz, für das Vaterland zu ſterben, erlernt haben, weñ ſie einem Preußen nicht eben ſo natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieſer Heroiſmus iſt die ganze Begeiſterung unſeres Dichters. Es iſt aber eine ſehr gehorſame Begeiſterung, die ſich nicht durch wilde Sprünge und Ausſchweifungen zeigt, ſondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle ſeine Bilder ſind erhaben, und all ſein Erhabenes iſt naiv. Von dem poetiſchen Pompe weiß er nichts; und prahlen und ſchimmern ſcheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerlei Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne ſah, läßt ſich nun tief herab, auf der Erde ſein Futter zu ſuchen; und das ohne Beſchädigung ſeiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu ſammeln, mußte mit dem Fuße den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt, iſt ernſthaft. Nur da blieb er nicht ernſthaft — wo es niemand bleiben kañ. Deñ was erwekt das Lachen unfehlbarer, als große, mächtige Anſtalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligen Gemälden des roßbachiſchen Liedes.

Seine Sprache iſt älter, als die Sprache der jezt lebenden größern Welt und ihrer Schriftſteller. Deñ der Landmañ, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigſtens ein halb Jahrhundert, zurük.

Auch ſeine Art zu reimen, und jede Zeile mit einer mañlichen Silbe zu ſchließen, iſt alt. In ſeinen Liedern aber erhält ſie noch dieſen Vorzug, daß man in dem durchgängig mañlichen Reime et-

was dem kurzen Abſezen der kriegeriſchen Drommete ähnliches zu hören glaubet.

Nach dieſen Eigenſchaften alſo, weñ ich unſern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Altertume vergleichen ſollte, ſo müßten es unſere Barden ſein.

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtis
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi. 1)

Karl der Große hatte ihre Lieder, ſo viel es damals noch möglich war, geſammelt, und ſie waren die unſchäzbarſte Zierde ſeines Bücherſaals. Aber woran dachte dieſer große Beförderer der Gelehrſamkeit, als er alle ſeine Bücher, und alſo auch dieſe Lieder, nach ſeinem Tode an den Meiſtbietenden zu verkaufen befahl? Koñte ein römiſcher Kaiſer der Armuth kein anderes Vermächtniß hinterlaſſen? 2) — O weñ ſie noch vorhanden wären! Welcher Deutſche würde ſich nicht noch zu weit mehrerem darum verſtehen, als Hikes? 3)

Über die Geſänge der nordiſchen Skalden ſcheinet ein günſtiger Geſchik gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Bar-

1) Lucanus, I. 447.

2) Eginhartus in vita Caroli M. c. 33. Similiter et de libris — statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

3) Georg. Hikesius in Grammatica Franco-Theodisca, c. 1. O utinam jam exstaret augusta Caroli M. bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

den; und was von jenen wahr iſt, muß auch von dieſen gelten. Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg, und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbſt aus der Schlacht blieben ſie nicht; die tapferſten und älteſten Krieger ſchloßen einen Kreis um ſie, und waren verbunden, ſie überall hin zu begleiten, wo ſie den würdigſten Stof ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geſchichtſchreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geſchichtſchreiber. Welcher Held, von ihnen bemerkt zu werden, das Glük hatte, deſſen Name war unſterblich; ſo unſterblich, als die Schande des Feindes, den ſie fliehen ſahen.

Hat man ſich nun in den koſtbaren Überbleibſeln dieſer uralten nordiſchen Heldendichter, wie ſie uns einige däniſche Gelehrte aufbehalten haben, [1]) umgeſehen, und ſich mit ihrem Geiſte und ihren Abſichten bekañt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geſchlecht von Barden aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter ſeiner Aufmerkſamkeit werth geſchäzt, und ihre naive Sprache, ihre urſprünglich deutſche Denkungsart ſtudirt: ſo iſt man einigermaßen fähig, über unſern neuen preußiſchen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, beſonders weñ ſie von derjenigen Klaſſe ſind, welchen die franzöſiſche Poeſie alles in allem iſt, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch beſize ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sañlung keinen Plaz finden koñte; ich werde wohl thun, weñ ich dieſen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er ſchrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen na„he an den Werken der Stadt, in den Höhlen der

1) Andreas Vellejus und Petrus Septimus.

„Weinberge; als er einen geſehen, habe er nach „ihm hin geſungen:

„Was liegſt du, nakender Pandur,
„Recht wie ein Hund im Loch?
„Und weiſeſt deine Zähne nur?
„Und bellſt? — So beiſſe doch!“

Es köñte ein Herausforderungslied zum Zweikampfe mit einem Panduren heiſſen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das lezte Siegeslied ſoll geſungen haben. Zwar falle er bald oder ſpät; ſeine Grabſchrift iſt fertig:

Ειμι δ'εγω θεραπων μεν Ενυαλιοιο ανακτος,
Και Μȣσεων ερατον δωρον επιςαμενος. 1)

1) (Dieſes hat Archilochus von ſich geſagt. Siehe den Brief an Gleim vom 5 Sept. 1758, im 8 Bande.)

Vorrede

zu

Friedrichs von Logau

Siñgedichten.

1759.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter dem Namen Salomon von Golau, deutſcher Siñgedichte drei Tauſend herausgegeben hat, iſt mit allem Rechte für einen von unſern beſten opiziſchen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir ſehr, ob er vielen von unſern Leſern weiter als dem Namen nach bekañt ſein wird.

Wir können uns dieſes Zweifels wegen auf verſchiedene Umſtände berufen. Ein ganzes Jahrhundert und darüber, haben ſich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieſes Dichters beholfen; in wie vieler Händen kañ er alſo noch ſein? Und weñ ſelbſt Wernike keinen kennen will, „der es ge„wagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen „ein ganzes Buch voll Siñgedichte zu ſchreiben;“ weñ er dem Urtheile ſeines Lehrers, des berühmten Morhofs, „daß insbeſondere die deutſche „Sprache ihrer vielen Umſchweife wegen zu dieſer „Gattung von Gedichten nicht bequem zu ſein „ſcheine,“ kein Beiſpiel entgegen zu ſtellen weiß: ſo kañ er unſern Logau, ſeinen beſten, ſeinen einzigen Vorgänger, wohl ſchwerlich gekañt haben.

Iſt er aber ſchon damals in ſolcher Vergeſſenheit geweſen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus geriſſen? Ein Meiſter, oder ein Sohn gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beiſpiele aus ihm anführen, aber ſo unglükliche Beiſpiele, daß ſie unmöglich einem Leſer können Luſt gemacht haben, ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir köñten eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Samlern der Gelehrtengeſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu ſollten uns die Beweiſe dienen, daß Logau unbekañt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht keñt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.

Was man mit beſſerem Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umſtändliche Lebensbeſchreibung dieſes würdigen Mannes. Und wie ſehr würden wir uns freuen, weñ wir dieſer Erwartung ein Genüge leiſten köñten! So aber ſind alle unſere Nachforſchungen nur ſchlecht belohnt worden; und wir haben wenig mehr als Folgendes von ihm entdeken können.

Das Geſchlecht derer von Logau, oder Logaw, iſt eines von den ältesten adelichen Geſchlechtern Schleſiens. Ihr Stamhaus, Altendorf, liegt in dem Fürſtentum Schweidniz. Chriſtian Gryphius ſagt: „es ſei aus böhmiſchen oder „ſchleſiſchen Geſchichtsſchreibern zu erweiſen, daß „ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte Freiherren „von Logau, unter den Kaiſern Karl V. und Ferdinand I. anſehnliche Kriegsbedienungen bekleidet „hätten.“ Auch blühete unter der Regirung des erſtern Georg von Logau auf Schlaupiz, einer der beſten lateiniſchen Dichter ſeiner Zeit,

dem wir die erſte Ausgabe des Gratius und Nemeſianus zu danken haben. Deßgleichen beſaß um eben dieſe Zeit Kaſpar von Logau, den Lucä und andere mit nur gedachtem Georg verſchiedentlich verwechſeln, den biſchöflichen Stuhl zu Breslau.

Unſer Friedrich von Logau ward, zufolge ſeiner Grabſchrift, die uns Kunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahrs 1604 geboren. Seine Eltern und den Ort ſeiner Geburt finden wir nirgends benañt; auch nirgends einige Nachricht von ſeiner Erziehung, wo er ſtudiret, ob er gereiſet u. ſ. w. Wir finden ſeiner nicht eher, als in Dienſten des Herzogs zu Liegniz und Brieg, Ludewigs IV. gedacht.

Man beliebe ſich aus der Geſchichte zu erinnern, daß Johañ Chriſtian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach ſeinem 1639 erfolgten Tode das Herzogtum gemeinſchaftlich beſaßen, doch ſo, daß jeder von ihnen ſeine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludewigs, befand ſich unſer von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, Georg Rudolf ſtarb, und die Fürſtentümer Liegniz und Wohlau an ſie fielen, fanden ſie das Jahr darauf für gut, ſich durch das Loos aus einander zu ſezen. Ludewig bekam Liegniz, wohin er nunmehr ſeinen Siz verlegte und ſeinen Logau als Canzeleirath mit ſich nahm.

Die Liebe zur Poeſie muß ſich zeitig bei ihm geäuſſert haben. Er ſagt uns in einem von ſeinen Siñgedichten ſelbſt, daß er in ſeiner Jugend verliebte Gedichte geſchrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm ſeine Geſchäfte allzu kurze Erholungen, als daß er ſich in größern

Gedichten, als das kleine Epigramma iſt, hätte verſuchen können. Unterdeſſen hat er es in dieſer geringern Gattung ſo weit gebracht, als man es nur immer bringen kan̄, und es iſt unwiderſprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen.

Er gab anfangs nur eine Sam̄lung von zweihundert Sin̄gedichten an's Licht, „die (wie er „ſelbſt ſagt) wohl aufgenommen wurden.“ Wir haben ſie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob ſie gar mehr in der Welt iſt? Die vollſtändige Sam̄lung, die den ſchon erwähnten Titel: Salomons von Golau deutſcher Sin̄gedichte drei Tauſend, führet, iſt zu Breslau, in Verlag Kaſpar Kloßman̄s, gedrukt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Druks finden wir nirgends darin ausdrüklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 geweſen ſein, welches ſich aus verſchiedenen Sin̄gedichten ſchließen läßt, und von den Bücherkennern beſtätiget wird. Da unterdeſſen Sinapius ſagt: „daß Logau ſeine Sin̄ge„dichte im Jahre 1638 herausgegeben habe:“ ſo wird man dieſes nicht unwahrſcheinlich von der erſten kleinen Sam̄lung verſtehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden, aufgenommen ward. Wen̄ der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die ſich durch Schriften gezeigt haben, ſo iſt dieſes wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum ſeine Sin̄gedichte ſehr bald vergeſſen hat.

Er ſtarb zu Liegniz, den fünften Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe

einen einzigen Sohn. Es war dieſes der Freiherr Balthaſar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenſtein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unſerer neuen Ausgabe das Nöthige ſagen. Die ganze Anzahl der Siñgedichte unſeres Logau beläuft ſich, auſſer einigen eingeſchobenen größern Poeſien, auf dreitauſend fünfhundert und drei und funfzig, indem zu dem zweiten und dritten Tauſend noch Zugaben und Anhänge gekommen ſind. Iſt es wahrſcheinlich, iſt es möglich, daß ſie alle gut ſein können? Unſere wahre Meinung zu ſagen, dieſe ungeheure Menge iſt vielleicht eine von den vornehmſten Urſachen, warum der ganze Dichter vernachläßiget worden iſt. Deñ es koñte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch ſiebenmal aufſchlug, und ſiebenmal etwas ſehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es alſo unſere erſte Sorge ſein, ihn dieſes nachtheiligen Reichtums zu entladen. Wir haben ihn faſt auf ſein Drittheil herabgeſezt; und das iſt unter allen Nationen immer ein ſehr vortreflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt. Deßwegen wollen wir aber nicht ſagen, daß alle beibehaltenen Stüke Meiſterſtüke ſind; genug, daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu finden ſein wird, warum es unſerer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Wiz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Siñ, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruk, eine naive Wendung, und dergleichen. Auch wird das Schlechteſte noch immer dazu dienen, dem Leſer zu zeigen, wie wenig er den Verluſt der übrigen Stüke zu bedauern hat.

Es iſt uns ein Exemplar unſeres Dichters zu Händen gekommen, das ſich aus der ſtolliſchen Bib-

liothek herſchreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören ſtärkere Beweiſe, und wir wollen es alſo nicht behaupten. Unterdeſſen haben wir doch für gut befunden, einige von dieſen Änderungen anzunehmen, und einige, ihnen zufolge, ſelbſt zu wagen. Der Leſer ſtößt nirgends ſo ungern an, als in einem Siñgedichte, welches allzu kurz iſt, als daß man die Unebenheiten darin überſehen köñte.

Wir ſind uns bewußt, daß wir durch dieſe wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im Geringſten moderner gemacht haben; wir ſind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzu weit unter ſeiner eigenen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdañ in dem Geiſte ſeiner eigenen Sprache zu thun geſucht.

Wie groß unſere Hochachtung für dieſe ſeine alte Sprache iſt, wird man aus unſern Anmerkungen darüber, die wir in Geſtalt eines Wörterbuchs dem Werke beigefügt haben, deutlich genug erkennen. Ähnliche Wörterbücher über alle unſere guten Schriftſteller, würden ohne Zweifel der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unſerer Sprache ſein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigſtens zeigen wollen.

Endlich können wir unſern Leſern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenañter eine ähnliche Arbeit mit unſerm Logau unternommen gehabt. Er hat nämlich (1702) *Salamons von Golau auferwekte Gedichte* herausgegeben. Dieſer Titel

iſt der lezte unwiderſprechlichſte Beweis, daß dieſe Sinngedichte damals ſchon begraben geweſen ſind. Allein dieſer Ungenante war vielleicht ſchuld, daß unſer Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdamt werden konte. Derjenige Theil ſeiner Gedichte, welchen man ohne Wahl auferwekt hat, iſt nicht allein mit unendlich ſchlechten und pöbelhaften Stüken vermiſcht worden; ſondern die logauiſchen ſelbſt ſind dergeſtalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruk, Feinheit, Wiz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetiſcher Name, eine jede gute Eigenſchaft des Dichters, ja oft der Menſchenverſtand ſelber verloren gegangen iſt. Wir führen keine Exempel an, um unſern Leſern den Ekel zu erſparen.

Werden die Liebhaber der Poeſie an unſerem alten Dichter einigen Geſchmak finden: ſo freuen wir uns, daß dadurch die Beſchuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neueren allbereits von der Bahn des Natürlichſchönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt.

Berlin, den 5 Mai 1759.

Vorbericht

von der Sprache des Logau.

Die Sprache unſeres Dichters iſt, überhaupt zu reden, die Sprache des Opiz und der beſten ſeiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wen̄ Tſcherningen hierin die erſte Stelle nach Opizen gebühret, ſo gebühret die erſte Stelle nach Tſcherningen unſerm Logau.

Das Sin̄gedicht kon̄te ihm die beſte Gelegenheit geben, die Schiklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der ſich ſelbſt in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte ſind überall der Sprache angemeſſen: nachdrüklich und körnicht, wen̄ er lehrt; pathetiſch und vollklingend, wen̄ er ſtraft; ſanft, einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wen̄ er von Liebe ſpricht; komiſch und naiv, wen̄ er ſpottet; poſſierlich und launiſch, wen̄ er blos Lachen zu erregen ſucht.

Der Sprachenmengerei, die zu ſeiner Zeit ſchon ſtark eingeriſſen war, 1) und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutſchen Boden brachte, herleitet, 2)

1) Sin̄gedicht 257 und 498.

2) Sin̄gedicht 257.

„Die Muſen wirkten zwar, durch kluge Dichterſinnen,
„Daß Deutſchland ſollte deutſch und artlich reden künnen:
„Mars aber ſchaft es ab, und hat es ſo geſchikt,
„Daß Deutſchland iſt blutarm; drum geht es ſo geflikt.“

machte er ſich nicht ſchuldig; und was er mit einem deutſchen Worte ausdrüken koñte, das drükte er mit keinem lateiniſchen und franzöſiſchen aus, welche leztere Sprache auch ſeine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten. 1) Er hat verſchiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunſtwörter nicht unglüklich überſezt. So neñt er z. E. Nomen adjectivum et substantivum, das zuſezliche und eigenſtändige Wort. 2) Accentus, Beilaut. 3) Inventarium, Fundregiſter ꝛc. 4) Doch war er auch kein übertriebener Puriſt, er

1) Siñgedicht 1594.

„Wer nicht Franzöſiſch kañ,
„Iſt kein gerühmter Mañ ꝛc.“

2) In der Überſchrift des 488 Siñgedichts.

3) In der Vorrede zu dem erſten Tauſend ſeiner Siñgedichte, wo er ſagt, daß er ſich, bei proſaiſchem Gebrauche der unbeſtimten einſilbigen Wörter, nach dem Beilaute, ſo wie dieſer im Reden und Leſen jedesmal falle, gerichtet habe. — Deßgleichen Siñgedicht 1526.

„Deutſcher Reimkunſt meiſtes Werk ſteht im Beilaut oder Schalle;
„Ob der Silben Ausſpruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.“

4) Siñgedicht 2363.

„Cynthia will ihren Mañ, weñ ſie ſtirbt, der Chloris geben;
„Chloris will die Erbſchaft nicht weiter und zuvor erheben,
„Bis ein Fundregiſter da; (Seht mir an den klugen Rath!)
„Bis zuvor ſie ſei gewiß, was für Kraft die Erbſchaft hat.“

ſpottet über die zu weit gehenden Neuerungen des Zeſen, [1]) ob er gleich mit ihm in einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerkſamkeit, zu erkennen, wie ſehr die Sprache unſerer neueſten und beſten Schriftſteller von dieſer alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterſchieden iſt. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erſtern aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, nachdem dieſe oder jene eines jeden Lieblingsſprache iſt, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; ſo haben ſie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten laſſen.

Und auf dieſe veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unſer Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle ſorgfältig geſammelt, ſo viele derſelben bei unſerm Dichter vorkommen; und haben dabei nicht allein auf den Leſer, der ſie verſtehen muß, ſondern auch auf diejenigen von unſern Rednern und Dichtern geſehen, welche Anſehen genug hätten, die beſten derſelben wieder einzuführen. Wir brauchen denſelben nicht zu ſagen, daß ſie der Sprache dadurch einen weit größern Dienſt thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß iſt, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf ſo bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir ſie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelſten Leſer, durch das, was Horaz callidam juncturam nent, annehmlich zu machen iſt.

Ferner haben wir unſern Fleiß auf die Pro-

1) Sinngedicht 1747.

vincialſprache des Dichters gerichtet. Die ſchleſiſche Mundart iſt deßwegen einer kritiſchen Aufmerkſamkeit, vor allen andern Mundarten, würdig, weil wir in ihr die erſten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche dieſe Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigſtens gekañt und geprüft zu werden.

Von dieſen Vortheilen, ſofern wir dergleichen bei unſerm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche ſelbſt keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

1.

Logau läßt vielfältig Geſchlechtswörter weg. Z. E.

„Man hat den Feind auf's Haupt geſchlagen,
„Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen.“ 1)

Er thut dieſes bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abſtracta ausdrüken, und gewiſſermaßen zu Geſchlechtsnamen werden; allwo es zu einer beſondern Schönheit wird:

„Aber Neid hat ſcheel geſehen;
„Und Verhängniß ließ geſchehen,
„Daß ein ſchäumend wilder Eber
„Ward Adonis Todtengräber.“ 2)

Hier werden der Neid und das Verhängniß durch die Weglaſſung des Artikels zu Perſonen gemacht, welches weit ſtärker und poetiſcher iſt, als weñ es

1) IV, 51. 2) VI, 36.

hieße: der Neid hat ſcheel geſehen; das Verhängniß ließ geſchehen. Eben ſo auch IV. 11.

„Skävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.“

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Weſen.

Er thut es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbeſtimte Artikel ein, eine zukömt, den man in der vielfachen Zahl ohnedem ſchon wegzulaſſen genöthigt iſt. Z. E. VII. 71.

„Hat Land durch dieſen Krieg, hat Stadt mehr ausgeſtanden?“

Nicht die Stadt, eine gewiſſe Stadt, ſondern unbeſtimt: Städte. Ferner X. 87.

„Gib mir geneigten Blik;“

anſtatt: einen geneigten Blik, oder, geneigte Blike. Man ſehe, welche gute Wirkung dieſes in den Kriegsliedern des preußiſchen Grenadiers hervorbringt.

„Wie kriegriſche Trompete laut
„Erſchalle, mein Geſang!“

anſtatt: laut, wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum ſinget herlichen Geſang ꝛc.“

anſtatt: einen herlichen Geſang, oder, herliche Geſänge.

„Er faßte weiſen Schluß,“

anſtatt: er faßte einen weiſen Schluß.

2.

Logau läßt die Endung der Beiwörter nicht allein in dem ungewiſſen,

ſondern auch in dem mäñlichen Geſchlechte weg. Er ſagt: „ein groß Verdruß, ein „gut Soldat, [1]) ein ſtätig Gaul, [2]) ein kriechend Erdegeiſt u. ſ. w.“

3.

Logau braucht ſehr häufig das Beiwort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort, z. E.

„Seither iſt unſer Frei in Dienſtbarkeit verkehret;“ 3)

für: unſere Freiheit.

„Nachwelt werd' ihm alles Frech gar vergeſſen oder ſchenken;“ 4)

für: alle Frechheit.

„Ein ſolches Klug,
„Dafür ein keuſcher Siñ Entſez und Grauen trug;“ 5)

für: eine ſolche Klugheit.

„Bei welchem freies Wahr, der Freundſchaft Seele, wohnt;“ 6)

für: freie Wahrheit.

„Canus geht gar kruñ gebükt,
„Weil ihn Arm und Alt ſo drükt; 7)“

für: Armuth und Alter.

„Und ernähren fremdes Faul; 8)“

für: fremde Faulheit.

1) IV. 4. 2) IV. 91.
3) Siñgedicht 157. 4) XI. 24. 5) Siñgedicht 1259.
6) X. 8. 7) Siñgedicht 1820. 8) Erſte Zugabe, Siñgedicht 201.

4.

Logau läßt von den Zeitwörtern die ſelbſtändigen Fürwörter da weg, wo ſie zur Deutlichkeit nichts mehr beitragen, und erhält dadurch mehr Nachdruk und Feuer. Z. E.

„Mich, ſagt Elſa, ſchrekt es nicht, werde brünſtig nur gemacht,
„Unter Augen dem zu gehn ꝛc.“ 1)

für: ich werde nur brünſtig gemacht.

„Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
„Wollte, mein' ich, ein Spital, ſchwerlich einen Ehſtand halten;“ 2)

für: er wollte ein Spital halten.

„Niſus buhlte ſtark um Niſa, dieſes gab ihr viel Beſchwerden;
„Wollt' ihn nicht; ſie freit ihn aber, ſeiner dadurch los zu werden;“ 3)

für: ſie wollt' ihn nicht.

„Weñ im Schatten kühler Myrten
„Sie ſich kamen zu bewirthen:
„Folgte nichts als lieblich Liebeln,
„Folgte nichts als tükiſch Bübeln;
„Wollten ohne ſüßes Küſſen
„Nimmer keine Zeit vermiſſen;“ 4)

für: ſie wollten keine Zeit vermiſſen.

5.

Logau trennet von den zuſammengeſezten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir ſie nicht zu trennen pflegen,

1) III. 31. 2) IV. 48. 3) VI. 80. 4) VI. 36.

und ſezet zwiſchen beide irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Silbenmaß bequemer zu machen. Weñ wir uns dieſer Freiheit nicht mehr bedienen, ſo werden wir wenigſtens Urſache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

„Ei, ich will's ihm ein noch treiben; dieſes Ding
muß ſein gerochen ꝛc.“ 1)
„Lieb' und Geiz ſind ſolche Brillen, welche dem, der
auf ſie ſtellt ꝛc.“ 2)

für: der ſie aufſtellt ꝛc. Jezt müßen wir uns durch die Umkehrung helfen: er ſtellt es auf; er trieb es ein; und in der unbeſtimten Weiſe durch das Wörtchen: zu; einzutreiben, aufzuſtellen; und in zwei vergangenen Zeiten durch die Silbe: ge; er hat eingetrieben, er hatte aufgeſtellt. Alles gute Mittel; die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitſchweifigkeit gebrauchen können.

6.

Logau ſezet die Endſilbe: lei, die wir jezt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu faſt allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort, oder ein unabänderliches Beiwort von beſonderm Nachdruke. Z. E.

„Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
„Deñ ſeinerlei Geburt iſt nicht gemein auf Erden.“ 3)

1) Siñgedicht 1041. 2) Siñgedicht 1317.
3) Siñgedicht 779.

Wie weitſchweifig müßen wir jezt dafür ſagen: deñ eine Geburt, wie ſeine war ꝛc.

„Du Schelme, du Bauer! — So zierliche Titel
„Verehrten die Krieger den Bauern in's Mittel.
„Nun Krieger, getreten in Zipelpelzorden,
„Sind dieſerlei Titel Beſizer ſie worden." 1)

Dieſerlei, ſagt hier nicht ſo viel als dieſer; es ſcheinet auch nicht ſo viel zu ſagen als dergleichen, ſondern es begreift beides: Dieſer und dergleichen Titel. Überdem da wir dieſes lei bei den uneigentlichen Fürwörtern ſehr wohl leiden, deñ wir ſagen ohne Tadel mancherlei, ſolcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei: warum ſollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter geſezt werden können? Die ſchleſiſche Mundart kömt hier mit der ſchweizerſchen überein, welches man aus folgender Stelle, die Friſch aus Geilers von Kaiſersberg Poſtille anführet, erſehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieſer Fürwörter in lei vortreflich. „Ein „Sun iſt nit anders, dañ ein Ding, das da lebet „von einem Lebendigen ſeinerlei. Ich hätte einen Sun, der wär meinerlei, ejusdem speciei. „Ich kañ die species nicht baß deutſchen. — Würme, die du in dir haſt, ſind nicht deinerlei."

7.

Logau conſtruirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

„Für ein einzles, das man thut,
„So es iſt zu nennen gut,
„Kañ man zehen böſer Stüke
„Rechnen ab, und ziehn zurüke." 2)

1) Siñgedicht 1586. 2) Siñgedicht 2470.

Nicht: zehn böſe Stüke. Man wird ſich dieſer Zeugendung ſehr wohl bedienen können, ſo oft das Hauptwort mit einem Selbſtlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

8.

Logau läßt von ſehr vielen Wörtern die Anfangſilbe ge weg, wodurch ſie an ihrem Nachdruke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er ſagt z. E.

„Die weitgereiſte Würze“ 1) —

wofür wir Gewürze ſagen, und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erſte Art, beſonders im höhern Stile, beibehalten.

„Gott ſei Dank für meinen Schmak ꝛc.“ 2)

für Geſchmak; deßgleichen auch Ruch für Geruch. 3)

„Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc.“ 4)

für genießen. So auch Hirn für Gehirn, (welches noch üblich iſt) linde für gelinde, Sang für Geſang, 5) bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangſilbe be verfährt er oft auf gleiche Weiſe. Z. E ſonders für beſonders:

„Ein ſonders Lob iſt dies, daß einer Lobens werth ꝛc.“ 6)

müht für bemüht, 7) hauſen für behauſen, mir liebet für mir beliebet ꝛc.

Und ſo viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provincialſprache unſeres Dichters.

1) Sinngedicht 403. 2) Sinngedicht 1725. 3) Sinngedicht 1727 und 1148. 4) II. 78. 5) IV. 101. 6) III. 50. 7) XI. 130.

Vorrede und Zuſäze
zu
Karl Wilhelm Jeruſalems
philoſophiſchen Aufſäzen.

1776.

Vorrede.

Der Verfaſſer dieſer Aufſäze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit iſt, ſo verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; ſein Lauf ſchnell. Doch lange leben, iſt nicht viel leben. Und weñ viel denken allein viel leben iſt: ſo waren ſeiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verluſt eines ſolchen Sohnes kañ jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen, kañ nur ein ſolcher Vater.

Der junge Mañ, als er hier in Wolfenbüttel ſein bürgerliches Leben antrat, ſchenkte mir ſeine Freundſchaft. Ich genoß ſie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menſchen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der ſich, meines Bedünkens, ſo viel auf alle übrige ſchließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der ſich alle gute Neigungen ſo wohl

vertragen, welches kein einziges Talent ausſchließt; nur daß man bei ihm ſo viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wen̄ man ſie hat, vernachläßiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erken̄tniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre lezte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geiſt der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geiſt, und ſo viel ſchäzbarer; der ſich nicht abſchreken ließ, wen̄ ihm die Wahrheit auf ſeinen Verfolgungen öfters entwiſchte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil ſie ſich in Abwege vor ihm verlor, wohin er ſchlechterdings ihr nicht folgen kon̄te.

Da wir einander ſelten, oder nie, als unter vier Augen, ſprachen: ſo war unſer Geſpräch immer ſogleich gefunden. Das Naheſte brachte uns immer auf das Entfernteſte. Die Grundſäze einer gewiſſen erſten Philoſophie, deren man ſich lieber jezt ſchämte, waren ihm ſehr geläufig, und er hatte einen ſonderbaren Hang, ſie bis auf die gemeinſten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebſten kam er auf ſie zurük, wen̄ ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen, irgend eine räthſelhafte Erſcheinung aufſtieß.

In ſolchen Geſprächen gibt es Uneinigkeit, und nicht ſelten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd iſt ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die blos daher entſtehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, iſt Einigkeit in der Hauptſache, und die reichſte Quelle einer wechſelſeitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundſchaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Geſundheit allzu beſorgte Geiſter dieſe Art von Unterſuchung, dieſe

Entwikelung unſerer Gefühle, dieſe Zergliederung des Schönen, ſo gern verſchreien, war ihm nicht im mindeſten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines ſolchen Geſchäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zuvoreiliger Kunſtrichter dañ und wañ crude Regeln daraus abſtrahiret, ſchien ihm eine ſehr mißliche Sache zu ſein. Und wie ſollte es nicht? Man hintergeht, oder wird ſelbſt hintergangen, weñ man die Regeln ſich als Geſeze denket, die unumgänglich befolgt ſein wollen; da ſie weiter nichts als guter Rath ſind, den man ja wohl anhören kañ. Wer läugnet, daß auch ohne ſie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht beſſer gearbeitet hätte? Es ſchöpfe immer nur aus ſich ſelbſt, aber es wiſſe doch wenigſtens, was es ſchöpft. Das Studium des menſchlichen Geripes macht freilich nicht den Maler: aber die Verſäumung deſſelben wird ſich an dem Coloriſten ſchon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, ſich dieſer junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Menſch er unter den Menſchen war: das wiſſen ſeine übrigen Freunde noch beſſer, als ich. Ich glaube ihnen alles, was ſie davon ſagen. Wer zu deutlichen Begriffen ſich zu erheben gewohnt iſt, kañ ja leicht ſich wieder zu klaren herabſtimmen, und es bei dieſen bewenden laſſen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben, daß dieſer feurige Geiſt nicht immer ſprühete und loderte, ſondern unter ruhiger und lauer Aſche auch wieder Nahrung an ſich zog? daß dieſes immer beſchäftigte Herz nicht zum Nachtheil ſeiner höhern Kräfte beſchäftiget war? und daß dieſen Kopf eben ſo wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten?

Weñ ich auch alſo mit Bekañtmachung dieſer Überbleibſel ſeines hellen Verſtandes weiter nichts ſuchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, ſein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, weſſen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verſchmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieſer Überbleibſel mich nicht auch bei denen rechtfertigen ſollte, denen mein junger Freund nichts war, die jezt blos den Schriftſteller in ihm ſuchen, wozu ich, mehr auf meine, als auf ſeine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort über dieſen innern Werth, erlaube man mir, am Schluſſe derſelben zu ſagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu: aber wie vieles wünſchte ich, errathen zu laſſen!

(Der Inhalt dieſer philoſophiſchen Aufſäze iſt:

1.

Daß die Sprache dem erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilt ſein kañ.

2.

Über die Natur und den Urſprung der allgemeinen und abſtracten Begriffe.

3.

Über die Freiheit.

4.

Über die mendelſohniſche Theorie vom ſittlichen Vergnügen.

5.

Über die vermiſchten Empfindungen.)

Zuſäze des Herausgebers.

Der Stof dieſer Aufſäze iſt mehrmalen der Stof unſerer Geſpräche geweſen. Weñ ich mich jezt auf alles beſinnen köñte, was darüber abgeredet worden: ſo köñte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zuſäze liefern. Zuſäze, welche weder dem einen noch dem andern, ſondern beiden gehören würden; ſo wie es ſich von allen Reſultaten freundſchaftlicher Unterredungen verſtehet, die kein Sokrates anſpiñt und heimlich leitet. Einiges wird mir beifallen.

Der *erſte Aufſaz* beziehet ſich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin, über den Urſprung der Sprache; und ich glaube, was er erweiſen ſoll, erweiſet er bündig. Die Sprache kañ den erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilet ſein. Und folglich? — Man traue dem Verfaſſer nicht zu, daß er nunmehr ſofort weiter werde geſchloſſen haben: *Folglich hat ſich der Menſch die Sprache ſelbſt erfunden.* Dieſes würde allerdings ein Drittes überſpringen heiſſen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich geweſen wäre, und ohne Zweifel das iſt, welches diejenigen, die dem Menſchen die Selbſterfindung der Sprache abſprechen, vornehmlich im Sinne haben. *Die Sprache kañ dem erſten Menſchen ſein gelehret worden:* er kañ eben ſo dazu gelangt ſein, wie noch jezt alle Kinder dazu gelangen müßen. Fraget man: wodurch? durch wen? Durch Umgang mit höhern Geſchöpfen; durch Herablaſſung des Schöpfers ſelbſt: können die Vertheidiger dieſer Meinung antworten. Laßt es ſein, können ſie ſagen, daß dieſer Umgang, dieſe Herablaſſung ſelbſt ein Wun-

der war: das, was durch dieſes Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es gieng alles dabei ſo natürlich zu, als es bei Vocalmachung der Kinder noch zugeht. Dieſes, weñ man billig ſein will, muß man gelten laſſen. Die Sache iſt nur, daß ſodañ die ganze Aufgabe von dem Urſprunge der Sprache keiner reinen philoſophiſchen Auflöſung mehr fähig iſt; indem der mittlere Fall ſich lediglich durch hiſtoriſche Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philoſoph kañ nur höchſtens eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit dazu beitragen; dieſe nämlich: Zugegeben, daß die Menſchen die Sprache ſelbſt erfinden können; weñ gleichwohl auf die Erfindung derſelben, wie ſich vermuthen läßt, eine ſo geraume Zeit, vielleicht ſo viele viele Jahrhunderte vergehen müßen: ſo war es ja wohl der Güte des Schöpfers gemäßer, zum Beſten derer, welche in dieſen ſprachloſen Zeiten ein ſo kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge ſeinen langſamen, ganz natürlichen Lauf nicht zu laſſen, ſondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit durch die in den älteſten Geſchichtſchreibern aufbewahrte Tradition zuwächſt; was für Winke oder Andeutungen hierüber ſich in dem Buche finden, das in allem Verſtande immer ſo ſchäzbar bleibt: dieſes auf's Reine zu bringen, wäre auch immer eine ſehr intereſſante Unterſuchung. Nur iſt es keine Unterſuchung für den Philoſophen, den nichts nöthigen kañ, ſich darauf einzulaſſen. Sobald der Philoſoph erwieſen hat, daß dem erſten Menſchen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilet ſein kañ; und er nunmehr zeiget, wie und wodurch ſie auf die Erfindung derſelben nicht wohl anders als fallen müßen; zugleich noch beifügt, was die Anbauung und Ausbildung dieſer Erfindung erleichtern und beſchleunigen können: ſo hat er nicht allein

alles gethan, was man von ihm erwarten darf, ſondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche einige die Hypotheſe des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweite Aufſaz iſt durch jene nämliche Aufgabe veranlaßt worden. Er ſollte den Weg bahnen, eine der vornehmſten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entſtehung der Sprache zu machen pflegt. Weil ſich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken laſſe; allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühſamen Abſtraction ſein ſollen, welche ohne Gebrauch ſymboliſcher Zeichen kaum möglich ſei: ſo müße, ſagt man, der Menſch ja wohl eine Sprache ſchon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus dieſem Zirkel iſt man auf einmal heraus, weñ man die Erklärung unſeres Verfaſſers anniṁt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abſtraction gar nicht bedarf. Deñ, geſezt auch, daß dieſe Erklärung nicht auf alle und jede allgemeinen Begriffe paſſe, ſo paßt ſie doch gewiß auf einen großen Theil derſelben, welches zu der Anwendung hinreichend iſt, die er davon machen wollte. In allen Fällen nämlich, wo das Ähnliche ſofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber ſo leicht nicht zu bemerken iſt, entſtehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorſaz haben, dergleichen durch die Abſonderung zu bilden. Und daß daher dieſer ihre Zeichen in der Sprache eben ſo früh werden geweſen ſein, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zuſammentreffen, iſt wohl ganz natürlich. Ja früher; Baum iſt ſicherlich ältern Urſprungs, als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufſaz zeiget, wie wohl der Verfaſſer ein Syſtem gefaßt hatte, das wegen ſeiner gefährlichen Folgerungen ſo verſchrieen iſt, und ge-

wiß weit allgemeiner ſein würde, weñ man ſich ſo leicht gewöhnen köñte, dieſe Folgerungen ſelbſt in dem Lichte zu betrachten, in welchem ſie hier erſcheinen. Tugend und Laſter ſo erkläret; Belohnung und Strafe hierauf eingeſchränkt: was verlieren wir, weñ man uns die Freiheit abſpricht? Etwas — weñ es etwas iſt — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unſerer Thätigkeit hier, noch zu unſerer Glükſeligkeit dort, brauchen. Etwas, deſſen Beſiz weit unruhiger und beſorgter machen müßte, als das Gefühl ſeines Gegentheils nimmermehr machen kaň. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorſtellung des Beſten wirket, wie viel willkommener ſind ſie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umſtänden bald ſo, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beſte muß. Weñ ich in dieſen Schranken ſelbſt ſo viel Fehltritte noch thu: was würde geſchehen, weñ ich mir ganz allein überlaſſen wäre? einer blinden Kraft überlaſſen wäre, die ſich nach keinen Geſezen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieſer Zufall ſein Spiel in mir ſelbſt hat? — Alſo, von der Seite der Moral iſt dieſes Syſtem geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und ſolche Einwendungen, die ſich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben ſo befremdendes Syſtem heben ließen? Das war es, was unſer Geſpräch ſo oft verlängerte, und mit Wenigem hier nicht zu faſſen ſtehet.

Was in dem vierten Auffaz erinnert wird, köm̃t jezt freilich zu ſpät. Herr Mendelſohn hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Schriften,[1]) in den Zuſäzen zu den Briefen

[1]) Von 1771, welche unſrem Verfaſſer nicht zu Geſichte gekommen.

über die Empfindungen, (S. 24.) es ſelbſt bemerkt, „daß die Sinnenluſt noch etwas anderes ſei, „als Gefühl der verbeſſerten Beſchaffenheit des Kör„pers, welche die Seele blos als Zuſchauerin wahr„nehme.“ Er ſezt hinzu, „daß den harmoniſchen „Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zu„folge der Verknüpfung zwiſchen Seele und Kör„per, ja auch wohl harmoniſche Empfindungen in „der Seele entſprechen müßen.“ Aber weñ durch dieſen Zuſaz die Frage unſeres Verfaſſers: „woher es „die Seele erfahre, daß der Körper in einen ver„beſſerten Zuſtand verſezt worden?“ beantwortet iſt: ſo iſt ſie auch dadurch gerechtfertiget. So nothwendig der Zuſaz war: ſo ſcharfſinnig war die Frage. Auch iſt es nur dieſe Frage, worauf er würde beſtanden haben, weñ er, nach reiferer Überlegung, ohne Zweifel die vermeinten zwei Erfahrungen (S. 61.) zurükgenommen hätte.

Und ſo dürften auch wohl, in dem fünften Aufſaze, verſchiedene einzelne Behauptungen richtiger zu beſtimmen, verſchiedene Erfahrungen genauer zu erwägen ſein. Z. E. ob es wahr iſt, daß der Zorn zu den vermiſchten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zuſtandes, darein wir durch ihn verſezt worden, nie ohne Unluſt erinnern? Aber dem ungeachtet bleibt auch dieſer Aufſaz noch immer ſehr ſchäzbar. Der Unterſchied des Objectiven und Subjectiven iſt wichtig, und unſer Verfaſſer iſt wenigſtens der erſte, der es zu erklären geſucht hat, warum die vermiſchten Empfindungen ſo angenehm ſind; ſo anziehender ſind, als die einfachen angenehmen Empfindungen; welches nur immer blos als unſtreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man ſtößt ſich nicht an einigen unförmlichen Poſten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müßen ſtehen laſſen. Man ſchäzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächſten komt.

Nachtrag

zu den

Dichtungen.

Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier.

Miß Sara Sampſon.

Ein

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

1 7 5 5.

Perſonen.

Sir William Sampſon.
Miß Sara, deſſen Tochter.
Mellefont.
Marwood, Mellefonts alte Geliebte.
Arabella, ein junges Kind, der Marwood Tochter.
Waitwell, ein alter Diener des Sampſon.
Norton, Bedienter des Mellefont.
Betty, Mädchen der Sara.
Hannah, Mädchen der Marwood.
Der Gaſtwirth, und einige Nebenperſonen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplaz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir William Sampſon und Waitwell treten in Reiſekleidern herein.

Sir William.

Hier meine Tochter? Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, weñ ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen kōnten? Das Gewiſſen iſt doch mehr, als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! — Sir!

Sir William. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach! ſie verdient ſie, und weñ es blutige Thränen wären.

Sir William. Nun, ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen!

Ich habe dich aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindiſchen Mine ſtralte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leutſeligkeit, einer —

Sir William. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du meine Marter durch die Erinnerung an vergangne Glükſeligkeiten noch hölliſcher machen? Ändere deine Sprache, weñ du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, weñ du kañſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme auf's neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie ſo leicht aufgehört hat, es zu ſein; ſage, daß ſie mich nie geliebt, weil ſie mich heimlich verlaſſen hat.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lüge ſagen; eine unverſchämte, böſe Lüge. Sie köñte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! ſie liebt ihn noch. Weñ Sie nur davon überzeugt ſein wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder ihn Ihren Armen.

Sir William. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſein. Ich kañ ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stüze meines Alters, und weñ ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüßen hilft, wer ſoll es deñ thun? Weñ ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen ſind beſſer, als er-

zwungene Tugenden. — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; weñ dieſe Vergehungen auch wahre Verbrechen, weñ es auch vorſezliche Laſter wären: ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer laſterhaften Tochter, als von keiner, geliebt ſein wollen.

Waitwell. Troknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth ſein, uns zu empfangen.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampſon. Waitwell.

Wirth. So früh, meine Herrn ſo früh? Willkommen! willkommen Waitwell! Ihr ſeid ohne Zweifel die Nacht gefahren? Iſt das der Herr, von dem du geſtern mit mir geſprochen haſt?

Waitwell. Ja, er iſt es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maßen — —

Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Dienſten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß, oder nicht, was für eine Urſache Sie hieher führt, und warum Sie bei mir im Verborgnen ſein wollen! Ein Wirth nimt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar geſagt, daß Sie den fremden Herrn, der ſich ſeit einigen Wochen mit ſeinem jungen Weibchen bei mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß verurſachen werden. Sie würden mein Haus in einen übeln Ruf bringen, und gewiſſe Leute würden ſich ſcheuen, bei mir abzutre-

ten. Unſereiner muß von allen Sorten Menſchen leben. — —

Sir William. Beſorget nichts; führet mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellt hat. Ich komme aus rechtſchafnen Abſichten hierher.

Wirth. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr. Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſein. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! ſie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen, und weint.

Sir William. Und weint?

Wirth. Ja, und weint. — — Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht — —

Waitwell. Halt ihn nicht länger auf.

Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe geht, und die vielleicht — —

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer — —

Wirth. Nein, Waitwell! ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun, ſo mache und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird.

Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr? (gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen. Mellefonts Zimmer.

Mellefont und hernach ſein Bedienter.

Mellefont (unangekleidet in einem Lehnſtuhle). Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: ſie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glüklich iſt er! — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glüklich ſei. — Norton!

Norton (kommend). Mein Herr!

Mellefont. Kleide mich an! — O mache mir keine ſauern Geſichter! Weñ ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Weñ du von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Mellefont. Und wohin den?

Norton. Ah, laſſen Sie ſich ankleiden, und fragen Sie mich nichts.

Mellefont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit widerfahren. Ganz recht; habe kein Mitlei-

den mit mir! Verfluche mich in deinem Herzen; aber — verfluche auch dich!

Norton. Auch mich?

Mellefont. Ja; weil du einem Elenden dieneſt, den die Erde nicht tragen ſollte, und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was?

Mellefont. Dadurch, daß du dazu geſchwiegen.

Norton. Vortreflich! In der Hize Ihrer Leidenſchaften würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hofnung zur Beſſerung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht, von dem erſten Augenblike an, führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — ich nenne ſie, was ſie waren, und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und Ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — —

Mellefont. Seze mich, ſeze mich wieder in dieſe Lebensart: ſie war Tugend in Vergleich meiner jezigen. Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe komt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſein. Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich ſelbſt verführte, wollten verführt ſein. — Aber ich hatte noch keine verwahrloſete Tugend auf meiner Seele. Ich hatte

noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglük geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer komt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es iſt Betty.

Mellefont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? (ſchluchzend) Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewog, zur Ruhe zu gehen. Sie ſchlief einige Augenblike; aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſein! Plözlich fuhr ſie in die Höhe, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglükliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſicht. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen; aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andere an Ihre Thüre geſchikt, zu hören, ob Sie ſchon auf wären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können ſie tröſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch! Das Herz muß mir ſpringen, weñ ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Mellefont. Geh, Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblik bei ihr ſein wolle. —

Betty. Nein, ſie will ſelbſt zu Ihnen kommen.

Mellefont. Nun, ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte. — Ach! — — (Betty geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Mellefont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine Ausrufung rege machen? Sieh, da läuft die erſte Thräne, die ich ſeit meiner Kindheit geweinet, die Wange herunter! — Eine ſchlechte Vorbereitung, eine troſtſuchende Betrübte zu empfangen. Warum ſucht ſie ihn auch bei mir? — Doch wo ſoll ſie ihn ſonſt ſuchen? — Ich muß mich faſſen. (Indem er ſich die Augen abtroknet) Wo iſt die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein ſchönes Auge koñte weinen ſehen? Wo iſt die Gabe der Verſtellung hin, durch die ich ſein und ſagen koñte, was ich wollte? — Nun wird ſie kommen, und wird unwiderſtehliche Thränen weinen. Verwirrt, beſchämt werde ich vor ihr ſtehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr ſtehen. Rathe mir doch, was ſoll ich thun? was ſoll ich ſagen?

Norton. Sie ſollen thun, was ſie verlangen wird.

Mellefont. So werde ich eine neue Grauſamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt ſie die Verzögerung einer Ceremonie, die jezt ohne unſer äuſſerſtes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kañ.

Norton. So machen Sie deñ, daß Sie es verlaſſen. Warum zaudern wir? warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der an-

dern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie ſollen morgen ſicher eingeſchift ſein. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß ſie einen Theil deſſelben zurükläßt, und in einem andern Lande — —

Mellefont. Alles das hoffe ich ſelbſt. — Still, ſie komt. Wie ſchlägt mir das Herz! — —

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellefont (indem er ihr entgegen geht). Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, weñ es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellefont (zum Bedienten). Verlaß uns!

Norton (im Abgehen). Ich wollte auch nicht da bleiben, und weñ mir gleich jeder Augenblik mit Gold bezahlt würde.

Siebenter Auftritt.

Sara. Mellefont.

Mellefont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müßen ſich ſezen.

Sara (ſezt ſich). Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellefont. Theuerſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben! Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont, die neunte Woche fängt heut an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den erſten Tag.

Mellefont. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich, an Ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglük zu ſehr, zu ſehr, als daß ich mir ſelbſt dieſe lezte einzige Verſüßung deſſelben rauben ſollte.

Mellefont. Wie kañ alſo meine Miß über die Verſchiebuug einer Ceremonie unruhig ſein?

Sara. Ach, Mellefont, warum muß ich einen andern Begrif von dieſer Ceremonie haben! — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darin liegt. Umſonſt habe ich es nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend verſucht, Ihre Begriffe anzunehmen, und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen, die Sie, jezt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt, ich war ſiñreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen übern Haufen. Mitten aus dem Schlafe wekten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie, mich zu quälen, verband. Was für Bilder, was für ſchrekliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gerne für Träume halten — —

Mellefont. Wie? meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte Miß, Träume! — Wie unglüklich iſt der Menſch!

Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen genug für ihn? Mußte er, ſie zu vermehren, auch noch ein weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unſerer Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten; und weñ dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen ſie, die begleitenden Einbildungen, zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſeres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensboten im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kañ meine zerrüttete Phantaſie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zur Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was ſie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie ſich meiner, und überlegen Sie, daß, weñ Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreien, dieſe eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die ſie empfindet, wirkliche Qualen ſind. — Ach, köñte ich Ihnen nur halb ſo lebhaft die Schreken meiner vorigen Nacht erzählen, als ich ſie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beſchäftigungen, ermüdet, ſank ich mit halb geſchloſſenen Augenliedern auf mein Bette zurük. Die Natur wollte ſich einen Augenblik erholen, neue Thränen zu ſammeln. Aber noch ſchlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem ſchrofſten Theile des ſchreklichſten Felſen ſahe. Sie gingen vor mir her, und ich folgte Ihnen mit ſchwankenden, ängſtlichen Schritten, die dañ und wañ ein Blik ſtärkte, welchen Sie auf mich zurükwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir ſtill zu ſtehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende!

kaũ ich deñ nichts von ihm vergeſſen? Ach! wo ihm ſein Gedächtniß eben ſo grauſame Dienſte leiſtet; wo er auch mich nicht vergeſſen kaũ! — Doch er hat mich vergeſſen. Troſt! grauſamer Troſt für ſeine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieſer bekañten Stimme umſehen wollte, gleitete mein Fuß; ich wankte und ſollte eben in den Abgrund hinabſtürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Perſon zurükgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigſten Dank abſtatten, als ſie einen Dolch aus dem Buſen zog. Ich rette dich, ſchrie ſie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewafneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödlicher Stich ſchmerzhaftes haben kaũ; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach! liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende Ihrer Pein, ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſein würde. Vergeſſen Sie das ſchrekliche Gewebe eines ſiñloſen Traumes.

Sara. Die Kraft, es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſei Liebe oder Verführung, es ſei Glük oder Unglük, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat: ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig ſein. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringſten Übertretungen ſeiner Ordnung zu ſtrafen gedrohet hat. —

Mellefont. So falle deñ alle Strafe auf mich allein!

Sara. Was kaũ auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein

dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein anderes Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſezmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen, nicht um der Welt willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt willen verbunden ſein. Und weñ ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, weñ Sie nicht wollen, für Ihre Gattin nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie ſollen unſere Verbindung ſo geheim halten, als Sie es für gut befinden; und ich will derſelben ewig unwerth ſein, weñ ich mir in den Siñ kommen laſſe, einen andern Vortheil, als die Beruhigung meines Gewiſſens, daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes ſein. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie ſich meiner Führung überlaſſen haben; bedenken Sie, daß ich ſchuldig bin, für uns weiter hinaus zu ſehen, und daß ich jezt gegen Ihre Klagen taub ſein muß, weñ ich Sie nicht, in der ganzen Folge Ihres Lebens, noch ſchmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es deñ vergeſſen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung ſchon oft vorgeſtellt.

Sara. Ich habe es nicht vergeſſen, Mellefont. Sie wollen vorher ein gewiſſes Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verſcherzen laſſen.

Mellefont. Ach Sara, weñ Ihnen alle zeitliche Güter ſo gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen ſind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieſes Wort nicht! — Sonſt klang es mir ſüß; aber jezt ſchallt mir ein ſchreklicher Donner darin!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft ſein ſoll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger ſo unſelige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unſträflicher Jahre vernichten kañ: ſo iſt kein Menſch tugendhaft; ſo iſt die Tugend ein Geſpenſt, das in der Luft zerfließet, weñ man es am feſteſten umarmt zu haben glaubt; ſo hat kein weiſes Weſen unſere Pflichten nach unſern Kräften abgemeſſen; ſo iſt die Luſt, uns ſtrafen zu können, der erſte Zwek unſeres Daſeins; ſo iſt — Ich erſchreke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihre Kleinmuth verwikeln muß! Nein, Miß, Sie ſind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglüklichen Bekañtſchaft waren. Weñ Sie ſich ſelbſt mit ſo grauſamen Augen anſehen, mit was für Augen müßen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont.

Mellefont. So bitte ich Sie deñ um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit überſehenden Liebe willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie iſt ein Tag ſchon ſo lang!

Mellefont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdañter Unſiñ eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtin die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt, als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen unſerer freien Neigungen, euch werde alle

das Unglük, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringet! — Und weñ ich ihrer nur entübriget ſein köñte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmähet, und ſie nicht einmal gewürdiget, mich darüber zu erklären. Aber jezt, jezt, da ich alle Schäze der Welt nur darum beſizen möchte, um ſie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, jezt, da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, jezt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zulezt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das Schlim̃ſte. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrift, iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen ſoll getheilt werden; und da ſie es nicht ganz mit mir genießen kañ, ſo iſt ſie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freiheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die lezten Nachrichten in dieſer Sache, deren Verzögerung allein unſern hieſigen Aufenthalt ſo langwierig gemacht hat. So bald ich ſie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblik länger hier verweilen. Wir wollen ſogleich, liebſte Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden ſollen, die ſich jezt ſchon auf das Vergnügen, Sie zu ſehen und Sie zu lieben, freuen. Und dieſe neuen Freunde ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſein — —

Sara. Dieſe ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſein? — Grauſamer! ſo ſoll dieſe Verbindung nicht in meinem Vaterlande geſchehen? So ſoll ich mein Vaterland als eine Verbrecherin verlaſſen? Und als eine ſolche, glauben Sie, würde ich Muth

genug haben, mich der See zu vertrauen? Deſſen Herz muß ruhiger oder muß ruchloſer ſein, als meines, welcher nur einen Augenblik zwiſchen ſich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein ſchwankendes Brett ſehen kañ. In jeder Welle, die an unſer Schif ſchlüge, würde mir der Tod entgegenrauſchen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu ſein dünken. — Nein, Mellefont, ſo ein Barbar können Sie gegen mich nicht ſein. Weñ ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, ſo muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieſes der Tag ſein, an dem Sie mich die Marter aller hier verweinten Tage vergeſſen lehren. Es muß dieſes der heilige Tag ſein — Ach! welcher wird es deñ endlich ſein?

Mellefont. Aber überlegen Sie deñ nicht, Miß, daß unſerer Verbindung hier diejenige Feier fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feierliche nicht kräftiger.

Mellefont. Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont! weñ ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſez gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben jezt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblik Ihres Zweifels müße der lezte meines Lebens ſein! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mich auch nur die Möglichkeit deſſelben vorausſehen laſſen?

Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausſchweifungen abzulegen kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen: aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erweken. Eine buhleriſche Marwood führte mich in ihren Striken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkañte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eines. Aberwie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und Sie kañten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken. — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand eben vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — (Indem er den Brief betrachtet) Himmel!

Sara. Sie erſchreken?

Mellefont. Aber ohne Urſache, Miß; wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſein, als Sie es wünſchen können.

Mellefont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſein wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, weñ man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellefont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont.

Mellefont (indem er ſie bis an die Scene begleitet). Ich werde den Augenblik bei Ihnen ſein, liebſte Miß.

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont (der den Brief noch anſieht). Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, weñ er nichts, als gerecht iſt!

Mellefont. Kañ es möglich ſein? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder, und erſtarre nicht vor Schreken? Iſt ſie's? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſt's! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen! Was will ſie noch von mir? — Geh, mache ſogleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch verzieh! Vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittere, es ſelbſt zu thun.

Norton (lieſt). „Es wird ſo gut ſein, als „ob ich Ihnen den längſten Brief geſchrieben hät„te, Mellefont, weñ Sie den Namen, den Sie

„ am Ende der Seite finden werden, nur einer klei-
„ nen Betrachtung würdigen wollen. —

Mellefont. Verflucht ſei ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton (lieſt weiter). „Die Mühe, Sie aus-
„ zuforſchen, hat mir die Liebe, welche mir forſchen
„ half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerin! Du entheiligſt Namen, die nur der Tugend geweiht ſind!

Norton (fährt fort). „Sie hat noch mehr ge-
„ than; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachge-
„ bracht. — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? (er reißt ihm den Brief aus der Hand, und lieſt ſelbſt.) „Sie
„ hat mich Ihnen — nachgebracht. — Ich bin hier;
„ und es ſteht bei Ihnen, — ob Sie meinen Beſuch
„ erwarten, — oder mir mit dem Ihrigen — zu-
„ vorkommen wollen. — Marwood.“ — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büßen.

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blik koſten, und Sie liegen wieder zu ihren Füßen. Bedenken Sie, was Sie thun! Sie müßen ſie nicht ſprechen, oder das Unglük Ihrer armen Miß iſt vollkommen.

Mellefont. Ich Unglüklicher! — Nein, ich muß ſie ſprechen. Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara ſuchen, und alle ihre Wuth gegen dieſe Unſchuldige auslaſſen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Mellefont. Sage nichts! — Laß ſehen, (indem er in den Brief ſieht) ob ſie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier iſt ſie. Kom̄, führe mich.

(Sie gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplaz ſtellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gaſthofe.

Marwood im Negligee. Hannah.

Marwood. Belfort hat den Brief doch richtig eingehändiget, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm ſelbſt?

Hannah. Seinem Bedienten.

Marwood. Kaum kañ ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachſicht, Liebe, Bitten, ſind die einzigen Waffen, die ich wider ihn gebrauchen darf, wo ich anders ſeine ſchwache Seite recht kenne.

Hannah. Weñ er ſich aber dagegen verhärten ſollte? —

Marwood. Weñ er ſich dagegen verhärten ſollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde raſen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber ſchon jezt.

Hannah. Faſſen Sie ſich ja! er kañ vielleicht den Augenblik kommen.

Marwood. Wo er nur gar kom̃t! Wo er ſich nur nicht entſchloſſen hat, mich feſtes Fußes bei ſich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiſte Hofnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenſtande ſeiner Liebe abzuziehen? Auf unſere Bella.

Hannah. Es iſt wahr; ſie iſt ſein kleiner Abgott; und der Einfall, ſie mit zu nehmen, hätte nicht glüklicher ſein können.

Marwood. Weñ ſein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub iſt; ſo wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich ſein. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen, unter dem Vorwande, ihm eine Art von Erziehung geben zu laſſen, die es bei mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufſicht hatte, jezt nicht anders als durch Liſt wieder bekommen können; er hatte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt, und noch den Tag vor ſeiner Flucht ausdrüklich befohlen, eine gewiſſe Marwood, die vielleicht kommen und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben würde; durchaus nicht vorzulaſſen. Aus dieſem Befehle erkenne ich den Unterſchied, den er zwiſchen uns beiden macht. Arabellen ſieht er als einen koſtbaren Theil ſeiner ſelbſt an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reizen bis zum Überdruſſe geſättiget hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach, Hannah, nichts zieht den Undank ſo unausbleiblich nach ſich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich ſie ihm erzeigt, dieſe unſeligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus ſehen ſollen, daß ſie ihren Werth nicht immer bei ihm behalten köñten? daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genuſſes beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verſchwinden müße, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unſern Geſichtern verlöſcht?

Hannah. O, Madame, von dieſer gefährlichen Hand haben Sie nach lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt

ihrer prächtigſten Blüthe ſo wenig überſchritten hat, daß ſie vielmehr erſt darauf losgeht, und Ihnen alle Tage neue Herzen feſſeln würde, weñ Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du ſchmeichelſt mir bei einer Gelegenheit, die mir alle Schmeichelei verdächtig macht. Es iſt Unſiñ von neuen Eroberungen zu ſprechen, weñ man nicht einmal Kräfte genug hat, ſich im Beſitze der ſchon gemachten zu erhalten.

Zweiter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Bediente. Madame, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu ſprechen.

Marwood. Wer?

Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bei ihm, der mir ihn angenommen hat.

Marwood. Mellefont! — Geſchwind, führt ihn herauf! (Der Bediente geht ab.) Ach Hannah, nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Mine ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch!

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. Etwa ſo?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freier! — Er komt.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont (der mit einer wilden Stellung herein tritt). Ha! Marwood —

Marwood. (die ihm mit ofnen Armen lächelnd entgegen rent). Ach, Mellefont! —

Mellefont (bei Seite). Die Mörderin! was für ein Blik!

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreiſſen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, das Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzüken? Ach ich Unglükliche, daß ich weniger ausdrüken kan, als ich fühle! — Sehen Sie, Mellefont, ſehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen ſie, dieſe Kinder der ſüßeſten Wohlluſt! — Aber ach, verlorne Thränen! ſeine Hand troknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit iſt vorbei, da mich ſolche Reden bezaubert hätten. Sie müßen jezt in einem andern Tone mit mir ſprechen. Ich komme her, Ihre lezten Vorwürfe anzuhören, und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, ſollt' ich meinen, Ihren Weg erſparen können.

Marwood. Liebſte, wunderliche Seele, warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen, einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblike vergab, in welchem ich ſie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz ſpielet, verdient diese Vorwürfe? Kommen Sie, laſſen Sie uns darüber ſcherzen.

Mellefont. Sie irren ſich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unſern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich jezt nicht ohne Abſcheu zurükſehen kañ.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, iſt ein gutes Närrchen. Es läßt ſich alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es beſſer, als Sie. Weñ es nicht das beſte, das getreueſte Herz wäre, würde ich mir wohl ſo viele Mühe geben, es zu behalten?

Mellefont. Zu behalten? Sie haben es niemals beſeſſen, ſage ich Ihnen.

Marwood. Und ich ſage Ihnen: ich beſitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, weñ ich wüßte, daß Sie auch nur noch eine Faſer davon beſäßen, ſo wollte ich es mir ſelbſt, hier vor Ihren Augen, aus meinem Leibe reiſſen.

Marwood. Sie würden ſehen, daß Sie meines zugleich herausriſſen. Und dañ, dañ würden dieſe herausgeriſſenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die ſie ſo oft auf unſern Lipen geſucht haben.

Mellefont (bei Seite). Was für eine Schlange! Hier wird das Beſte ſein, zu fliehen. —

Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen ſind, was Sie noch von mir verlangen. Aber ſagen Sie es mir ohne dieſes Lächeln, ohne dieſen Blik, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung ſchrekt.

Marwood (vertraulich). Höre nur, mein lieber Mellefont; ich merke wohl, wie es jezt mit dir ſteht. Deine Begierden und dein Geſchmak ſind jezt deine Tirannen. Laß es gut ſein; man muß ſie austoben laſſen. Sich ihnen widerſezen, iſt Thorheit. Sie werden am ſicherſten eingeſchläfert, und endlich gar überwunden, weñ man ihnen freies Feld läßt. Sie reiben ſich ſelbſt auf. Kañſt du mir nachſagen, kleiner Flattergeiſt, daß ich jemals eiferſüchtig geweſen wäre, weñ ſtärkere Reize, als die meinigen, dich mir auf eine Zeit lang abſpänſtig machten? Ich göñte dir ja allezeit dieſe Veränderung, bei der ich immer mehr gewañ, als verlor. Du kehrteſt mit neuem Feuer, mit neuer Inbrunſt in meine Arme zurük, in die ich dich nur, als in leichte Bande, und nie als in ſchwere Feſſeln, ſchloß. Bin ich nicht oft ſelbſt deine Vertraute geweſen, weñ du mir auch ſchon nichts zu vertrauen hatteſt, als die Gunſtbezeigungen, die du mir entwandteſt, um ſie gegen andre zu verſchwenden? Warum glaubſt du deñ, daß ich jezt einen Eigenſiñ gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtiget zu ſein aufhöre, oder — vielleicht ſchon aufgehört habe? Weñ deine Hize gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt; weñ du noch in dem erſten Fieber deiner Liebe gegen ſie biſt; weñ du ihren Genuß noch nicht entbehren kañſt: wer hindert dich deñ, ihr ſo lange ergeben zu ſein, als du es für gut befindeſt? Mußt du deßwegen ſo

unbeſonnene Anſchläge machen, und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellefont. Marwood, Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekañt habe, als ſeitdem ich in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundin die Liebe von der Wohlluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ei, ſieh doch! Deine neue Gebieterin iſt alſo wohl gar ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mañsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhlerhafteſten Scherze, die euch an uns gefallen; und bald entzüken wir euch, weñ wir nichts als Tugend reden, und alle ſieben Weiſen auf unſerer Zunge zu haben ſcheinen. Das Schlim̃ſte aber iſt, daß ihr das eine ſo wohl als das andere überdrüßig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnet ſein: wir verlieren unſere Mühe, euch beſtändig zu machen, einmal wie das andere. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Überſchlag machen? Nun eben biſt du im heftigſten Paroxiſmo mit ihr: und dieſem geb' ich noch zwei, auf's längſte drei Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen: der geb' ich acht Tage. Die andern acht Tage. wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen: und weñ du dieſes Erinnern ſatt haſt, ſo wirſt du dich zu der äuſſerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum die vierten acht Tage auf dieſe lezte Veränderung rechnen darf. — Das wäre nun ungefähr ein Monat. Und dieſen Monat, Mellefont, will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachſehen; nur wirſt du erlau-

ben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glüklich geweſen zu ſein. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Wiz. Gleichwohl will ich mich beiden nicht länger ausſezen. Ich gehe, und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hofnung auf meine Rükkehr in Ihre laſterhafte Sclaverei vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß Sie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich; Den Anfang deſſelben, in welchem Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, mußte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein Quäker, geſchrieben haben. Deſſen ungeachtet will ich Ihnen jezt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punkt anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe Ihre Bankozeddel, Ihre Juwelen, nie als mein Eigentum angeſehen, und jezt alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertrauet hatten.

Mellefont. Behalten Sie alles, Marwood.

Marwood. Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Perſon für ein Recht darauf? Weñ Sie mich auch nicht mehr lieben, ſo müßen Sie mir doch die Gerechtigkeit widerfahten laſſen, und mich für keine von den feilen Buhlerinen halten, denen es gleich viel iſt, von weſſen Beute ſie ſich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont. Sie ſollen den Augenblik wieder ſo reich ſein, als Sie vielleicht ohne meine Bekañtſchaft geblieben wären; und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geiſt, der mein Verderben geſchworen hat, redet jezt aus Ihnen! Eine wohllüſtige Marwood denkt ſo edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts, als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir dieſe Wiedererſtattung als etwas beſonders anrechnen ſollen. Sie koſtet mir nichts; und auch den geringſten Dank, den Sie mir dafür ſagen wollten, würde ich für eine Beſchimpfung halten, weil er doch keinen andern Siñ als dieſen haben köñte: Marwood, ich hielt Euch für eine niederträchtige Betrügerin; ich bedanke mich, daß Ihr es wenigſtens gegen mich nicht ſein wollet.

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unſtern in einen Streit von Großmuth zu verwikeln drohet, in welchem ich am ungernſten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur; aber nehmen Sie auch alles mit, was Ihr Andenken bei mir erneuern köñte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde, will ich es alsdañ noch einmal wagen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglüklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geſchlecht, Anſehen, Tugend und Gewiſſen für Sie aufgeopfert hat. Ich

will Sie an den erſten Tag erinnern, da Sie mich ſahen und liebten; an den erſten Tag, da auch ich Sie ſah und liebte; an das erſte ſtammelnde, ſchamhafte Bekeñtniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blike, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillſchweigen, weñ wir mit beſchäftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen erriethen, und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wohlluſt; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüße Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchem ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzükungen erholten. An alles dieſes will ich Sie erinnern, und dañ Ihre Kniee umfaſſen, und nicht aufhören, um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können, und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — um den Tod von Ihren Händen.

Mellefont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe und Sie anhöre. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Marwood (die ihn zurükhält). Sie müßen mich verlaſſen? Und was wollen Sie deñ, daß aus mir werde? So wie ich jezt bin, bin ich Ihr Geſchöpf: thun Sie alſo, was einem Schöpfer zukomt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehen, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind

zu ſchwach. Geh, bringe meinen Fürſprecher her, der mir vielleicht jezt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat. (Hannah geht ab.)

Mellefont. Was für einen Fürſprecher, Marwood?

Marwood. Ach, ein Fürſprecher, deſſen Sie mich nur allzu gern beraubt hätten. Die Natur wird ſeine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihrem Herzen bringen. —

Mellefont. Ich erſchreke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was ſeh' ich? Sie iſt es! — Marwood, wie haben Sie ſich unterſtehen können — —

Marwood. Soll ich umſonſt Mutter ſein? — Kom̃, meine Bella, kom̃; ſieh hier deinen Beſchüzer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm ſagen, was er noch mehr, als dein Beſchüzer, als dein Freund, ſein kañ.

Mellefont (mit abgewandtem Geſichte). Gott! wie wird es mir hier ergehen!

Arabella (indem ſie ihm furchtſam näher tritt). Ach, mein Herr! ſind Sie es? ſind Sie unſer Mellefont? — Nein doch, Madame, er iſt es nicht. — Würde er mich nicht anſehen, weñ er es wäre? Würde er mich nicht in ſeine Arme ſchließen? Er hat es ja ſonſt gethan. Ich unglükliches Kind! Womit hätte ich ihn deñ erzürnt,

dieſen Mañ, dieſen liebſten Mañ, der mir erlaubte, mich ſeine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie ſchweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unſchuldigen keinen Blik?

Mellefont. Ach! —

Arabella. Er ſeufzet ja, Madame. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ich nicht? Sie auch nicht? So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — Nein, er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel! Möchte er ihm doch alles gewähren, weñ er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; falle ihm zu Füßen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella (die vor ihm niederfällt). Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jezt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß Sie uns liebten. Verläßt man deñ die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben: deñ ich wünſchte, Sie nie zu verlaſſen. Nie; und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellefont (hält ſie zurük, indem ſie ſich niederwerfen will). Marwood, gefährliche Marwood! — Und auch du, meine liebſte Bella, (hebt ſie auf) auch du biſt wider deinen Mellefont?

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchließen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood (die ihn umarmt). Ach, ich weiß es ja, daß die Redlichkeit ihres Herzens allezeit über den Eigenſiñ Ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin ſchon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Jezt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung ſein, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur, und kehren Sie wieder mit uns zurük.

Arabella (ſchmeichelnd). O ja! thun Sie dieſes.

Mellefont. Mit euch zurükkehren? Kañ ich deñ?

Marwood. Nichts iſt leichter, weñ Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß —

Marwood. Und Ihre Miß mag ſehen, wo ſie bleibt! —

Mellefont. Ha! barbariſche Marwood! dieſe Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens ſehen! — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Weñ Sie bis auf den Grund meines Herzens geſehen hätten, ſo würden Sie entdekt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie ſelbſt. Ich ſage: wahres Erbarmen; deñ das Ihre iſt ein eigennüziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt dieſen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mañ, der bei einem langen Umgange mit unſerm Geſchlechte in der Kunſt zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein ſo junges Frauenzimmer ſich Ihre Überlegenheit an Verſtellung und Erfahrung zu Nu-

ze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren Zwek erreichten: das möchte noch hingehen; Sie können ſich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenſchaft entſchuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater ſein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtſchaffenen Greiſe die wenigen Schritte zu ſeinem Grabe noch ſo ſchwer und bitter machten; daß Sie Ihrer Luſt wegen die ſtärkſten Bande der Natur treñten: das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie alſo Ihren Fehler wieder gut, ſo weit es möglich iſt, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter ſeine Stüze wieder, und ſchiken Sie eine leichtgläubige Tochter in ihr Haus zurük, das Sie deßwegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müßen.

Mellefont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſezt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne Stirne haben, weñ ich es der unglüklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. Sobald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt vor Freuden darüber ganz auſſer ſich geweſen, und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundere mich, daß er noch nicht hier iſt.

Mellefont. Was ſagen Sie?

Marwood. Erwarten Sie nur ruhig ſeine Ankunft, und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jezt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr: ſie möchte Verdacht bekommen. Doch verſpreche ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Mellefont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen, und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie: aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder; — ich bitte. (Mellefont geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood (nachdem ſie tief Athem geholt). Sieg, Hannah! aber ein ſaurer Sieg! — Gib mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — (ſie ſezt ſich.) Eben war es die höchſte Zeit, als er ſich ergab; noch einen Augenblik hätte er anſtehen dürfen, ſo würde ich ihm eine ganz andere Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madame, was ſind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch ſehen, der Ihnen widerſtehen könte.

Marwood. Er hat mir ſchon zu lange widerſtanden. Und gewiß, gewiß, ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm faſt zu Fuße gefallen wäre.

Arabella. O nein! Sie müßen ihm alles vergeben. Er iſt ja ſo gut, ſo gut — —

Marwood. Schweig, kleine Närrin!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu faſſen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennüzigkeit, mit welcher Sie ſich erboten, alle von ihm erhaltenen Geſchenke zurükgegeben.

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! ha! (verächtlich.)

Hannah. Warum lachen Sie, Madame? Weñ es nicht Ihr Ernſt war, ſo wagten Sie in der That ſehr viel. Geſezt, er hätte Sie bei Ihrem Worte gefaßt?

Marwood. O geh! man muß wiſſen, wen man vor ſich hat.

Hannah. Nun das geſteh' ich! Aber auch Sie, meine ſchöne Bella, haben Ihre Sache vortreflich gemacht; vortreflich!

Arabella. Warum das? Koñte ich ſie deñ anders machen? Ich hatte ihn ja ſo lange nicht geſehen. Sie ſind doch nicht böſe, Madame, daß ich ihn ſo lieb habe? Ich habe Sie ſo lieb, wie ihn; eben ſo lieb.

Marwood. Schon gut; diesmal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber haſt, als ihn.

Arabella. Diesmal? (ſchluchzend.)

Marwood. Du weinſt ja wohl gar? Warum deñ?

Arabella. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beide ſo lieb, ſo lieb haben, daß ich unmöglich, weder Sie noch ihn lieber haben kañ.

Marwood. Je nun, ja!

Arabella. Ich bin recht unglüklich! — —

Marwood. Sei doch nur ſtille! — Aber was iſt das?

Sechſter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie ſchon wieder, Mellefont? (Sie ſteht auf.)

Mellefont (hitzig). Weil ich mehr nicht als einige Augenblike nöthig hatte, wieder zu mir ſelbſt zu kommen.

Marwood. Nun?

Mellefont. Ich war betrübt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andere Luft, als dieſe anſtekende Luft Ihres Zimmers, gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieſer gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigen die Ränke einer Marwood noch nicht bekañt genug?

Marwood (haſtig). Was iſt das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde dieſe Sprache ſprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurük, Sie keinen Augenblik länger in einem Irrtume von mir ſteken zu laſſen, der mich ſelbſt in Ihren Augen verächtlich machen muß.

Arabella (furchtſam). Ach! Hannah —

Mellefont. Sehen Sie mich nur ſo wüthend an, als Sie wollen. Je wüthender, je beſſer. War es möglich, daß ich zwiſchen einer Marwood und Sara nur einen Augenblik unentſchlüſſig bleiben koñte? Und daß ich mich faſt für die erſtere entſchloſſen hätte?

Arabella. Ach Mellefont! — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurükgekommen. Geben Sie mir die Hand, und folgen Sie mir nur getroſt.

Marwood (die beide zurükhält). Wem ſoll ſie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender; und lern' erſt ihre Mutter kennen!

Mellefont. Ich kenne ſie. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts. —

Marwood. Führe ſie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella! (indem er ſie zurükhalten will.)

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrin aufzuopfern?

Mellefont (bitter). Aufzuopfen? Sie machen, daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood (ſpöttiſch). Drüken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchreklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? und wer iſt Sara? Sie ſind eine wohllüſtige, eigennüzige, ſchändliche Buhlerein, die ſich jezt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſein. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und weñ ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo komt mir dieſe Keñtniß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glük —

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizt, und ſie, dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach ſelbſt anklagt? Was geht dich meine Unſchuld an, wañ, und wie ich ſie verloren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht preis geben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nicht koſtbarer, als dieſer. Was ſage ich? koſtbarer? Sie iſt ohne ihn ein albernes Hirngeſpiñſt, das weder ruhig noch glüklich macht. Er allein gibt ihr noch einigen Werth, und kañ vollkommen ohne ſie beſtehen. Mochte ich doch ſein, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheuſal, kennen lernte; genug daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat ſie es erfahren, daß ich es nicht ſei; durch meine Bereitwilligkeit blos, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben dieſe Bereitwilligkeit verdam̃t dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerſt du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunſtgriffen du ſie zu verdanken hatteſt? Ward ich nicht von dir beredet, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlaſſen köñteſt, ohne einer Erbſchaft verluſtig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir, theilen wollteſt? Iſt es nun Zeit, ihr zu entſagen? und ihr für eine andere, als für mich, zu entſagen?

Mellefont. Es iſt mir eine wahre Wohlluſt, Ihnen melden zu können, daß dieſe Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben ſein. Begnügen Sie ſich alſo nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und laſſen mich ein weit geringeres mit einer würdigern Gattin genießen.

Marwood. Ha! nun ſeh' ich's, was dich eigentlich ſo trozig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verlieren. Es ſei darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergeſſen. Und das erſte, was ich in dieſer Abſicht thun werde, ſoll dieſes ſein — Du wirſt mich verſtehen! Zittere für deine Bella! Ihr Leben ſoll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grauſamkeit ſoll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont (erſchroken). Marwood — —

Marwood. Oder weñ du noch eine grauſamere Mutter weißt, ſo ſieh ſie gedopelt in mir! Gift und Dolch ſollen mich rächen. Doch nein; Gift und Dolch ſind zu barmherzige Werkzeuge. Sie würden dein und mein Kind zu bald töden. Ich will es nicht geſtorben ſehen; ſterben will ich es ſehen! Durch langſame Marter will ich in ſeinem Geſicht jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, ſich verſtellen, verzerren und verſchwinden ſehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerven von Nerven löſen, und das kleinſte derſelben auch dañ noch nicht aufhören zu ſchneiden und zu brennen, weñ es ſchon nichts mehr ſein wird, als ein empfindungsloſes Aas. Ich — ich werde wenigſtens dabei empfinden, wie ſüß die Rache ſei!

Mellefont. Sie raſen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerſt mich, daß ich nicht gegen den rechten raſe. Der Vater muß voran! Er muß ſchon in iener Welt ſein, weñ der Geiſt ſeiner Tochter unter tauſend Seufzern ihm nachzieht. — (Sie geht mit einem Dolche, den ſie aus dem Buſen reißt, auf ihn los.) Drum ſtirb, Verräther!

Mellefont (der ihr in den Arm fällt, und den Dolch entreißt). Unſinniges Weibsbild! — Was hin-

dert mich nun, den Stahl wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müße einer ehrloſen Hand aufgehoben ſein!

Marwood (mit gerungenen Händen). Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — — geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stahl! geben Sie mir ihn wieder! und Sie ſollen es gleich ſehen, für wen er geſchliffen ward. Für dieſe Bruſt allein, die ſchon längſt einem Herzen zu enge iſt, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entſagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter Auftritt.

Hannah (erſchroken). Marwood. Mellefont.

Mellefont. Haſt du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebieterin iſt? Wiſſe, daß ich Arabellen von deinen Händen fordern werde.

Hannah. Ach Madame, wie ſind Sie auſſer ſich!

Mellefont. Ich will das unſchuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer ſo grauſamen Mutter die mörderiſchen Hände ſchon zu binden wiſſen. (Er will gehen.)

Marwood. Wohin, Mellefont? Iſt es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzens mich des Verſtandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu ſo unnatürlichen Ausſchweifungen? Sind Sie es nicht ſelbſt? Wo kan̄ Bella ſicherer ſein, als bei mir? Mein Mund tobet wider ſie, und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergeſſen Sie meine Raſerei,

und denken, zu ihrer Entſchuldigung, nur an die Urſache derſelben.

Mellefont. Es iſt nur ein Mittel, welches mich bewegen kan̄, ſie zu vergeſſen.

Marwood. Welches?

Mellefont. Wen̄ Sie den Augenblik nach London zurükkehren. Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen laſſen. Sie müßen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben.

Marwood. Gut, ich laſſe mir alles gefallen; aber eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Laſſen Sie mich Ihre Sara wenigſtens einmal ſehen.

Mellefont. Und wozu?

Marwood. Um in ihren Bliken mein ganzes künftiges Schikſal zu leſen. Ich will ſelbſt urtheilen, ob ſie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig iſt; und ob ich Hofnung haben kan̄, wenigſtens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen.

Mellefont. Nichtige Hofnung!

Marwood. Wer iſt ſo grauſam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hofnung gönnen wollte! Ich will mich ihr nicht als Marwood, ſondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bei ihr als eine ſolche. Sie ſollen bei meinem Beſuche zugegen ſein, und ich verſpreche Ihnen, bei allem was heilig iſt, ihr nicht das geringſte Anſtößige zu ſagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; den̄ ſonſt möchte ich vielleicht alles anwenden, in meiner wahren Geſtalt vor ihr zu erſcheinen.

Mellefont. Dieſe Bitte, Marwood, (nachdem er einen Augenblik nachgedacht) — — kön̄te ich Ihnen

gewähren. Wollen Sie aber auch alsdañ gewiß dieſen Ort verlaſſen?

Marwood. Gewiß; ja, ich verſpreche Ihnen noch mehr: ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit iſt, von dem Überfalle ihres Vaters befreien.

Mellefont. Dieſes haben Sie nicht nöthig. Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einſchließen wird, die er ſeiner Tochter widerfahren läßt. Will er aber dieſer nicht verzeihen, ſo werde ich auch wiſſen, wie ich ihm begegnen ſoll. — Ich gehe, Sie bei meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wort, Marwood! (Geht ab.)

Marwood. Ach Hannah! daß unſere Kräfte nicht ſo groß ſind, als unſere Wuth! Kom̃, hilf mich ankleiden. Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Weñ ich ihn nur erſt ſicher gemacht habe. Kom̃!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Saal im erſtern Gaſthofe.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Hier, Waitwell, bring ihr dieſen Brief. Es iſt der Brief eines zärtlichen Vaters, der ſich über nichts, als über ihre Abweſenheit beklaget. Sag ihr, daß ich dich damit vorweg geſchikt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich ſelbſt käme, ſie wieder in meine Arme zu ſchließen.

Waitwell. Ich glaube, Sie thun recht wohl, daß Sie ihre Zuſammenkunft auf dieſe Art vorbereiten.

Sir William. Ich werde ihrer Geſinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, alles, was ihr die Reue klägliches und erröthendes eingeben köñte, ſchon ausgeſchüttet zu haben, ehe ſie mündlich mit mir ſpricht. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung, und mir vielleicht weniger Thränen koſten.

Waitwell. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Anſehung Mellefonts beſchloſſen haben?

Sir William. Ach, Waitwell! weñ ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen köñte, ſo würde ich etwas ſehr hartes wider ihn beſchließen. Aber da dieſes nicht angeht, ſo ſiehſt du wohl, daß er gegen meinen Unwillen geſichert iſt. Ich ha-

ſe ſelbſt den größten Fehler bei dieſem Unglüke begangen. Ohne mich würde Sara dieſen gefährlichen Mañ nicht haben kennen lernen. Ich verſtattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzu freien Zutritt in meinem Hauſe. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerkſamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen mußte. Und es war eben ſo natürlich, daß ſich ein Menſch von ſeiner Denkungsart durch dieſe Achtung verleiten ließ, ſie zu etwas höherem zu treiben. Er hatte Geſchiklichkeit genug gehabt, ſie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das geringſte merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach ſeiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglük war geſchehen, und ich hätte wohl gethan, weñ ich ihnen nur gleich alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn ſein, und überlegte nicht daß ich es gegen ihn nicht allein ſein köñte. Weñ ich meine zu ſpäte Strenge erſpart hätte, ſo würde ich wenigſtens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß ſie ſelbſt zurükholen, und mich noch glüklich ſchäzen, weñ ich aus dem Verführer nur meinen Sohn machen kañ. Deñ wer weiß, ob er ſeine Marwood und ſeine übrigen Creaturen eines Mädchens wegen wird aufgeben wollen, das ſeinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelaſſen hat, und die feſſelnden Künſte einer Buhlerin ſo wenig verſteht?

Waitwell. Nun, Sir, das iſt wohl nicht möglich, daß ein Menſch ſo gar böſe ſein köñte. —

Sir William. Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre. Aber warum iſt es gleichwohl wahr, daß ſich die Gränzen der menſchlichen Bosheit noch viel weiter erſtreken? — Geh nur jezt und thu, was ich dir geſagt habe. Gib

auf alle ihre Minen Acht, weñ ſie meinen Brief leſen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend, kañ ſie die Verſtellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laſter ſeine Zuflucht nimt. Du wirſt ihre ganze Seele in ihrem Geſichte leſen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgültigkeit gegen mich, eine Verſchmähung ihres Vaters, anzeigen köñte. Deñ weñ du dieſe unglükliche Entdekung machen ſollteſt, und weñ ſie mich nicht mehr liebte: ſo hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, ſie ihrem Schikſale zu überlaſſen. Ich hoffe es, Waitwell. — Ach! wen nur hier kein Herz ſchlüge, das dieſer Hofnung widerſpricht.

(Sie gehen beide auf verſchiedenen Seiten ab.)

Zweiter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Miß Sara. Mellefont.

Mellefont. Ich habe Unrecht gethan, liebſte Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefes in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont; ich bin deßwegen ganz und gar nicht unruhig geweſen. Köñten Sie mich deñ nicht lieben, weñ Sie gleich noch Geheimniſſe vor mir hätten?

Mellefont. Sie glauben alſo doch, daß es ein Geheimniß geweſen ſei?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug ſein.

Mellefont. Sie ſind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſes Geheimniß

gleichwohl entdeke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hieſigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf dieſer Reiſe nach London hier durch, und will mich ſprechen. Sie hat zugleich um die Ehre angeſucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm ſein, Mellefont, die würdigen Perſonen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber überlegen Sie es ſelbſt, ob ich ſchon, ohne zu erröthen, einer derſelben unter die Augen ſehen darf.

Mellefont. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es iſt wahr, Miß, Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern ſchenken können. Sie müßen ſich ſchämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bei dieſem Tauſche Ihr Glük ſo weit aus den Augen geſezt.

Sara. Sie werden es ſelbſt wiſſen, wie falſch Sie meine Worte erklären.

Mellefont. Erlauben Sie, Miß; weñ ich ſie falſch erkläre, ſo können ſie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellefont. Es iſt — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir ſchon gehört haben.

Sara. Ich kañ mich nicht erinnern.

Mellefont. Darf ich bitten, daß Sie ihren Beſuch annehmen wollen?

Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellefont. Was für ein Wort! — Nein, Miß, ſie ſoll das Glük nicht haben, Sie zu ſehen. Sie wird es bedauern; aber ſie muß es ſich gefallen laſſen. Miß Sara hat ihre Urſachen, die ich auch, ohne ſie zu wiſſen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie ſchnell ſind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten, und mich der Ehre ihres Beſuchs, ſo viel wie möglich, würdig zu erzeigen ſuchen. Sind Sie zufrieden?

Mellefont. Ach, Miß, laſſen Sie mich meinen Ehrgeiz geſtehen. Ich möchte gern gegen die ganze Welt mit Ihnen prahlen. Und weñ ich auf den Beſiz einer ſolchen Perſon nicht eitel wäre, ſo würde ich mir ſelbſt vorwerfen, daß ich den Werth derſelben nicht zu ſchäzen wüßte. Ich gehe, und bringe die Lady ſogleich zu Ihnen. (Geht ab.)

Sara (allein). Weñ es nur keine von den ſtolzen Weibern iſt, die, voll von ihrer Tugend, über alle Schwachheiten erhaben zu ſein glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blike den Proceß, und ein zweideutiges Achſelzuken iſt das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen ſcheinen.

Dritter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty (zwiſchen der Scene). Nur hier herein, weñ er ſelbſt mit ihr ſprechen muß.

Sara (die ſich umſieht). Wer muß ſelbſt mit mir ſprechen? — Wen ſeh' ich? Iſt es möglich? Waitwell, dich?

Waitwell. Was für ein glüklicher Mañ bin ich, daß ich endlich unſere Miß Sara wieder ſehe!

Sara. Gott! was bringſt du! Ich hör' es ſchon, ich hör' es ſchon, du bringſt mir die Nachricht von dem Tode meines Vaters! Er iſt hin, der vortreflichſte Mañ, der beſte Vater! Er iſt hin, und ich, ich bin die Elende, die ſeinen Tod beſchleuniget hat.

Waitwell. Ach! Miß — —

Sara. Sage mir, geſchwind ſage mir, daß die lezten Augenblike ſeines Lebens ihm durch mein Andenken nicht ſchwerer wurden; daß er mich vergeſſen hatte; daß er eben ſo ruhig ſtarb, als er ſich ſonſt in meinen Armen zu ſterben verſprach; daß er ſich meiner auch nicht einmal in ſeinem lezten Gebete erinnerte. —

Waitwell. Hören Sie doch auf, ſich mit ſo falſchen Vorſtellungen zu plagen! Er lebt ja noch, Ihr Vater; er lebt ja noch, der rechtſchafne Sir William.

Sara. Lebt er noch? Iſt es wahr, lebt er noch? O, daß er noch lange leben, und glüklich leben möge! O, daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, weñ ich ihm nicht mit allen, ſo viel mir deren beſtiſt ſind, auch nur einige Augenblike zu erkaufen bereit bin! Aber nun ſage mir wenigſtens, Waitwell, daß es ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden iſt, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend ſo leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnet, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünſchet, aber nicht bedauert.

Waitwell. Ach, Sir William iſt noch immer der zärtliche Vater, ſo wie ſein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter iſt, die ſie beide geweſen ſind.

Sara. Was ſagſt du? Du biſt ein Bote des Unglüks, des ſchreklichſtens Unglüks unter allen, die mir meine feindſelige Einbildung jemals vorgeſtellet hat! Er iſt noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen! Nein, nein, das thut er nicht; das kañ er nicht thun! Siehſt du deñ nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, meine Ver-

brechen vergrößern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede ſeiner Thränen, die ich ihm auspreßte, ſo anrechnen, als ob ich bei jeder derſelben mein Laſter und meinen Undank wiederholte? Ich erſtarre über dieſen Gedanken. Thränen koſte ich ihm? Thränen? Und es ſind andere Thränen, als Thränen der Freude? — Widerſprich mir doch, Waitwell! Auf's höchſte hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlt; einige von den geſchwind überhingehenden Regungen, welche die kleinſte Anſtrengung der Vernunft beſänftiget. Zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen. Nicht war, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen?

Waitwell (indem er ſich die Augen wiſcht). Nein, Miß, dazu hat er es nicht kommen laſſen.

Sara. Ach! dein Mund ſagt nein; und deine eignen Thränen ſagen ja.

Waitwell. Nehmen Sie dieſen Brief, Miß; er iſt von ihm ſelbſt.

Sara. Von wem, von meinem Vater? an mich?

Waitwell. Ja, nehmen Sie ihn nur; Sie werden mehr daraus ſehen können, als ich zu ſagen vermag. Er hätte einem Andern, als mir, dieſes Geſchäft auftragen ſollen. Ich verſprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir dieſe Freude in Betrübniß.

Sara. Gib nur, ehrlicher Waitwell! — Doch nein, ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir ſagſt, was ungefähr darin enthalten iſt.

Waitwell. Was kan̄ darin enthalten ſein? Liebe und Vergebung.

Sara. Liebe? Vergebung?

Waitwell. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld ſind.

Sara. So behalte nur deinen grauſamen Brief.

Waitwell. Grauſamen? Fürchten Sie nichts. Sie erhalten völlige Freiheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das iſt es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben: dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben dieſe Betrübniß, ihn durch ſeine Liebe, der ich entſagt, dahin gebracht zu ſehen, daß er ſich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglükliche Leidenſchaft verleitet: das, Waitwell, das würde ich nicht ausſtehen. Weñ ſein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater in ſolchem Falle heftiges und hartes vorbringen kañ, ſo würde ich ihn zwar mit Schaudern leſen, aber ich würde ihn doch leſen können. Ich würde gegen ſeinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wiſſen, um ihn durch dieſe Vertheidigung, wo möglich, noch zorniger zu machen. Meine Beruhigung wäre alsdañ dieſe, daß bei einem gewaltſamen Zorne kein wehmüthiger Gram Raum haben könne, und daß ſich jener endlich glüklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man ſich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, nnd ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglüklich gemacht zu haben.

Waitwell. Ach! Miß, Sie werden ſich dieſen Vorwurf noch weniger machen dürfen, weñ Sie jezt ſeine Liebe wieder ergreifen, die ja alles vergeſſen will.

Sara. Du irreſt dich, Waitwell. Sein ſehnliches Verlangen nach mir verführt ihn vielleicht, zu allem ja zu ſagen. Kaum aber würde dieſes Verlangen ein wenig beruhiget ſein, ſo würde er ſich, ſeiner Schwäche wegen, vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein finſterer Unwille würde ſich ſeiner bemeiſtern, und er würde mich nie anſehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrozen mich unterſtanden habe. Ja, weñ es in meinem Vermögen ſtände, ihm bei der äuſſerſten Gewalt, die er ſich meinetwegen anthut, das Bitterſte zu erſparen; weñ in dem Augenblike, da er mir alles erlauben wollte, ich ihm alles aufopfern köñte: ſo wäre es ganz etwas anderes. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darin bewundern, und, ohne ſie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorſame Tochter zu ſeinen Füßen werfen. Aber kañ ich das? Ich würde thun müßen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm dieſe Erlaubniß zu ſtehen komme. Und weñ ich dañ am vergnügteſten darüber ſein wollte, würde es mir plözlich einfallen, daß er mein Vergnügen nur äuſſerlich zu theilen ſcheine, und in ſich ſelbſt vielleicht ſeufze; kurz, daß er mich mit Entſagung ſeiner eignen Glükſeligkeit glüklich gemacht habe. — Und es auf dieſe Art zu ſein wünſchen, traueſt du mir das wohl zu, Waitwell?

Waitwell. Gewiß, ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Sara. Es iſt nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief alſo nur wieder zurük. Weñ mein Vater durch mich unglüklich ſein muß, ſo will ich ſelbſt auch unglüklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglüklich zu ſein, das iſt es, was ich

jezt ſtündlich von dem Himmel bitte; glüklich aber ohne ihn ganz allein zu ſein, davon will ich durchaus nichts wiſſen.

Waitwell (etwas bei Seite). Ich glaube wahrhaftig, ich werde das gute Kind hintergehen müßen, damit es den Brief doch nur lieſet.

Sara. Was ſprichſt du da für dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchikten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Leſung des Briefes deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich koñte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freilich alles genauer, als es unſereiner kañ. Ich wollte Sie nicht erſchreken. Der Brief iſt vielleicht nur allzu hart; und weñ ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darin enthalten ſei, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darin enthalten zu ſein wünſchte.

Sara. Iſt das wahr — Nun ſo gib mir ihn her. Ich will ihn leſen. Weñ man den Zorn eines Vaters unglüklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allem Gefallen gegen uns auslaſſen kañ. Ihn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchäzung häufen. Ich werde ihn nach aller ſeiner Stärke empfinden. Du ſiehſt, ich zittere ſchon — Aber ich ſoll auch zittern: und ich will lieber zittern, als weinen. — (Sie erbricht den Brief.) Nun iſt er erbrochen! Ich bebe — Aber was ſeh' ich! (Sie lieſet.) „Einzige, geliebteſte Tochter!“ — Ha! du alter Betrüger! iſt das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh! weiter werde ich nicht leſen! —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knechte. Ja gewiß, ich glaube, es iſt in meinem Leben das erſtemal, daß ich mit Vorſaz betrogen habe. Wer einmal betrügt, Miß, und aus einer ſo guten Abſicht betrügt, der iſt ja deßwegen noch kein alter Betrüger. Das geht mir nahe, Miß. Ich weiß wohl, die gute Abſicht entſchuldigt nicht immer; aber was koñte ich deñ thun? Einem ſo guten Vater ſeinen Brief ungeleſen wieder bringen? Das kañ ich nimmermehr. Eher will ich gehen, ſo weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? auch du willſt ihn verlaſſen?

Waitwell. Werde ich deñ nicht müßen, weñ Sie den Brief nicht leſen? Leſen Sie ihn doch immer. Laſſen Sie doch immer den erſten vorſezlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn deſto eher vergeſſen, und ich werde mir ihn deſto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mañ, der Ihnen Ihre Urſachen, warum Sie den Brief nicht leſen können, oder wollen, freilich ſo muß gelten laſſen. Ob ſie wahr ſind, weiß ich nicht; aber ſo recht natürlich ſcheinen ſie mir wenigſtens nicht. Ich dächte nun ſo, Miß: ein Vater, dächte ich, iſt doch immer ein Vater; und ein Kind kañ wohl einmal fehlen, es bleibt deßwegen doch ein gutes Kind. Weñ der Vater den Fehler verzeiht, ſo kañ ja das Kind ſich wohl wieder ſo aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert ſich deñ gern an etwas, wovon er lieber wünſcht, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten, und glaubten, es wäre genug, weñ Sie den in Ihrer Einbildung vergrößerten, und

ſich ſelbſt mit ſolchen vergrößerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meinen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten. Und wie wollen Sie es den̄ wieder gut machen, wen̄ Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kan̄ es Ihnen den̄ ſauer werden, den andern Schritt zu thun, wen̄ ſo ein lieber Vater ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kan̄ ich nicht aushalten, daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du den̄? Thut er den̄ nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun; ich kan̄ ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entfernet, ſo weit muß er ſich zu mir herablaſſen. Wen̄ er mir vergibt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben, und ſich noch dazu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauern zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weiß nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich däucht, Sie wollen ſagen, er müße Ihnen gar zu viel vergeben; und weil ihm das nicht anders als ſehr ſauer werden kön̄te, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wen̄ Sie das meinen, ſo ſagen Sie mir doch: iſt den̄ nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glüklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigenmale, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas ſanftes, ſo etwas beruhigendes, ſo etwas him̄liſches dabei, daß ich mich nicht entbrechen kon̄te, an die große unüberſchwängliche Seligkeit Gottes zu denken, deſſen ganze Erhaltung der elen-

den Menſchen ein immerwährendes Vergeben iſt. Ich wünſchte mir, alle Augenblike verzeihen zu können, und ſchämte mich, daß ich nur ſolche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht ſchmerzhafte Beleidigungen, recht tödliche Kränkungen zu vergeben, ſagt' ich zu mir ſelbſt, muß eine Wohlluſt ſein, in der die ganze Seele zerfließt. — Und nun, Miß, wollen Sie deñ ſo eine große Wohlluſt Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — Rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weiß wohl, es gibt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil ſie keine zu erzeigen gelernt haben. Es ſind ſtolze, unbiegſame Leute, die durchaus nicht geſtehen wollen, daß ſie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, ſind Sie nicht. Sie haben das liebreichſte und zärtlichſte Herz, das die Beſte Ihres Geſchlechts nur haben kañ. Ihren Fehler bekennen Sie auch. Woran liegt es deñ nun alſo noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß; ich bin ein alter Plauderer, und hätte es gleich merken ſollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Beſorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit ſei. Leute, die eine große Wohlthat gleich ohne Bedenken annehmen können, ſind der Wohlthat ſelten würdig. Die ſie am meiſten verdienen, haben auch immer das meiſte Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Doch muß das Mißtrauen nicht über ſein Ziel getrieben werden.

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube, du haſt mich überredet.

Waitwell. Ach Gott! weñ ich ſo glüklich geweſen bin, ſo muß mir ein guter Geiſt haben reden helfen. Aber nein, Miß; meine Reden haben dabei nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zei:

gelaſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O! leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell. — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen!

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sei ſtill! (Sie fängt an vor ſich zu leſen.)

Waitwell (bei Seite). O! weñ er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara (nachdem ſie einige Augenblike geleſen). Ach, Waitwell, was für ein Vater! Er neñt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! (Sie lieſet weiter und unterbricht ſich wieder.) Höre doch! er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! (Lieſet und unterbricht ſich) Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? ſeine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich deñ? — (Lieſet vor ſich.) Er bittet mich, ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen, und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Übereilte Strenge! — Zu ſtrafen! — (Lieſet wieder und unterbricht ſich) Noch mehr! Nun dankt er mir gar, und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Weñ er doch nur auch ſagte, daß ſie ihn zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lehren! (Sie lieſet wieder) Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. (Sie fährt weiter fort vor ſich zu leſen.) Er will kommen, und ſeine Kinder ſelbſt zurükholen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Hab' ich auch recht geleſen? (Sie lieſet

wieder vor ſich.) — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzu wohl ſein Sohn zu ſein, ohne welchen er keine Tochter haben könne. — O! hätte er ſie nie gehabt, dieſe unglükliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein! Er verlangt eine Antwort, und ich will ſie ſogleich machen. Frag in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdeſſen für deine Mühe. Du biſt ein rechtſchafner Mañ. Es ſind wenige Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beſchämen Sie mich nicht, Miß. Weñ alle Herren Sir Williams wären, ſo müßten die Diener Unmenſchen ſein, weñ ſie nicht ihr Leben für ſie laſſen wollten. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara.

(Sie ſezet ſich zum Schreiben nieder.) Weñ man mir es vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich auf einen ſolchen Brief würde antworten müßen! Und unter ſolchen Umſtänden! — Ja, die Feder hab' ich in der Hand. — Weiß ich aber auch ſchon, was ich ſchreiben ſoll? Was ich denke; was ich empfinde. — Und was empfindet man deñ, weñ das Herz vor lauter Empfinden in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch ſchreiben. — Ich führe ja die Feder nicht das erſtemal. Nachdem ſie mir ſchon ſo manche kleine Dienſte der Höflichkeit und Freundſchaft abſtatten helfen: ſollte mir ihre Hülfe wohl bei dem wichtigſten Dienſte entſtehen? — (Sie denkt ein wenig nach, und ſchreibt darauf einige Zeilen.) Das ſoll der Anfang ſein? Ein ſehr froſtiger Anfang. Und werde ich deñ bei ſeiner Liebe anfangen wollen?

Ich muß bei meinem Verbrechen anfangen. (Sie ſtreicht aus und ſchreibt anders.) Daß ich mich ja nicht zu obenhin davon ausdrüke! — Das Schämen kañ überall an ſeiner rechten Stelle ſein, nur bei dem Bekeñtniſſe unſerer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten, in Übertreibungen zu gerathen, weñ ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun geſtört werden!

Fünfter Auftritt.

Marwood. Mellefont. Sara.

Mellefont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzuſtellen, welche eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß, daß ich ſo frei bin, mich mit meinen eignen Augen von dem Glüke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, weñ mich nicht gleich der erſte Anblik überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzu viel Ehre, Lady. Eine Schmeichelei, wie dieſe, würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben; jezt aber ſollte ich ſie faſt für einen verſtekten Vorwurf annehmen, weñ ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Überlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglükliche fühlen zu laſſen.

Marwood (kalt). Ich würde untröſtlich ſein, Miß, weñ Sie mir andere, als die freundſchaftlichſten Geſinnungen zutrauten. (Bei Seite) Sie iſt ſchön!

Mellefont. Und wäre es deñ auch möglich, Lady, gegen ſo viel Schönheit, gegen ſo viel Beſcheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man ſagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer ſelten von einem andern Gerechtigkeit erwieſen werde: allein dieſes iſt auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel ſind, und auf der andern nur von ſolchen zu verſtehen, welche ſich ſelbſt keiner Vorzüge bewußt ſind. Wie weit ſind Sie beide von dieſem Falle entfernt! (Zur Marwood, welche in Gedanken ſteht) Iſt es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger als parteiiſch geweſen iſt? Iſt es nicht wahr daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht ſo viel geſagt habe, als Sie ſelbſt finden? — Aber warum ſo in Gedanken? — (Sachte zu ihr) Sie vergeſſen, wer Sie ſein wollen.

Marwood. Darf ich es ſagen? — Die Bewunderung Ihrer lieben Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schikſals. Es ging mir nahe, daß ſie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genießen ſoll. Ich erinnerte mich, daß ſie einen Vater, und, wie man mir geſagt hat, einen ſehr zärtlichen Vater verlaſſen mußte, um die Ihrige ſein zu können; und ich koñte mich nicht enthalten, ihre Ausſöhnung mit ihm zu wünſchen.

Sara. Ach! Lady, wie ſehr bin ich Ihnen für dieſen Wunſch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wiſſen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verſtehen Sie dieſes, Miß?

Marwood (bei Seite). Was will das ſagen?

Sara. Eben jezt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellefont. Geſchwind reiſſen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was hab' ich zu fürchten? Was hab' ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und weñ er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſein, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jezt durch ein Band verknüpft, das man aus eigenſinnigen Abſichten zu trennen wohl unterlaſſen müßte. In dieſem Augenblik empfinde ich alles das Unglük, das unſer entdekter Aufenthalt für mich nach ſich ziehen kañ. — Er wird kommen und ſie aus meinen Armen reiſſen. — Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! (Mit einem zornigen Blik gegen die Marwood.)

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Ihre Unruhe für mich! Und wie glüklich ſind wir beide, daß ſie vergeblich iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — (Gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief vor ſich lieſet) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach, er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood (betroffen). Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache, dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergibt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? (da er ihr den Brief wieder gibt) Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus Ihrem Auge ſchleicht, ſagt weit mehr, als Ihr Mund ausdrüken köñte.

Marwood (bei Seite). Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O! laſſen Sie mich dieſe Thräne von Ihrer Wange küſſen.

Mellefont. Ach, Miß, warum haben wir einen ſo göttlichen Mañ betrüben müßen! Ja wohl, einen göttlichen Mañ: deñ was iſt göttlicher, als Vergeben? — Hätten wir uns dieſen glüklichen Ausgang nur als möglich vorſtellen können: gewiß, ſo wollten wir ihn jezt ſo gewaltſamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unſern Bitten zu verdanken haben. Welche Glükſeligkeit wartet auf mich! Wie ſchmerzlich wird mir aber auch die eigene Überzeugung ſein, daß ich dieſer Glükſeligkeit ſo unwerth bin!

Marwood (bei Seite). Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie durch ſolche Geſinnungen meine Liebe gegen Sie!

Marwood (bei Seite). Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortrefliche Lady, müßen den Brief meines Vaters leſen. Sie ſcheinen allzu viel Antheil an unſerem Schikſale zu nehmen, als daß Ihnen ſein Inhalt gleichgültig ſein köñte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? (ſie nimt den Brief.)

Sara. Aber, Lady, Sie ſcheinen noch immer ſehr nachdenkend, ſehr traurig. —

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont (bei Seite). Himmel! wo ſie ſich verräth!

Sara. Und warum deñ?

Marwood. Ich zittere für ſie beide. Köñte dieſe unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verſtellung ſein? eine Liſt?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Leſen Sie nur, und Sie werden es ſelbſt geſtehen. Die Verſtellung bleibt immer kalt, und eine ſo zärt-

liche Sprache iſt in ihrem Vermögen nicht. (Marwood lieſet vor ſich.) Werden Sie nicht argwöhniſch, Mellefont; ich bitte Sie. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kan̄. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekan̄tes Laſter.

Mellefont. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Man̄ noch nicht ken̄t, den er trift.

Sara (indem ihr Marwood den Brief zurükgibt). Was ſeh' ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellefont (bei Seite). In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht!

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehen wird. Die Nachtluft muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſein.

Mellefont. Sie erſchreken mich, Lady. — Iſt es Ihnen nicht gefällig, friſche Luft zu ſchöpfen? Man erholt ſich in einem verſchloſſenen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wen̄ Sie meinen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſein.

Sara. So hoffe ich den̄, Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wen̄ Sie erlauben, Miß — (Mellefont führt ſie ab.)

Sara (allein). Die arme Lady! — Sie ſcheinet die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſein; aber mürriſch und ſtolz ſcheinet ſie doch auch nicht. —

Ich bin wieder allein. Kañ ich die wenigen Augenblike, die ich es vielleicht ſein werde, zu etwas beſſerem als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (Sie will ſich niederſezen zu ſchreiben.)

Sechſter Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein ſehr kurzer Beſuch.

Sara. Ja, Betty. Es iſt Lady Solmes; eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ſie gähling eine kleine Schwachheit an. Wo iſt ſie jezt?

Betty. Mellefont hat ſie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So iſt ſie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie anſehe, Miß — Sie müßen mir meine Freiheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es iſt etwas ruhiges, etwas zufriedenes in Ihren Bliken. Lady muß ein ſehr angenehmer Beſuch, oder der alte Mañ ein ſehr angenehmer Bote geweſen ſeyn.

Sara. Das lezte, Betty, das lezte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich leſen laſſen! Dein gutes Herz hat ſo oft mit mir geweint; nun ſoll es ſich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glüklich ſein, und dich für deine guten Dienſte belohnen können.

Betty. Was hab' ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienſte leiſten können?

Sara. Du hätteſt mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehr leiſten können, als

in dieſen neun Wochen. — Sie ſind vorüber! — Kom̃ nur jezt, Betty; weil Mellefont vielleicht wieder allein iſt, ſo muß ich ihn noch ſprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es ſehr gut ſein würde, wen̄ er zugleich mit mir an meinen Vater ſchriebe, dem ſeine Dankſagung ſchwerlich unerwartet ſein dürfte. Kom̃! (Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Saal.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rükkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurükzubringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kan̄ den Augenblik nicht erwarten, da ich ſie auf's neue in dieſe Arme ſchließen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtrekt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenbliken meines Kummers geweſen! Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glüke ſein! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wen̄ er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuziehet. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher. — Doch der Gott, der ſich jezt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſe überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zulezt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir

eine Tochter wiedergeben, damit ich über ſeine Abforderung aus dieſem Leben murren müßte? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in der lezten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſein zu dürfen. Dank ſei dir, ewige Güte! Wie ſchwach iſt der Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie mir es nur, ich habe faſt ſo viel bei Ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: deñ der Schmerz eines Vaters mag wohl bei ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſein.

Sir William. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als meinen Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändigeres Alter zu genießen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben: in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedies aufgehoben. — Nur dasmal ſei noch der alte Diener, auf den ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gib Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kañſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thu. Er iſt eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienſte gönnen. Ja gewiß, das iſt er.

(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. Sara.

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun, das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont; nehmen Sie mir den größern Antheil, den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt: deñ er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — Aber iſt es deñ gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich, ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein, ich bin nicht blos in einem Traume, ich bin wirklich glüklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte, glüklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint mir dieſer Strahl von Glükſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheinet mir nur darum ſo ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dikſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht laſſe,

deren Schreklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glüks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertreñlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark jezt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Jezt eilt es wieder, als ob es die lezten Schläge wären, die es gern recht ſchnell hinter einander thun wollte. Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts, welche plözliche Überraſchungen nicht anders als verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſezen. Keiner ſeiner Schläge zielet auf das Zukünftige; und wir ſind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebſte Sara — weñ wir des Bluts mechaniſche Drükungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deßwegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſogleich ſchreiben, und Sir William, hoffe ich, ſoll mit den Betheuerungen meiner Reue, mit den Ausdrükungen meines gerührten Herzens, und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſein.

Sara. Sir William? Ach, Mellefont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, Ihr Vater, Mellefont — —

Mellefont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater! — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüßen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüßen Namen, Mutter, verlernen —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — mir ward es ſo gut nicht, ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — Gott! ich ward eine Muttermörderin wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — ſo wäre ich auch eine Vatermörderin geworden! Aber nicht ohne mein Verſchulden; eine vorſezliche Vatermörderin! — Und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblike, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele komt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab' ich ihm — ich habe ſie ihm geraubt. Weñ ihn ſein Schikſal auch noch ſo alt und lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, weñ eine zärtliche Mutter die Führerin meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich bliken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tiranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſein. Warum wünſche ich mir deñ alſo das, was mir das weiſere Schikſal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; einen Vater, der auch Sie ungenoſſene Eltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein, und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beimeſſen will. — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt die natürliche,

fürchtſame Schwierigkeit, ſich in ein groſses Glük zu finden. — Ach, Ihr Herz machte weniger Bedenken, ſich unglüklich zu glauben, als es jezt, zu ſeiner eigenen Pein, macht, ſich für glüklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, weñ er ſchon wieder ſtill ſizt, die äuſſern Gegenſtände mit ihm herumzugehen ſcheinen: ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurük, die wir ihrer eigenen Abſchwächung überlaſſen müſsen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont, ich glaube es: weil Sie es ſagen; weil ich es wünſche. — Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen, und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen leſen, weñ ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Mellefont. Jedes Wort ſoll Ihrer Beurtheilung unterworfen ſein; nur das nicht, was ich zu Ihrer Rettung ſagen muſs: deñ ich weiſs es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig, als Sie ſind. (Indem er die Sara bis an die Scene begleitet.)

Zweiter Auftritt.

Mellefont.

(Nach dem er einigemal tiefſinnig auf und nieder gegangen.)

Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? für einen Thoren? oder für

einen Böſewicht? — oder für beides? — Herz, was für ein Schalk biſt du! — Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſein mag. — Ich lieb' ihn? Ja, gewiß, gewiß ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tauſend Leben für ſie aufopfern, für ſie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt' es; jezt gleich ohne Anſtand wollt' ich es. — Und doch, doch — ich erſchreke, mir es ſelbſt zu ſagen — und doch — wie ſoll ich es begreifen! — und doch fürchte ich mich vor dem Augenblike, der ſie auf ewig, vor dem Angeſichte der Welt, zu der Meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden; deñ der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo waren ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſein. — Aber bin ich es deñ nicht ſchon? — Ich bin es freilich, und bin es mit Vergnügen. — Freilich bin ich ſchon ihr Gefangener. — Was will ich alſo? — Das! — Jezt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frei herum gehen läßt: das ſchmeichelt. Warum kañ es dabei nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden, und auch ſogar den elenden Schatten der Freiheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anderes! — Sara Sampſon, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! Sara Sampſon, meine Ehegattin! — Die Hälfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! und die andere Hälfte — wird verſchwinden. — Ich Ungeheuer! — und bei dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihren Vater ſchreiben! — Doch es ſind keine Geſinnungen; es ſind Einbildungen; vermaledeite Einbildungen, die mir durch

ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Mellefont.

Mellefont. Du ſtöreſt mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie alſo, mein Herr — (indem er wieder zurükgehen will.)

Mellefont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtöreſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört, und ich komme, Ihnen dazu Glük zu wünſchen.

Mellefont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glüklich machen.

Mellefont. Wen̄ er es will — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit widerfahren — ſo will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wen̄ Sie dieſes erkennen, ſo will er es auch Ihretwegen.

Mellefont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gerüſtete Rache eine ganze ſündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verſchonen: ſo kan̄ er ja wohl auch einen Verbrecher dulden, wen̄ eine ihm gefällige Seele an dem Schikſale deſſelben Antheil nim̄t.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drükt ſich die Freude nicht etwas anders aus!

Mellefont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frei reden? (indem er ihn ſcharf anſieht.)

Mellefont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bei Ihnen entſchuldigen, weñ ich von nun an ſeltner ſchweige.

Mellefont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas beſſeres ſein köñte, weñ er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuße, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Mellefont. Mit mir? Und warum ſagſt du das jezt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte.

Mellefont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzükung zu finden.

Mellefont. Nur der Pöbel wird gleich auſſer ſich gebracht, weñ ihn das Glük einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bei Vornehmern durch tauſend unnatürliche Vorſtellungen verderbt und geſchwächt wird. Allein in Ihrem Geſichte iſt noch etwas anderes als Mäßigung zu leſen. Kaltſiñ, Unentſchloſſenheit, Widerwille — —

Mellefont. Und weñ auch! Haſt du es ver-

geſſen, wer noch auſſer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Köñte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — Sie beunruhiget etwas anderes. Und ich will mich gern geirret haben, weñ Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht in einen Stand, der ſich ſo wenig zu Ihrer Denkungsart ſchikt — —

Mellefont. Norton! Norton! du muſt ein erſchreklicher Böſewicht entweder geweſen ſein, oder noch ſein, daß du mich ſo errathen kañſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht läugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt, daß ich meine Sara ewig lieben werde: ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll, — ſoll! — Aber beſorge nichts; ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meinſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freier zu ſein, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Vorurtheilen zu Hülfe kommen, und ich fürchte, ich fürchte, — —

Mellefont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurükreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht gejagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Mellefont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand, (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen.) als ſie mir in der ſchreklichſten Wuth das Herz damit durchſtoßen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherin hat Arabellen bei ſich.

Norton. Arabellen?

Mellefont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können, durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehoft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen, und Ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solmes hier geſollt?

Mellefont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerin mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachſicht, theils aus Übereilung, theils aus Begierde, ſie durch den Anblik der Beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellefont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabei, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben; und das Schlimſte, was bei ihrem unbekañten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmeres.

Norton. Danken Sie dem Himmel, daß es ſo ruhig abgelaufen.

Mellefont. Es iſt noch nicht ganz vorbei, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unbäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag ſie doch! Die Weſpe, die den Stachel verloren hat, (indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt,) kañ doch weiter nichts als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, weñ ſie zu überläſtig damit wird. — Hör' ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, weñ Sie es iſt. — Sie iſt es. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wiederkommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß Ihre Unbäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hierher zu bemühen.

Marwood. Ich danke Ihnen, Mellefont, weñ Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, weñ Sie etwas anderes damit meinen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur Ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, weñ ich wüßte, daß Sie es

für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen — —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen; aber ſie iſt gleichwohl nichts weniger wahr. — Sie hat mir ſehr wohl gefallen.

Mellefont. Dieſe Unparteilichkeit entzükt mich. Aber wär' es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu ſchäzen mußte, eine ſchlechte Wahl treffen könte!

Marwood. Mit dieſer Schmeichelei, Mellefont, wen̄ es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſaze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſaz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſein. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beibehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er ſich zu unſerer ehemaligen Vertraulichkeit ſchikt

Marwood. Ehemaligen Vertraulichkeit? Ich will nicht daran erinnert ſein. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen; und es kom̄t wenig auf die Art an, mit welcher es geſchieht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kañ ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen Sie es gleich jezt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichtümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſizen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſeres laſſen könte, als die Schande, von mir geboren zu ſein.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſezen. Weñ ſie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von mir zu beſizen vergißt. Ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glük, obſchon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood, ich danke Ihnen in allem Ernſte, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den blos die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William iſt ein zu guter alter Narr: er muß anders denken, als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt' ich — —

Mellefont. Marwood! — —

Marwood. Es iſt wahr; Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — Werde ich der Miß mein Abſchiedscompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, weñ Sie auch wegreiſeten, ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will auch unter keinem fremden Namen für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Weñ Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten, eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bei Ihnen rege machen muß — —

Marwood (ſpöttiſch lächelnd). Sie haben eine beſſere Meinung von ſich ſelbſt, als von mir. Weñ Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihrentwegen untröſtlich ſein müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bei mir rege machen? gewiſſe? O ja — aber keine gewiſſer, als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mañ lieben kañ.

Mellefont. Allerliebſt, Marwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gern gewünſcht hätte: ob es mir gleich, wie ich ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, weñ wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, weñ nur das gährende Herz erſt ausgebrauſet hat. — Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblike allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen holen.

Fünfter Auftritt.

Marwood.

(Indem ſie um ſich herum ſieht.) Bin ich allein? — Kañ ich unbemerkt einmal Athem ſchöpfen,

und die Muskeln des Geſichts in ihre natürliche Lage fahren laſſen? — Ich muß geſchwind einmal in allen Minen die wahre Marwood ſein, um den Zwang der Verſtellung wieder aushalten zu konnen. — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der ohnmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, weñ mir ein Tirañ ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Bliz anvertrauen wollte. — Doch weñ du mich nur zu meinem Zweke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheinet noch ſichrer werden zu wollen. Weñ mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kañ: ſo — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſein; die Verläumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verläumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, weñ ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurükließen. — Still! ſie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoßene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretner Wurm, der ſich krümmet, und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergeblich geweſen iſt.

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Mellefont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kañ es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſein.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen.

Marwood. Morgen mit dem Früheſten.

Mellefont. Morgen mit dem Früheſten, Lady? Ich glaubte, noch heute.

Sara. Unſere Bekañtſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Vorbeigehen an. Ich ſchmeichle mir, in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdiget zu werden.

Marwood. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, Miß.

Mellefont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß dieſe Bitte der Lady aufrichtig iſt; ob ich Ihnen gleich vorausſagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wieder ſehen werden. Lady wird ſich mit uns ſehr ſelten an einem Orte aufhalten können — —

Marwood (bei Seite). Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine ſehr angenehme Hofnung rauben.

Marwood. Ich werde am meiſten dabei verlieren, glükliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erſt morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. (Bei Seite) Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebſte Miß, es wird gut ſein, weñ wir unſerer Antwort ungeſäumt nachfolgen? Sir William kañ unſere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willſt du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu ſprechen.

Marwood (bei Seite). Ha! nun komt es darauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady, iſt es Ihnen gefällig, Ihren Beſuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird ſo gütig ſein, und bis zu Ihrer Zurükkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr. — Er will Sie nur auf ein Wort ſprechen. Er ſagt, er habe keinen Augenblik zu verſäumen. —

Mellefont. Geh nur; ich will gleich bei ihm ſein. — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche ſein wird, deſſen ich gegen Sie gedacht habe. (Betty geht ab.)

Marwood (bei Seite). Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Weñ Sie es deñ befehlen — Miß, ſo muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont. Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes ſo lange unterhalten zu dürfen?

Mellefont. Sie wollen es, Miß? —

Sara. Halten Sie ſich nicht auf, liebſter Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder. Aber mit einem freudigern Geſichte, will ich wünſchen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Laſſen Sie ſich nichts anfechten: ich bin begieriger, zu ſehen, ob Sie allenfalls auf eine gute Art mich einer Erbſchaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Beſize derſelben zu wiſſen.

Mellefont. Ich gehorche. (Warnend) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblik wieder hier. (Geht ab.)

Marwood (bei Seite). Glüklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont ſagt ſeine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch, Lady? —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzu gewohnt, als daß ich ſo etwas bemerken köñte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſezen?

Marwood. Weñ Sie befehlen, Miß — (bei Seite, indem ſie ſich ſezen.) Ich muß dieſen Augenblik nicht ungebraucht vorbeiſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glüklichſte Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Weñ ſich Mellefont in ſein Glük zu finden weiſs, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mañsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich ſchäzbarer —

Marwood. Offenherzig — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſein, ein Übel, das man zeigen köñte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bei meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marwood. Aber weñ Mellefont auch mein Bruder wäre, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Perſon meines Geſchlechts gegen ihn annehmen würde, weñ ich bemerkte, daß er nicht rechtſchaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer ſollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwieſen wird, zu Beleidungen des ganzen Geſchlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schweſter und Mutter des Schuldigen, Antheil zu nehmen, ſich nicht bedenken müßten.

Sara. Dieſe Anmerkung — —

Marwood. Iſt ſchon dañ und wañ in zweifelhaften Fällen meine Richtſchnur geweſen.

Sara. Und verſpricht mir — ich zittere —

Marwood. Nein, Miß, weñ Sie zittern wollen, ſo laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen. —

Sara. Grauſame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkañt werde. Ich wenigſtens, weñ ich mich in Gedanken an Miß Sampſons Stelle ſeze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit deſſen Schikſale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat angeſehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht ſchon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn, wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben ſollen, ehe er von mir etwas wußte? Kañ ich die Einzige zu ſein verlangen, die für ihn Reize genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht ſelbſt geſtehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, beſtrebt habe? Iſt er nicht liebenswürdig genug, daß er bei mehrern dieſes Beſtreben hat erweken müßen? Und iſt es nicht natürlich, weñ mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hize und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidiget habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebt worden ſein. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; deñ oft, glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldiget, die es, immer zu bleiben, ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheint nicht die ſtrengſte zu ſein.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwege gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſein. Deñ hier kom̃t es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bei der Liebe ſezt; ſondern blos darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, weñ ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Weñ, zum Exempel, ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt: ſo iſt dieſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglük, weñ er eine Laſterhafte deßwegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber, Miß, kennen Sie deñ dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung Mellefonts.

Marwood. Mellefonts? Iſt es Ihnen deñ nie beigefallen, daß Mellefont in ſeiner eigenen Sache nichts anderes, als ein ſehr ungültiger Zeuge ſein kañ?

Sara. — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln, weñ Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeinte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweien wollten, die ſich nur deßwegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten

Perſonen unſeres Geſchlechts ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweien, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzählen?

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady; nur mit dem Beding, daß Sie davon aufhören, ſobald Mellefont zurükkomt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundiget; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen köñte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, weñ ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwöhnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſein, Ihre Maßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Witwe, als ſie Mellefont bei einer ihrer Freundinen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt ſein würde. Ihr guter Name ohne Flekken. Ein Einziges fehlt ihr: — Vermögen. Alles, was ſie beſeſſen hatte — und es ſollen anſehnliche Reichtümer geweſen ſein, — hatte ſie für die Befreiung eines Mannes aufgeopfert, dem ſie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem ſie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand ſchenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem beſſern Gemälde prangte!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward ſie von Perſonen geſucht, die nichts eifriger wünſchten, als ſie glüklich zu machen. Unter dieſen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernſtlich, und der Überfluß, in welchen er die Marwood zu ſezen verſprach, war das Geringſte, worauf er ſich ſtüzte. Er hatte es bei der erſten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennüzigen zu thun habe, ſondern mit einem Frauenzimmer, voll des zärtlichſten Gefühls, welches eine Hütte einem Palaſte würde vorgezogen haben, weñ ſie in jener mit einer geliebten, und in dieſem mit einer gleichgültigen Perſon hätte leben ſollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady; oder ich möchte ſie am Ende bedauern müßen.

Marwood. Mellefont war eben im Begriffe, ſich auf die feierlichſte Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm ſein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläuftige Anverwandte zu heirathen. Hatte Marwood ſeinetwegen reichere Verbindungen ausgeſchlagen, ſo wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieſer Erbſchaft eher nichts zu ſagen, als bis er ſich derſelben durch ſie würde verluſtig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weiß es beſſer, als ich, daß Mellefont das edelſte Herz beſizt!

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem Abende, wozu ſich Mellefont ihretwegen entſchloſ-

ſen hätte. Mellefont kam des Morgens, ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worin ſie ihm entdekte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie läugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deßwegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſein, die er nothwendig einmal bereuen müße. Sie erlaſſe ihm ſein Verſprechen, und erſuche ihn, ohne weiteres Bedenken, durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung, in den Beſiz eines Vermögens zu treten, welches ein Mañ von Ehre zu etwas wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeichelei damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortrefliche Geſinnungen? Lady Solmes kañ derſelben wohl fähig ſein, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wider ſie eingenommen ſind. — Mellefont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchikte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen; und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer, von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart, nicht. — Er fand ſie, ſag' ich; und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen; und alles, was er von ihr erhalten koñte, war dieſes, daß ſie nach London zurükzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſezen, bis die An-

verwandte, des langen Verzögerns überdrüßig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſei. Unterdeſſen koñte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Mellefont entbrechen, die eine lange Zeit nichts als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Gränzen der Freundſchaft zurükgewieſen hat. Aber wie unmöglich iſt es, daß ein hiziges Temperament dieſe engen Gränzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſizt alles, was uns eine Mañsperſon gefährlich machen kañ. Niemand kañ hievon überzeugter ſein, als Miß Sampſon ſelbſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet, und ſeufzet noch.

Sara. Genug, Lady, genug. Dieſe Wendung, ſollte ich meinen, war mehr als eine bittere Gloſſe, die es Ihnen mir zu ſagen beliebte.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht, zu beleidigen, ſondern blos die unglükliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen köñten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſeze gültig machen zu laſſen. Wie glüklich wäre Marwood, weñ ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glüklich, weñ nicht eine jammernde Tochter dasjenige der ganzen Welt entdekte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was ſagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglükliche Tochter verlieret durch die Dazwiſchenkunft der Sara

Sampſon alle Hofnung, ihre Eltern jemals ohne Abſcheu nennen zu können.

Sara. Schrekliche Nachricht! Und dieſes hat mir Mellefont verſchwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen ſicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verſchwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was köñte er mir noch mehr verſchwiegen haben!

Marwood. Dieſes, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie töden mich, Lady!

Marwood. Es iſt unglaublich, daß ſich eine Liebe, welche länger als zehn Jahre gedauert hat, ſo geſchwind verlieren könne. Sie kañ zwar eine kurze Verfinſterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinſterung, aus welcher ſie hernach mit neuem Glanze wieder hervorbricht. Ich köñte Ihnen eine Miß Oklaf, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche, eine nach der andern, der Marwood einen Mañ abſpänſtig zu machen drohten, von welchem ſie ſich am Ende auf das grauſamſte hintergangen ſahen. Er hat einen gewiſſen Punkt, über welchen er ſich nicht bringen läßt, und ſobald er dieſen ſcharf in das Geſicht bekomt, ſpringt er ab. Geſezt aber, Miß, Sie wären die einzige Glükliche, bei welcher ſich alle Umſtände wider ihn erklärten; geſezt, Sie brächten ihn dahin, daß er ſeinen nunmehr zur Natur gewordenen Abſcheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glauben Sie wohl dadurch ſeines Herzens verſichert zu ſein?

Sara. Ich Unglükliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger. Alsdañ würde er eben am allererſten in die Arme derjenigen zurükei-

len, die auf ſeine Freiheit ſo eiferſüchtig nicht gewesen. Sie würden ſeine Gemahlin heiſſen, und jene würde es ſein.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchreklichen Vorſtellungen! Rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müßen ihn kennen. Sie müßen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibt.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen kañ, Miß, das weiß ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer als das freie Feld machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebene Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an Ihrer Schlinge geſehen zu haben; und weil Sie vorausſehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreiſſen werde, weñ Sie ihn vollends hinein lokten: ſo ſchonen Sie Ihre Schlinge, und loken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady. —

Marwood. Weñ Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden. — Mit einem Worte, Ihr eigener Vortheil ſowohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſowohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, Ihre Anſprüche auf einen Mañ aufzugeben, auf den Marwood die erſten und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miß, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen, mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande, von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Flek; aber doch ein Flek, den die Zeit

ausbleichet. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen, und es finden ſich für eine reiche Erbin noch immer Mañsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Weñ Marwood in dieſen Umſtänden wäre, und ſie brauchte weder für ihre im Abzuge begriffenen Reize einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter einen Vater, ſo weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampſon großmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara (indem ſie unwillig aufſtehet). Das geht zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bei mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreiſt! Deñ Lady haben lange genug unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Fürſprecherin erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen; und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deßwegen geſagt, daß ſich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deßwegen dieſe und jene betrogene Miß genañt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne: ich würde wohl thun, weñ ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerin nachſezte?

Marwood. Nur nicht ſo hizig, mein junges Frauenzimmer! Eine verhärtete Buhlerin? — Sie brauchen wahrſcheinlicher Weiſe Worte, deren Kraft Sie nicht überlegt haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche, ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie ſind ihre Freundin, ihre vertrauteſte Freundin vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; deñ es kañ leicht in der Welt nicht wohl möglich ſein, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieſer Ihrer Freundſchaft wegen ſo tief herabgeſtoßen zu werden? Weñ ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Felbtritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallele ſezt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahre darin verharret ſein. Es iſt ganz etwas anderes, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen; und ganz etwas anderes, es kennen und deſſen ungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, weñ Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrtum gekoſtet! Mein Irrtum, ſag' ich; deñ warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſein, und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen; er nim̃t die Strafe von mir, und ſchenkt mir einen Vater wieder. — Ich erſchreke, Lady. Wie verändern ſich auf einmal die Züge Ihres Geſichts! Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchrekt Wuth, und des Mandes knirſchende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady, ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrin; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeint. Vergeſſen Sie meine Übereilung. Wodurch kañ ich Sie beſänftigen? Wodurch kañ auch ich mir eine Freundin an ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem ſie niederfällt) um Ihre Freundſchaft, Lady — und, wo ich dieſe nicht

erhalten kan̄, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſezen.

Marwood (die einige Schritte ſtolz zurüktritt, und die Sara liegen läßt). Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reizend, als daß ſie nur unerkan̄t darüber frohloken ſollte. — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara (die voller Schreken aufſpringt und ſich zitternd zurükzieht). Sie, Marwood? — Ha! nun erkenn' ich ſie, die mörderiſche Retterin, deren Dolche mich ein warnender Traum preis gab. Sie iſt es! Flieh, unglükliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, ſüße Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo ſchallt ſie? wo ſoll ich auf ſie zu eilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Jezt dringt ſie mit tödender Fauſt auf mich ein! Hülfe!

(Eilt ab.)

Neunter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerin? — O, daß ſie wahr redete, und ich mit tödender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hierher hätte ich den Stahl ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wohlluſt, eine Nebenbuhlerin in der freiwilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchboren zu können! — Was nun? — Ich bin entdekt. Mellefont kan̄ den Augenblik hier ſein. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glükliche Liſt meines Bedienten

noch lange genug aufhält! — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht! Warum verſuche ich nicht noch das Lezte, das ich wider Sie brauchen kañ? Drohungen ſind armſelige Waffen: doch die Verzweiflung verſchmähet keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchrekhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinem Namen flieht, kañ leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr Muth machen, und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, weñ man immer nur auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglüklichſten nicht ſchon vorbereitet? — Der Dolch war für andere, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen Dienſt: hier, wo ich in beſſern Zeiten die geſchriebnen Schmeicheleien der Anbeter verbarg; für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſameres Gift. — Weñ es doch nur beſtiñt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Weñ es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünſchen auf? — Fort! ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Sara (ſchwach in einem Lehnſtuhle). Betty.

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Weñ nur Mellefont wieder kommen wollte! Du haſt doch nach ihm ausgeſchikt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzählte, ſo iſt Mellefont ja an allem unſchuldig. — Nicht wahr Betty, du hältſt ihn auch für unſchuldig? — Sie komt ihm nach; was kañ er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſezt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurükkehren. Koñte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und weñ ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurükkunft bei mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen

haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſein. Kurz, alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchroken; weiter bin ich ja nichts. Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weißt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt.

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde dir gutherzigem Mädchen freilich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt ſchien durch die Gefahr, in der Sie ſich befanden, gefübrt zu ſein. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen, und ich Ihnen die Arznei einflößen koñte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glük halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Deñ wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müßen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſein. Du glaubſt nicht, wie auſſer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchrekliche Traum von voriger Nacht ein, und ich floh als eine Unſinnige, die nicht weiß, warum, und wohin ſie flieht. — Aber Mellefont komt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß! Was für Zukungen! —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieſes — —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — Ein Stich! nicht ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem! — Sei nur ruhig es iſt vorbei.

Zweiter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Mellefont wird den Augenblik hier ſein.

Sara. Nun das iſt gut, Norton. Aber wo haſt du ihn den̄ noch gefunden?

Norton. Ein Unbekan̄ter hat ihn bis vor das Thor mit ſich gelokt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm ſprechen müße. Nach langem Herumführen hat ſich der Betrüger ihm von der Seite geſchlichen. Es iſt ſein Unglük, wo er ſich ertapen läßt; ſo wüthend iſt Mellefont.

Sara. Haſt du ihm geſagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug, er weiß es, was für Angſt Ihnen ſeine Unvorſichtigkeit wieder verurſacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe ſie mir ſelbſt verurſacht. —

Norton. Warum ſoll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr! die Liebe hat Sie bereits entſchuldiget.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellefont. Ach, Miß, weñ auch dieſe Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns beiden gewiß die unglüklichſte. Iſt Ihnen in Ihrer Abweſenheit nur nichts verdrießlicheres zugeſtoßen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Mellefont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kañ. Blos Ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellefont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherei war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Mine aus einer Straße in die andere, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anderes, als ein Abgeſchikter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte Sie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt, ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernt, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſein! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung; laß ſie nicht aus den Augen, und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Mellefont? Ich bitte für Marwood.

Mellefont. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Mellefont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind, der den lezten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen — —

Mellefont. Vieles? Was iſt das Viele?

Sara. Was Sie mir ſelbſt nicht geſagt hätten, Mellefont — Sie werden ſtuzig? — Nun wohl, ich will es wieder vergeſſen; weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wiſſen ſoll.

Mellefont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eiferſucht einer aufgebrachten Verläumderin.

Sara. Auf ein andermal hievon! — Warum aber laſſen Sie es nicht das Erſte ſein, mir von der Gefahr zu ſagen, in der ſich Ihr koſtbares Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stahl geſchliffen haben, mit dem Sie Marwood durchſtoßen hätte. —

Mellefont. Dieſe Gefahr war ſo groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wuth getrieben, und ich war bei kaltem Blute. Ihr Angrif alſo mußte mißlingen. — Weñ ihr ein andrer, auf der Miß Sara gute Meinung von ihrem Mellefont, nur nicht beſſer gelungen iſt! Faſt muß ich es fürchten. — Nein, liebſte Miß, verſchweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl! — Weñ ich noch den geringſten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, ſo würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wiſſen, daß

ſie durch mich um das Koſtbarſte gekommen ſei; deñ ein ungewiſſer Verluſt würde ſie bedächtiger haben gehen laſſen.

Mellefont. Bald werde ich alſo auf ihre blutdurſtige Eiferſucht, auf ihre ungeſtüme Frechheit, auf ihre treuloſe Pflicht einigen Werth legen müßen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder ausweichen, und mir dasjenige nicht entdeken — —

Sara. Ich will es; und was ich ſagte, war ſchon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont alſo liebt, iſt unwiderſprechlich gewiß. Weñ ich nur nicht entdekt hätte, daß ſeiner Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſein würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz, liebſter Mellefont — Warum muß mir eine plözliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müßen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwazhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nañte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont, welcher eine andere Zärtlichkeit bei Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigene Schande bekañt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung. — Da ſie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie ſoll nie vor Ihre Augen kommen die kleine Unglükliche, der man nichts vorwerfen kañ, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es läugnen ſollte.

Sara. Wohl, Mellefont! — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen! Sie würden mich empfindlich beleidiget haben, weñ Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verläugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidiget, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſein, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr, in den Händen ihrer Mütter, ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über beide, und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glük, mir eine Freundin zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat; einen Mellefont meines Geſchlechts. Glükliche Tage, weñ mein Vater, weñ Sie, weñ Arabella meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glükliche Tage! Aber ach! — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind blos in meiner Begierde noch Glük! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andere Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir! — (indem ſie die Hand vor das Geſicht hält.)

Mellefont. Welcher plözliche Übergang von Bewunderung zum Schreken! — Eile doch, Betty, ſchaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß? Himliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand (indem er ſie wegnimt) ſo holde Blike? — Ach, es ſind Minen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern, verrathen! — Und doch iſt die Hand neidiſch, die

mir dieſe Minen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mitfühlen, Miß? Ich Unglüklicher, daß ich ſie nur mitfühlen kañ! — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll! So eile doch, Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — Nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchreken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloße Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du komſt ſchon wieder, Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſein.

Norton. Marwood iſt fort — —

Melefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglük und Tod, und wo möglich, die ganze Hölle möge ſie auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer doñre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verſchlingen! — —

Norton. So bald ſie in ihre Wohnung zurükgekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſigelte Zeddel iſt von ihr an Sie zurükgeblieben.

Mellefont (indem er den Zeddel nimt). Er iſt an mich. — — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Weñ Sie ruhiger ſein werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kañ ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächet, und Sie, theuerſte Miß, auſſer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bei einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bei einem ſiechen und abgematteten, aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affects ungeduldige Hize! — — Behalten Sie den Inhalt nur für ſich.

Mellefont. Was iſt es für ein Geiſt, der mich Ihnen ungehorſam zu ſein zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn leſen.

Sara (indem Mellefont für ſich lieſet). Wie ſchlau weiß ſich der Menſch zu trennen, und aus ſeinen Leidenſchaften ein von ſich unterſchiedenes Weſen zu machen, dem er alles zur Laſt legen könne, was er bei kaltem Blute ſelbſt nicht billiget! — Mein Salz, Betty! Ich beſorge einen neuen Schrek, und werde es nöthig haben. — Siehſt du, was der unglükliche Zeddel für einen Eindruk auf ihn macht! — Mellefont! — Sie gerathen auſſer ſich? Mellefont! — Gott! er erſtarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellefont (der die Betty damit zurükſtößt). Nicht näher, Unglükliche! deine Arzeneien ſind Gift! —

Sara. Was ſagen Sie? — Beſinnen Sie ſich! — Sie verkennen ſie!

Betty. Ich bin Betty; nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünſche dir, Elende, daß du es nicht wäreſt! — Eile! fliehe! eh du in Ermangelung des ſchuldigern, das ſchuldige Opfer meiner Wuth wirſt!

Sara. Was für Reden! — Mellefont, liebſter Mellefont! —

Mellefont. Das lezte liebſter Mellefont aus dieſem göttlichen Munde, und dañ ewig nicht mehr! — Zu Ihren Füßen, Sara — — (indem er ſich niederwirft) — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? (und wieder aufſpringt) Entdeken? Ich Ihnen entdeken? — Ja, ich will Ihnen entdeken, Miß, daß Sie mich haſſen werden, daß Sie mich haſſen müßen. — Sie ſollen den Inhalt nicht erfahren; nein, von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was ſteht ihr noch hier müßig und angeheftet? Lauf Norton, bring alle Ärzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirkſam ſein, als deinen Irrtum! — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrtume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara; oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verloren, liebſte Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechſter Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verſteheſt du ihn, Nor-

ton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſeze das Äuſſerſte, daß ich ſterben müße: bin ich darum verloren? Und was will er deñ mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidiget, er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und deu Zeddel nicht geleſen! Er koñte es ja wohl denken, daß er das lezte Gift der Marwood enthalten müße.

Betty. Welche ſchrekliche Vermuthung! — Nein, es kañ nicht ſein; ich glaube es nicht. —

Norton (welcher nach der Scene zugegangen). Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton!

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich ſchließe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle. — Weñ du mit dem unvollendeten Briefe der unglüklichen Sara an den unglüklichen Vater abreiſen müßteſt, Waitwell! — Laß uns das Beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblike, dich abzufertigen. Jezt möchte ich es nicht im Stande ſein. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Weñ der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder —

Du biſt ein alter Mañ, Waitwell, und kanſt von deinem lezten Auftritte nicht weit mehr entfernt ſein. — Glaube mir, weñ das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kañ es freilich nicht abgehen. Unempfindlich koñte der Menſch nicht ſein; unleidlich muß er nicht ſein. — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſein. Waitwell ſoll bei mir bleiben. Auch du, Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, weñ du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty (im Abgehen). Ach! Norton, ich nahm die Arznei aus den Händen der Marwood! —

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, weñ du mir die Liebe erzeigen und bei mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmüthiges Geſicht ſehen. Du verſtumſt? — Sprich doch! Und weñ ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt. Wiederhole mir, daß mein Vater verſöhnt iſt, und mir vergeben hat. Wiederhole es mir, und füge hinzu, daß der ewige himliſche Vater nicht grau-

ſamer ſein könne. — Nicht wahr, ich kañ hierauf ſterben? Weñ ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſein, Waitwell. Mit dem Haſſe desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, weñ er uns haſſen muß — was für ein Gedanke! Sag ihm, daß ich in den lebhafteſten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſei. Sag ihm — Ach! daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wohlthaten iſt! Das Leben war die geringſte derſelben. Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Waitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem lezten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plözliche Freude iſt ſo gefährlich, als ein plözlicher Schrek. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltſamen Eindruke, den ſein unvermutheter Anblik auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

Sara. Wie meinſt du das? Weſſen unvermutheter Anblik? —

Waitwell. Der gewünſchte, Miß! — Faſſen Sie ſich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampſon. Sara. Waitwell.

Sir William. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

Sara. Weſſen Stimme!? —

Sir William. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füßen werfen kañ. (Sie will aufſtehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurük.) Er iſt es doch? Oder iſt es eine erquikende Erſcheinung vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starken zu ſtärken kam? — Segne mich, wer du auch ſeieſt, ein Bote des Höchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

Sir William. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig (indem ſie es nochmals verſuchen will, vor ihm niederzufallen). Ein andermal, bei mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jezt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſein! Zu glüklich, weñ ich noch einige Augenblike gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdeken. Doch nicht Augenblike, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kañ. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir William. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Weñ du mich an mein Verdienſt erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſezte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jezt kõnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, weñ

ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilt wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrogenen Herzens zurükgeblieben ſein, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſein wollte, ehe ich dir die meinige wieder ſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennüzig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſah mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wen̄ ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude! — Aber wer ſagt es den̄, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr größer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt, Ärzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flekken vielleicht nicht finden wird. Ich ſah ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hofnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebt; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thu ich nun gern, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schreken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können, und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unbäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelfen, bedacht ſein ſollte! Ich ſehe, du wirſt von Augenblik zu Augenblik ſchwächer; ich ſeh' es, und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich laufen? Was ſoll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſein. Auch die unſchäzbarſte würde vergeben.

ſein, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir William. Waitwell.

Mellefont. Ich wag' es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſezen? Lebt ſie noch?

Sara. Treten Sie näher, Mellefont.

Mellefont. Ich ſollte Ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt, ohne Hülfe zurük. Die Verzweiflung allein bringt mich zurük. — Aber wen ſeh' ich? Sie Sir? Unglüklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchreklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächet zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſein.

Sir William. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblike nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattin erhalten haben.

Mellefont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederholen Sie dañ Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglük zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das lezte anzukündigen: Sie müßen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwöhnen kañ.

Mellefont. Sie müßen es wiſſen; deñ wer köñte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwöhnten? Dies ſchreibet Marwood. (Er lieſet) „Weñ Sie dieſen Zeddel leſen werden, Mellefont, „wird Ihre Untreue in dem Anlaſſe derſelben ſchon „beſtraft ſein. Ich hatte mich ihr entdekt, und „vor Schreken war ſie in Ohnmacht gefallen. Bet„ty gab ſich alle Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt „zu bringen. Ich ward gewahr, daß ſie ein Cor„dialpulver bei Seite legte, und hatte den glük„lichen Einfall, es mit einem Giftpulver zu ver„tauſchen. Ich ſtellte mich gerührt und dienſtfertig, „und machte es ſelbſt zurechte. Ich ſah es ihr ge„ben, und ging triumphirend fort. Rache und „Wuth haben mich zu einer Mörderin gemacht; ich „will aber keine von den gemeinen Mörderinen „ſein, die ſich ihrer That nicht zu rühmen wagen. „Ich bin auf dem Wege nach Dover. Sie können „mich verfolgen, und meine eigne Hand wider mich „zeugen laſſen. Komme ich unverfolgt in den Ha„fen, ſo will ich Arabellen unverlezt zurüklaſſen. „Bis dahin aber werde ich ſie als einen Geiſel be„trachten. Marwood.“ — Nun wiſſen Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie dieſes Papier. Sie müßen die Mörderin zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es Ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier. Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (Er gibt es ihr, und ſie ſieht es einen Augenblik an.) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (zerreißt es.)

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schikſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. —

Ach, mein Vater, welcher finſtere Schmerz hat ſich Ihrer bemächtiget! — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und weñ Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — Weñ ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, weñ Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müßen ſie zurükholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es nicht erlaubt ſein, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheile, umzugehen? Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen, und Arabellen. Reden Sie dañ und wañ mit ihr von einer Freundin, aus deren Beiſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſein lerne. — Den lezten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen! Tröſte deinen Herrn, Waitwell. Doch auch du ſteheſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verliereſt? —

Sir William. Wir ſollten dir Muth einſprechen, und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrömen? Laß mir einen Strahl des Lichtes, welches dich über alles Menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der lezte meines Lebens ſei.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beiſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plözlich aus den gefähr-

lichen Schranken. — Wem fließen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchreklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreiſſen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht — Dies war der lezte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchuldiget wird. — Der Augenblik iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach, dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen (indem er zu ihren Füßen fällt.) — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Die gemeine Sage ſchrekt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf.) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hört ſie uns nicht mehr; nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müße keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müße gedopelt erfüllt werden! — Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſache hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blik auf mich werfen ſollen! Das iſt Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer? Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich Ihre Wuth beſſer reizen! — Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus

den Armen eines geliebten Vaters; meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit Jhrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sir William. Jch bin Vater, Mellefont, und ich bin es zu ſehr, als daß ich den lezten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen koñte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſein. — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht) dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zukte. Zu meinem Unglüke mußte ich ſie entwafnen. Weñ ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten Jhre Tochter noch, und hätten Sie ohne Mellefont. Es ſtehet bei mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen: aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bei mir! (Er erſticht ſich, und fällt an dem Stuhle der Sara nieder)

Sir William. Halt' ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O! weñ das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellefont (ſterbend). Jch fühl es — daß ich nicht fehlgeſtoßen habe! — Wollen Sie mich nun Jhren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drüken, ſo ſterb' ich zufrieden. (Sir William umarmt ihn.) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die ſterbende Sara Sie bat. Jch würde auch für ſie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als meines — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir William. Weñ fremde Bitten jezt kräftig ſind, Waitwell, ſo laßt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war mehr unglüklich, als laſterhaft. — —

Elfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Ärzte, Sir. —

Sir William. Weñ ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bei dieſem tödenden Anblike verweilen. Ein Grab ſoll beide umſchließen. Kom, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dañ laß uns auf Arabellen denken. Sie ſei, wer ſie ſei: ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter. (Sie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

Philotas.

Ein

Trauerſpiel.

1759.

Perſonen.

Aridäus, König.
Strato, Feldherr des Aridäus.
Philotas, gefangen.
Parmenio, Soldat.

Die Scene iſt ein Zelt in dem Lager des Aridäus.

Erſter Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegeriſchen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! Wie gern überredte ich mich, daß alles ein Traum ſei! Meine früheſte Kindheit hat nie etwas anderes als Waffen und Läger, und Schlachten und Stürme geträumet. Kōnte der Jüngling nicht von Verluſt und Entwafnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Weñ ich ſie nicht ſähe, nicht fühlte, die Wunde, durch die der erſtarrten Hand das Schwert entſank! — Man hat ſie mir wider Willen verbunden. O der grauſamen Barmherzigkeit eines liſtigen Feindes! Sie iſt nicht tödlich, ſagte der Arzt, und glaubte mich zu tröſten. — Nichtswürdiger, ſie ſollte tödlich ſein! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich ſie tödlich machte, weñ ich ſie wieder aufriſſe, und wieder verbinden lieſſe, und wieder aufriſſe — Ich raſe, ich Unglüklicher! — Und was für ein höhniſches Geſicht — jezt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte, der mich vom Pferde riß! Er nañte mich: Kind! — Auch ſein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen laſſen! Aufgepuzt, mit allen Bequemlichkeiten verſehen! Es muß einer von ſeinen Beiſchläferinen gehören. Ein ekler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anſtatt bewacht zu werden, werde ich bedient. Hohnſprechende Höflichkeit! —

Zweiter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Philotas. Schon wieder ein Beſuch? Alter, ich bin gern allein.

Strato. Prinz, ich komme auf Befehl des Königs —

Philotas. Ich verſtehe dich! Es iſt wahr, ich bin deines Königs Gefangener, und es ſtehet bei ihm, wie er mir will begegnen laſſen. — Aber höre, weñ du der biſt, deſſen Mine du trägſt — biſt du ein alter ehrlicher Kriegsmañ, ſo nim̃ dich meiner an, und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten, und nicht als einem Weibe, begegnen laſſe.

Strato. Er wird gleich bei dir ſein; ich komme, ihn zu melden.

Philotas. Der König bei mir? und du kom̃ſt, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erſpare, die ſich ein Gefangener muß gefallen laſſen. — Kom̃, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe, entwafnet zu ſein, iſt mir nichts mehr ſchimpflich.

Strato. Prinz, deine Bildung, voll jugendlicher Anmuth, verſpricht ein ſanfteres Gemüth.

Philotas. Laß meine Bildung unverſpottet! Dein Geſicht voll Narben iſt freilich ein ſchöneres Geſicht —

Strato. Bei den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchteſt du doch, weñ du mich nur erſt gefürchtet hätteſt.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den ſchreklichſten Feind vor uns, weñ unter ſeiner Jugend der Philotas viel ſind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! — Euch ſchreklich zu werden, müßen ſie mit meinen Geſinnungen größere Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wiſſen?

Strato. Strato.

Philotas. Strato? Der tapfere Strato, der meinen Vater am Lykus ſchlug? —

Strato. Gedenke mir dieſes zweideutigen Sieges nicht! Und wie blutig rächte ſich dein Vater in der Ebene Methymna! So ein Vater muß ſo einen Sohn haben.

Philotas. O, dir darf ich es klagen, du würdigſter der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schikſal klagen. — Nur du kañſt mich ganz verſtehen; deñ auch dich, auch dich hat das herſchende Feuer der Ehre, der Ehre für's Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehret. Wäreſt du ſonſt, was du biſt? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, ſeit ſieben Tagen — deñ erſt ſieben Tage kleidet mich die mañliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, geflebt, beſchworen, ſiebenmal alle ſieben Tage auf den Knieen beſchworen, zu verſtatten, daß ich nicht umſonſt der Kindheit entwachſen ſei, und mich mit ſeinen Streitern ausziehen zu laſſen, die mir ſchon längſt ſo manche Thräne der Nacheiferung gekoſtet! Geſtern bewegte ich ihn, den beſten Vater; deñ Ariſtodem half mir bitten. — Du keñſt ihn, den Ariſtodem; er iſt meines Vaters Strato. — „Gib mir, König, den Jüngling morgen mit, ſprach „Ariſtodem; ich will das Gebirge durchſtreifen, um „den Weg nach Cäſena offen zu halten.“ — Weñ ich euch nur begleiten köñte! ſeufzte mein Vater. — Er liegt noch an ſeinen Wunden krank. — Doch

es ſei! Und hiermit umarmte mich mein Vater. O, was fühlte der glükliche Sohn in dieſer Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich ſchloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges bis zur zweiten Nachtwache auf dem Lager. — Da ſprang ich auf, warf mich in den neuen Panzer, ſtrich die ungelokten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwertern meines Vaters, dem ich gewachſen zu ſein glaubte, ſtieg zu Pferde, und hatte ein Roß ſchon müde geſpornt, noch ehe die ſilberne Drommete die befohlene Mañſchaft wekte. Sie kamen, und ich ſprach mit jedem meiner Begleiter, und da drükte mich mancher wakere Krieger an ſeine narbige Bruſt! Nur mit meinem Vater ſprach ich nicht; deñ ich zitterte, weñ er mich noch einmal ſähe, er möchte ſein Wort widerrufen. — Nun zogen wir aus. An der Seite der unſterblichen Götter kañ man nicht glüklicher ſein, als ich an der Seite Ariſtodems mich fühlte! Auf jeden ſeiner anfeuernden Blike hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen, und mich in der feindlichen Eiſen gewiſſeſten Tod geſtürzet. In ſtiller Entſchloſſenheit freut' ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdeken hofte; auf jede Krümmung des Thals, hinter der ich, auf ſie zu ſtoßen, mir ſchmeichelte. Und da ich ſie endlich von der waldigen Höhe auf uns ſtürzen ſahe; ſie mit der Spize des Schwerts meinen Gefährten zeigte; ihnen bergan entgegenflog — rufe dir, ruhmvoller Greis, die ſeligſte deiner jugendlichen Entzükungen zurük — du koñteſt nie entzükter ſeyn! — Aber nun, nun ſieh mich, Strato, ſieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen ſchimpflich herabſtürzen! O, wie ſchaudert mich, dieſen Fall in Gedanken noch einmal zu ſtürzen! — Ich ward zu weit vorausgeeilt;

ich ward verwundet, und — gefangen! Armſeliger Jüngling, nur auf Wunden hielteſt du dich, nur auf den Tod gefaßt, — und wirſt gefangen. So ſchiken die ſtrengen Götter, unſere Faſſung zu vereiteln, nur immer unvorgeſehenes Übel? — Ich weine; ich muß weinen, ob ich mich ſchon, von dir darum verachtet zu werden, ſcheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendeſt dich weg?

Strato. Ich bin unwillg; du hätteſt mich nicht ſo bewegen ſollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Philotas. Nein; höre, warum ich weine! Es iſt kein kindiſches Weinen, das du mit deiner mäñlichen Thräne zu begleiten würdigeſt. — Was ich für mein größtes Glük hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglük. Ich fürchte, ich fürchte er liebt mich mehr, als er ſein Reich liebt! Wozu wird er ſich nicht verſtehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenſchaft zu retten! Durch mich Elenden wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drei langen mühſamen Jahren, durch das Blut ſeiner Edlen, durch ſein eigenes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angeſichte ſoll ich wieder vor ihm erſcheinen; ich, ſein ſchlimſter Feind! Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, weñ ich, ſie zu regiren, mich würdig gemacht hätte — wie werden ſie den ausgelöſten Prinzen ohne die ſpöttiſchſte Verachtung unter ſich dulden können! Weñ ich dañ vor Scham ſterbe und unbedauert hinab zu den Schatten ſchleiche, wie finſter und ſtolz werden die Seelen der Helden bei mir vorbeiziehen, die dem Könige die Vortheile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er ſich als Vater für einen unwürdigen Sohn begibt! — O, das iſt mehr, als eine fühlende Seele ertragen kañ.

Strato. Faſſe dich, lieber Prinz! Es iſt der Fehler des Jünglings, ſich immer für glüklicher, oder unglüklicher zu halten, als er iſt. Dein Schikſal iſt ſo grauſam noch nicht; der König nähert ſich, und du wirſt aus ſeinem Munde mehr Troſt hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Aridäus. Kriege, die Könige unter ſich zu führen gezwungen werden, ſind keine perſönliche Feindſchaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O, welcher glüklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dies war ſein ofnes, ſprechendes Auge; dies ſeine ernſte, redliche Mine; dies ſein edler Anſtand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Haſt du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das ſelige Alter, da wir uns noch ganz unſerem Herzen überlaſſen durften. Bald aber wurden wir beide zum Throne gerufen, und der ſorgende König, der eiferſüchtige Nachbar unterdrükte, leider! den gefälligen Freund. —

Philotas. Verzeih, o König, weñ du mich in Erwiderung ſo ſüßer Worte zu kalt findeſt. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. — Was kañ es mir jezt helfen, daß du und mein Vater einſt Freunde waren! Waren: ſo ſagſt du ſelbſt. Der Haß, den man auf verloſchene Freundſchaft pfropfet, muß, unter allen, die tödlichſten Früchte bringen; — oder ich kenne das menſchliche

Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht. Du haſt als der höfliche Staatsmañ geſprochen; ſprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler ſeiner Größe ganz in ſeiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit ſeines Schikſals nicht länger peinigen. —

Philotas. Ich danke, Strato! — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie verabſcheuungswürdig du einen unglüklichen Sohn ſeinem Vater machen willſt. Mit welchem ſchimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern ſoll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich ſoll er werden, um nicht verwaiſt zu bleiben? — O, mein Vater! —

Aridäus. Auch dieſe frühe, mañliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn jezt vor deinem Vater ſo ſprechen! —

Philotas. Wie meinſt du das? —

Aridäus. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unſere Tugend, wie ſie für unſer Leben wachen. Die ſo lang als mögliche Erhaltung beider, iſt ihr geheimes, ewiges Geſchäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böſe er im Grunde iſt, wie ſchlecht er handeln würde, ließen ſie jeden verführeriſchen Anlaß, ſich durch kleine Thaten zu beſchimpfen, ganz auf ihn wirken! — Ja, Prinz, vielleicht wäre ich der, den du mich glaubſt; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegesglük, das dich mir in die Hände liefert, beſcheiden zu nüzen; vielleicht würde ich durch dich ertrozt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — Doch fürchte nichts; allen dieſen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebauet; ich kañ deinen Vater ſeinen Sohn nicht theurer erkaufen laſſen, als — durch den meinigen.

Philotas. Ich erſtaune! Du gibſt mir zu verſtehen —

Aridäus. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener iſt, wie du meiner —

Philotas. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? — Seit wañ? Wie? Wo?

Aridäus. So wollt' es das Schikſal! Aus gleichen Wagſchalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willſt nähere Umſtände wiſſen. — Ebendaſſelbe Geſchwader, dem du zu hizig entgegeneilteſt, führte Polytimet; und als dich die Deinigen verloren erbliften, erhob ſie Wuth und Verzweiflung über alle menſchliche Stärke. Sie brachen ein, und alle ſtürmten ſie auf den einen, in welchem ſie ihres Verluſtes Erſezung ſahen. Das Ende weißt du. — Nun nim̃ noch von einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angrif iſt kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerſt, ſondern welcher zum ſicherſten auf den Feind trift, hat ſich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz; ſonſt möchte der werdende Held im erſten Keime erſtiken.

Aridäus. Strato, du machſt den Prinzen durch deine, zwar freundſchaftliche, Warnung verdrießlich. Wie finſter er da ſteht! —

Philotas. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Vorſicht verloren —

Aridäus. Die beſte Anbetung, Prinz, iſt dankende Freude. Ermuntere dich! Wir Väter wollen uns unſere Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält ſich bereits fertig; er ſoll gehen, und die Auswechſelung beſchleunigen. Aber du weißt wohl, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, ſcheinen Fallſtrike. Man kõnte argwöhnen, du ſeieſt vielleicht an deiner Wunde geſtorben. Es wird daher nöthig ſeyn, daß du ſelbſt,

mit dem Herolde, einen unverdächtigen Boten an deinen Vater ſendeſt. Kom̃ mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kañſt. —

Philotas. So willſt du, daß ich mich vervielfältiget verabſcheuen ſoll? In jedem der Gefangenen werde ich mich ſelbſt erbliken. — Schenke mir dieſe Verrwirrung. —

Aridäus. Aber —

Philotas. Unter den Gefangenen muß ſich Parmenio befinden. Den ſchike mir her; ich will ihn abfertigen.

Aridäus. Wohl; auch ſo! Kom̃, Strato! Prinz, wir ſehen uns bald wieder.

Vierter Auftritt.

Philotas.

Götter! Näher koñte der Bliz, ohne mich ganz zu zerſchmettern, nicht vor mir niederſchlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehrt zurük; der Dampf verfliegt, und ich war nur betäubt. — So war das mein ganzes Elend, zu ſehen, wie elend ich hätte werden können? Wie elend mein Vater! Zwar noch mit niedergeſchlagenen Augen; doch nur die Scham wird ſie niederſchlagen, nicht das brennende Bewußtſein, dich mit mir in's Verderben geriſſen zu haben. Nun darf ich nichts von dir fürchten, als einen Verweis mit Lächeln; kein ſtummes Trauren; keine, durch die ſtärkere Gewalt der väterlichen Liebe erſtikten Verwünſchungen. —

Aber — ja, bei dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die

mir die Vorſicht zu vergeben ſcheinet? Soll ich mich nicht ſtrenger richten, als ſie und mein Vater mich richten? Die allzu gütigen! — Sonſt jede der traurigen Folgen meiner Gefangenſchaft koñten die Götter vernichten; nur eine koñten ſie nicht: die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wohl, die von der Zunge des Pöbels ſtrömt; aber nicht die wahre dauernde Schande, die hier der innere Richter, mein unparteiiſches Selbſt, über mich ausſpricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verliert mein Vater nichts? Der Ausſchlag, den der gefangene Polytimet, — weñ ich nicht gefangen wäre, — auf ſeine Seite brächte, der iſt nichts! — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glük hätte ſich erkläret, für wen es ſich erklären ſollte; das Recht meines Vaters triumphirte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet, gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich jezt dachte? Nein; den ein Gott in mir dachte. — Ich muß ihm nachhängen! Laß dich feſſeln, flüchtiger Gedanke! — Jezt denke ich ihn wieder! Wie weit er ſich verbreitet, und immer weiter; und nun durchſtrahlt er meine ganze Seele! —

Was ſagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich ſelbſt einen unverdächtigen Boten an meinen Vater ſchiken ſollte? Damit mein Vater nicht argwohne — ſo waren ja ſeine eignen Worte — ich ſei bereits an meiner Wunde geſtorben. — Alſo meint er doch, weñ ich bereits an meiner Wunde geſtorben wäre, ſo würde die Sache ein ganz anderes Anſehen gewinnen? Würde ſie das? Tauſend Dank für dieſe Nachricht! Tauſend Dank! — Und freilich! Deñ mein Vater hätte alsdañ einen gefangenen Prinzen, für den er ſich alles bedingen köñte; und der König, ſein Feind, hätte — den Leichnam

eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern köñte; den er — müßte begraben oder verbrennen laſſen, weñ er ihm nicht zum Abſcheu werden ſollte.

Gut! das begreif ich! Folglich, weñ ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände ſpielen will, worauf komt es an? Auf's Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr; der Menſch iſt mächtiger, als er glaubt, der Menſch, der zu ſterben weiß!

Aber ich? ich, der Keim, die Knoſpe eines Menſchen, weiß ich zu ſterben? Nicht der Menſch, der vollendete Menſch allein, muß es wiſſen; auch der Jüngling, auch der Knabe: oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahre gelebt hat, hat zehn Jahre Zeit gehabt, ſterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreiſſig und mehrern nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich ſchon bin. Und was koñte ich, was wollte ich werden? Ein Held — Wer iſt ein Held? — O, mein abweſender vortreflicher Vater, jezt ſei in meiner Seele gegenwärtig! — Haſt du mich nicht gelehrt: ein Held ſei ein Mañ, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mañ, der ſein Leben dem Wohle des Staats geweihet; ſich, den Einzelnen, dem Wohle Vieler? Ein Held ſei ein Mañ — Ein Mañ? Alſo kein Jüngling, mein Vater? — Seltſame Frage! Gut, daß ſie mein Vater nicht gehört hat! Er müßte glauben, ich ſähe es gern, weñ er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte ſein, die zum Maſte dienen ſoll? Wie alt? Sie muß hoch genug, und muß ſtark genug ſein.

Jedes Ding, ſagte der Weltweiſe, der mich erzog, iſt vollkommen, weñ es ſeinen Zwek erfüllen kañ. Ich kañ meinen Zwek erfüllen, ich kañ

zum Beſten des Staats ſterben: ich bin vollkommen alſo, ich bin ein Mañ; ein Mañ, ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern! Welche Begeiſterung befällt mich! Die Bruſt wird dem Herzen zu eng. — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen langweiligen Dienſtes entlaſſen! Bald ſollſt du ruhen, und lange ruhen —

Wer komt? Es iſt Parmenio. — Geſchwind entſchloſſen! — Was muß ich zu ihm ſagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater ſagen laſſen? — Recht! das muß ich ſagen, das muß ich ſagen laſſen!

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Philotas. Tritt näher, Parmenio. — Nun? warum ſo ſchüchtern? ſo voller Scham? Weſſen ſchämſt du dich? Deiner, oder meiner?

Parmenio. Unſer beider, Prinz.

Philotas. Immer ſprich, wie du denkſt. Freilich, Parmenio, müßen wir beide nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Haſt du meine Geſchichte bereits gehört?

Parmenio. Leider!

Philotas. Und als du ſie hörteſt? —

Parmenio. Ich bedauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünſchte dich, ich weiß ſelbſt nicht, was ich alles that.

Philotas. Ja, ja! Nun aber, da du doch wohl auch erfahren, daß das Unglük ſo groß nicht iſt, weil gleich darauf Polytimet von den Unſrigen — —

Parmenio. Ja nun; nun möchte ich faſt lachen. Ich finde, daß das Glük zu einem kleinen Schlage, den es uns verſezen will, oft erſchreklich weit ausholt. Man ſollte glauben, es wolle uns zerſchmettern, und hat uns am Ende nichts als eine Müke auf der Stirne todt geſchlagen.

Philotas. Zur Sache! — Ich ſoll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater ſchiken.

Parmenio. Gut! So wird deine Gefangenſchaft der meinigen das Wort ſprechen. Ohne die gute Nachricht, die ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Mine wohl werth iſt, hätte ich mir eine ziemlich froſtige von ihm verſprechen müßen.

Philotas. Nein, ehrlicher Parmenio; nun in Ernſt! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verblutet und ſchon halb erſtarrt von der Wahlſtatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der iſt leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod ſchon entwafnet hat. — Wie viel Wunden haſt du nun, alter Knecht? —

Parmenio. O, davon kon̄te ich ſonſt eine lange Liſte herſagen. Jezt aber habe ich ſie um ein gut Theil verkürzt.

Philotas. Wie das?

Parmenio. Ha! ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Athem zu erſparren, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bei dem allen! Wozu hat man die Knochen anders, als daß ſich die feindlichen Eiſen darauf ſchartig hauen ſollen?

Philotas. Das iſt waker! — Aber nun — was willſt du meinem Vater ſagen?

Parmenio. Was ich ſehe; daß du dich wohl befindeſt. Deñ deine Wunde, weñ man mir anders die Wahrheit geſagt hat, —

Philotas. Iſt ſo gut als keine.

Parmenio. Ein kleines liebes Andenken, dergleichen uns inbrünſtiges Mädchen in die Lipe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Philotas. Was weiß ich davon?

Parmenio. Nu, nu; köm̃t Zeit, köm̃t Erfahrung. — Ferner will ich deinem Vater ſagen, was ich glaube, daß du wünſcheſt — —

Philotas. Und was iſt das?

Parmenio. Je eher, je lieber wieder bei ihm zu ſein. Deine kindliche Sehnſucht, deine bange Ungeduld —

Philotas. Mein Heimweh lieber gar! Schalk, warte! ich will dich anders denken lehren!

Parmenio. Bei dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das ſagen: du biſt noch Kind! Gib nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind ſo bald in dir erſtike. Man möchte ſonſt von deinem Herzen nicht zum beſten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborne Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter als du, mit gleicher Hize — Du keñſt ihn ja.

Philotas. Ich kenne ihn. Er verſpricht alles, was ſein Vater geleiſtet hat.

Parmenio. Aber wüßte ich, daß ſich der junge Wildfang nicht in allen Augenbliken, die ihm der Dienſt frei läßt, nach ſeinem Vater ſehnte, und ſich nicht ſo nach ihm ſehnte, wie ſich ein Lam̃ nach ſeiner Mutter ſehnet: ſo möchte ich ihn gleich — ſiehſt du! — nicht erzeugt haben. Jezt muß

er mich noch mehr lieben, als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich ſo zeit genug müßen begnügen laſſen; weñ nämlich die Natur den Strom ſeiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet; weñ er ſelbſt Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz.

Philotas. Wer kañ auf dich ungehalten werden? — Du haſt Recht! Sage meinem Vater alles, was du glaubſt, das ihm ein zärtlicher Sohn bei dieſer Gelegenheit muß ſagen laſſen. Entſchuldige meine jugendliche Unbedachtſamkeit, die ihn und ſein Reich faſt in's Verderben geſtürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Verſichere ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich alles thun will, damit er ihn auch vergeſſen kañ. Beſchwöre ihn —

Parmenio. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut ſagen. — Und beſſer als gelehrte Schwäzer; deñ wir ſagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß ſchon alles. — Lebe wohl, Prinz; ich eile —

Philotas. Verzeih! —

Parmenio. Nun? — Und welch feierliches Anſehen gibſt du dir auf einmal?

Philotas. Der Sohn hat dich abgefertigt, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieſer muß überlegen. Wie gern wollte der Sohn gleich jezt, wie gern wollte er noch eher als möglich, wieder um ſeinen Vater, um ſeinen geliebten Vater ſein! Aber der Prinz — der Prinz kañ nicht. — Höre!

Parmenio. Der Prinz kañ nicht?

Philotas. Und will nicht.

Parmenio. Will nicht?

Philotas. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune — —

Philotas. Ich ſage, du ſollſt hören, und nicht erſtaunen. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune, weil ich höre. Es hat geblizt, und ich erwarte den Schlag. Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweite Übereilung! —

Philotas. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! Ich habe meine Urſachen, nicht eher ausgelöſet zu ſein, als morgen. Nicht eher als morgen! Hörſt du? — Sage alſo unſerm Könige, daß er ſich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre. Eine gewiſſe Bedenklichkeit, ein gewiſſer Anſchlag nöthige den Philotas zu dieſer Verzögerung. — Haſt du mich verſtanden?

Parmenio. Nein!

Philotas. Nicht? Verräther! —

Parmenio. Sachte, Prinz! Ein Papagei verſteht nicht; aber er behält, was man ihm vorſagt. Sei unbeſorgt. Ich will deinem Vater alles wieder herplapern, was ich von dir höre.

Philotas. Ha! ich unterſagte dir, zu vernünfteln, und das verdreußt dich. Aber wie biſt deñ du ſo verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe geſagt? —

Parmenio. Alle, Prinz; ausgenommen die jungen.

Philotas. Vortreflich! Parmenio, weñ ich ſo empfindlich wäre, als du — —

Parmenio. Und doch kañ nur derjenige meinen blinden Gehorſam heiſchen, dem die Erfahrung dopelte Augen gegeben.

Philotas. Bald werde ich dich alſo um Verzeihung bitten müßen. — Nun wohl, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio. Murre nicht, Alter! Sei wieder gut, alter Vater! Du biſt

freilich klüger, als ich. Aber nicht die Klügſten allein haben die beſten Einfälle. Gute Einfälle ſind Geſchenke des Glükes; und das Glük, weißt du wohl, beſchenkt den Jüngling oft lieber, als den Greis. Deñ das Glük iſt blind. Blind, Parmenio; ſtokblind gegen alles Verdienſt. Weñ es das nicht wäre, müßteſt du nicht ſchon lange Feldherr ſein.

Parmenio. Sieh, wie du zu ſchmeicheln weißt, Prinz! — Aber in Vertrauen, lieber Prinz! willſt du mich nicht etwa beſtechen? mit Schmeicheleien beſtechen?

Philotas. Ich, ſchmeicheln! Und dich beſtechen! Du biſt der Mañ, der ſich beſtechen läßt!

Parmenio. Weñ du ſo fortfährſt, ſo kañ ich es werden. Schon traue ich ſelbſt nicht mehr recht!

Philotas. Was wollte ich alſo ſagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich ſagen, als das Glük oft in das albernſte Gehirn wirft, ſo einen habe auch ich jezt ertapt. Blos ertapt; von dem Meinigen iſt nicht das Geringſte dazu gekommen. Deñ hätte mein Verſtand, meine Erfindungskraft einigen Antheil daran, würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber ſo kañ ich ihn nicht mit dir überlegen; er verſchwindet, weñ ich ihn mittheile; ſo zärtlich, ſo fein iſt er, ich traue mir ihn nicht in Worte zu kleiden; ich denke ihn nur, wie mich der Philoſoph Gott zu denken gelehrt hat, und auf's höchſte köñte ich dir nur ſagen, was er nicht iſt. — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindiſcher Einfall iſt: ein Einfall, den ich für einen glüklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glüklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kañ

er nichts nüzen, ſo kañ er doch auch nichts ſchaden. Das weiß ich gewiß; es iſt der unſchädlichſte Einfall von der Welt: ſo unſchädlich als — als ein Gebet. Wirſt du deßwegen zu beten unterlaſſen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verdirb mir immer alſo meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich, weñ du mich nur ein klein wenig lieb haſt! — Willſt du? Kañ ich mich darauf verlaſſen? Willſt du machen, daß ich erſt morgen ausgewechſelt werde? Willſt du?

Parmenio. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, weñ du einmal König wirſt, gib dich nicht mit dem Befehlen ab. Befehlen iſt ein unſicheres Mittel, befolgt zu werden. Wem du etwas recht ſchweres aufzulegen haſt, mit dem mache es, wie du es jezt mit mir gemacht haſt; und weñ er dir alsdañ ſeinen Gehorſam verweigert — Ich muß auch wiſſen, was ein Mañ verweigern kañ.

Philotas. Was Gehorſam! Was hat die Freundſchaft, die du mir erweiſeſt, mit dem Gehorſame zu thun! Willſt du, mein Freund? —

Parmenio. Hör auf! hör auf! Du haſt mich ſchon ganz. Ja doch, ich will alles. Ich will es, ich will es deinem Vater ſagen, daß er dich erſt morgen auslöſen ſoll. Warum zwar erſt morgen — das weiß ich nicht! Das brauch' ich nicht zu wiſſen; das braucht auch er nicht zu wiſſen. Genug, ich weiß, daß du es willſt. Und ich will alles, was du willſt. Willſt du ſonſt nichts? Soll ich ſonſt nichts thun? Soll ich für dich durch's Feuer rennen? mich für dich vom Felſen herab ſtürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Jezt thu ich dir alles! Sogar — ſage ein Wort,

und ich will für dich ein Verbrechen, ein Buben-ſtük begehen! Die Haut ſchaudert mir zwar; aber doch Prinz, weñ du willſt, ich will, ich will —

Philotas. O, mein beſter, feuriger Freund! O du — wie ſoll dich nennen? — du Schöpfer meines künftigen Ruhms: Dir ſchwöre ich bei allem, was mir am heiligſten iſt, bei der Ehre meines Vaters, bei dem Glüke ſeiner Waffen, bei der Wohlfahrt ſeines Landes ſchwöre ich dir, nie in meinem Leben dieſe deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergeſſen. Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun, Parmenio, ſchwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten! —

Parmenio. Ich ſchwören? Ich bin zu alt zum Schwören.

Philotas. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bei meinem Vater geſchworen; ſchwöre du mir bei deinem Sohne! Du liebſt ihn doch, deinen Sohn? Du liebſt ihn doch recht herzlich?

Parmenio. So herzlich, wie dich! — Du willſt es, und ich ſchwöre. Ich ſchwöre dir, bei meinem einzigen Sohne, bei meinem Blute, das in ſeinen Adern wallet, bei dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einſt bluten wird: bei dieſem Blute ſchwöre ich dir, mein Wort zu halten! Uud weñ ich es nicht halte, ſo falle mein Sohn in ſeiner erſten Schlacht, und erlebe ſie nicht, die glorreichen Tage deiner Regirung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! —

Philotas. Höret ihn noch nicht, ihr Götter! — Du haſt mich zum beſten, Alter. In der

erſten Schlacht fallen; meine Regirung nicht erleben; iſt das ein Unglük? Iſt früh ſterben ein Unglük?

Parmenio. Das ſage ich nicht. Doch nur deßwegen, um dich auf dem Throne zu ſehen, um dir zu dienen, möchte ich — was ich ſonſt durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden. — Dein Vater iſt gut; aber du wirſt beſſer, als er.

Philotas. Kein Lob zum Nachtheile meines Vaters! — Ändere deinen Schwur! Kom̄, ändere ihn ſo; wen̄ du dein Wort nicht hältſt, ſo möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden; er möge, wen̄ er zwiſchen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigſten Jahre ungern ſterben.

Parmenio. Ich entſeze mich — Doch ſchwöre ich: das mög' er! — Höret den gräßlichſten der Schwüre, ihr Götter!

Philotas. Höret ihn! — Nun gut; nun kan̄ſt du gehen, Parmenio. Wir haben einander lange genug aufgehalten, und faſt zu viel Umſtände über eine Kleinigkeit gemacht. Den̄ iſt es nicht eine wahre Kleinigkeit, meinem Vater zu ſagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher als morgen auswechſle? Und wen̄ er ja die Urſache wiſſen will; wohl, ſo erdenke dir unter Weges eine Urſache.

Parmenio. Das will ich auch! Ich habe zwar, ſo alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit geſonnen. Aber doch, dir zu Liebe, Prinz — Laß mich nur; das Böſe lernt ſich auch noch im Alter. — Lebe wohl!

Philotas. Umarme mich! — Geh!

Sechſter Auftritt.

Philotas.

Es ſoll ſo viele Betrüger in der Welt geben, und das Betrügen iſt doch ſo ſchwer, weñ es auch in der beſten Abſicht geſchieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müßen! — Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erſt morgen auslöſet, und er ſoll mich gar nicht auszulöſen brauchen. — Nun habe ich Zeit genug gewonnen! Zeit genug, mich in meinem Vorſaze zu beſtärken — Zeit genug, die ſicherſten Mittel zu wählen. — Mich in meinem Vorſaze zu beſtärken? — Wehe mir, weñ ich deſſen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, weñ du mein Theil nicht biſt, o ſo ſtehe du mir bei, Hartnäkigkeit des Jünglings!

Ja, es bleibt dabei! es bleibt feſt dabei! — Ich fühl' es, ich werde ruhig — ich bin ruhig! — Der du jezt da ſteheſt, Philotas — (indem er ſich ſelbſt betrachtet) — Ha! es muß ein treflicher, ein großer Anblik ſein: ein Jüngling geſtrekt auf den Boden, das Schwert in der Bruſt! —

Das Schwert? Götter! o ich Elender! ich Ärmſter! — Und jezt erſt werde ich es gewahr? Ich habe kein Schwert; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelaſſen; aber Gold war der Heft. — Unſeliges Gold, biſt du deñ immer das Verderben der Tugend?

Kein Schwert? Ich kein Schwert? — Götter! barmherzige Götter, dies Einzige ſchenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erſchaffen, ihr köñtet mir kein Schwert ſchaffen, — weñ ihr

wolltet? — Was iſt nun mein großer, ſchimmernder Entſchluß? Ich werde mir ſelbſt ein bitteres Gelächter. —

Und da komt er auch ſchon wieder, der König. — Still! Weñ ich das Kind ſpielte? — Dieſer Gedanke verſpricht etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glüklich —

Siebenter Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Aridäus. Nun ſind die Boten fort, mein Prinz. Sie ſind auf den ſchnellſten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters iſt ſo nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Philotas. Du biſt alſo, König, wohl ſehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Aridäus. Wird es dein Vater weniger ſein, dich wieder an ſeine Bruſt zu drüken? — Laß mich aber, liebſter Prinz, deine Geſellſchaft genießen. In ihr wird mir die Zeit ſchneller verſchwinden; und vielleicht, daß es auch ſonſt glükliche Folgen hat, weñ wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder ſind ſchon oft die Mittelsperſonen zwiſchen veruneinigten Vätern geweſen. Folge mir alſo in mein Zelt, wo die beſten meiner Befehlshaber deiner warten. Sie brennen vor Begierde, dich zu ſehen und zu bewundern.

Philotas. Männer, König, müßen kein Kind bewundern. Laß mich alſo nur immer hier. Scham und Ärgerniß würden mich eine ſehr einfältige Perſon ſpielen laſſen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da ſeh' ich nicht, was daraus kommen köñte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwikelt ſind; und das Recht — das Recht, glaub' ich, iſt auf Seiten meines Vaters. Das glaub' ich, König, und will es

nun einmal glauben — weñ du mir auch das Gegentheil unwiderſprechlich zeigen köñteſt. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einſicht, als die Einſicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Aridäus. Prinz, es zeiget einen großen Verſtand, ſeinen Verſtand ſo zu verläugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich alſo auch vor dir nicht ſoll rechtfertigen können. — Unſeliger Krieg! —

Philotas. Ja wohl, unſeliger Krieg! — Und wehe ſeinem Urheber!

Aridäus. Prinz! Prinz! erinnere dich, daß dein Vater das Schwert zuerſt gezogen. Ich mag in deine Verwünſchungen nicht einſtimmen. Er hatte ſich übereilt, er war zu argwöhniſch —

Philotas. Nun ja; mein Vater hat das Schwert zuerſt gezogen. Aber entſteht die Feuersbrunſt erſt dañ, weñ die lichte Flamme durch das Dach ſchlägt? Wo iſt das geduldige, galloſe, unempfindliche Geſchöpf, das durch unaufhörliches Neken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — deñ du zwingſt mich mit aller Gewalt, von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine ſtolze, verächtliche Antwort du ihm ertheilteſt, als er — Doch du ſollſt mich nicht zwingen; ich will nicht davon ſprechen! Unſere Schuld und Unſchuld ſind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beſchönigungen fähig. Nur dem untrüglichen Auge der Götter erſcheinen wir, wie wir ſind; nur das kañ uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, ſprechen ihr Urtheil durch das Schwert des Tapferſten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmüthig von dieſem höchſten Gerichte wieder zu den niedrigen wenden? Sind unſere Fäuſte ſchon ſo müde, daß die geſchmeidige Zunge ſie ablöſen müße?

Aridäus. Prinz, ich höre dich mit Erſtaunen —

Philotas. Ach! — Auch ein Weib kan̄ man mit Erſtaunen hören!

Aridäus. Mit Erſtaunen, Prinz, nicht ohne Jammer! — Dich hat das Schikſal zur Krone beſtim̄t, dich! — Dir will es die Glükſeligkeit eines ganzen, mächtigen, edlen Volkes anvertauen; dir! Welch eine ſchrekliche Zukunft enthüllt ſich mir! Du wirſt dein Volk mit Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirſt mehr Siege, als glükliche Unterthanen zählen. — Wohl mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirſt es ihm ſchwerlich vergönnen, den Harniſch abzulegen. —

Philotas. Beruhige den Vater, o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Aridäus. Weit mehr? Erkläre dich —

Philotas. Habe ich ein Räthſel geſprochen? — O, verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedacht und Abſichten ſprechen ſoll. — Ich wollte nur ſagen: Die Frucht iſt oft ganz anders, als die Blüthe ſie verſpricht. Ein weibiſcher Prinz, hat mich die Geſchichte gelehret, ward oft ein kriegeriſcher König. Kön̄te mit mir ſich nicht das Gegentheil zutragen? — Oder vielleicht ward auch dieſes meine Meinung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden laſſen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menſchen, wen̄ du in der Zukunft mich als einen Verſchwender des Koſtbarſten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen, ſieheſt! —

Aridäus. Ja, Prinz; was iſt ein König, wen̄ er kein Vater iſt! Was iſt ein Held ohne Menſchenliebe! Nun erkenne ich auch dieſe in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber kom̄, kom̄; wir müßen hier nicht allein bleiben. Wir ſind einer dem andern zu ernſthaft. Folge mir!

Philotas. Verzeih, König —

Aridäus. Weigere dich nicht!

Philotas. So wie ich bin, mich vor vielen ſehen zu laſſen? —

Aridäus. Warum nicht?

Philotas. Ich kan̄ nicht, König; ich kan̄ nicht.

Aridäus. Und die Urſache?

Philotas. O die Urſache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Aridäus. Um ſo viel lieber laß ſie mich hören. Ich bin ein Menſch, und weine und lache gern.

Philotas. Nun ſo lache den̄! — Sieh, König, ich habe kein Schwert, und ich möchte nicht gern, ohne dieſes Ken̄zeichen des Soldaten, unter Soldaten erſcheinen.

Aridäus. Mein Lachen wird zur Freude. Ich habe im voraus hierauf gedacht, und du wirſt ſogleich befriediget werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwert wieder zu ſchaffen.

Philotas. Alſo laß uns ihn hier erwarten.

Aridäus. Und alsdan̄ begleiteſt du mich doch! —

Philotas. Alsdan̄ werde ich dir auf dem Fuße nachfolgen.

Aridäus. Gewünſcht! da kom̄t er! Nun Strato —

Achter Auftritt.

Strato (mit einem Schwerte in der Hand).
Aridäus. Philotas.

Strato. König, ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwert in deinem Namen von ihm zurük. Aber höre, wie edel ſich der Soldat weigerte. „Der König, ſprach er, muß mir das Schwert „nicht nehmen. Es iſt ein gutes Schwert, und ich „werde es für ihn brauchen. Auch muß ich ein An„denken von dieſer meiner That behalten. Bei den „Göttern, ſie war keine von meinen geringſten! „Der Prinz iſt ein kleiner Dämon. Vielleicht aber „iſt es euch nur um den koſtbaren Heft zu thun“ — Und hiemit, ehe ich es verhindern koñte, hatte ſeine ſtarke Hand den Heft abgewunden, und warf mir ihn verächtlich zu Füßen — „Da iſt er; fuhr er fort. „Was kümmert mich euer Gold?“

Aridäus. O Strato, mache mir den Mañ wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier iſt eines von deinen Schwertern!

Aridäus. Gib her! — Willſt du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Philotas. Laß ſehen! — Ha! (bei Seite.) Habet Dank, ihr Götter! (indem er es lange und ernſthaft betrachtet.) — Ein Schwert!

Strato. Hab' ich nicht gut gewählet, Prinz?

Aridäus. Was findeſt du deiner tiefſinnigen Aufmerkſamkeit ſo werth daran?

Philotas. Daß es ein Schwert iſt! — (indem er wieder zu ſich koñt.) Und ein ſchönes Schwert! Ich werde bei dieſem Tauſche nichts verlieren. — Ein Schwert!

Aridäus. Du zitterſt, Prinz.

Philotas. Vor Freude! — Ein wenig zu kurz ſcheinet es mir bei alle dem. Aber was zu kurz! Ein Schritt näher auf den Feind erſezt, was ihm an Eiſen abgehet. — Liebes Schwert! Welch eine ſchöne Sache iſt ein Schwert, zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas anderem geſpielt. —

Aridäus (zu Strato). O der wunderbaren Vermiſchung von Kind und Held!

Philotas (bei Seite). Liebes Schwert! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber gewagt!

Aridäus. Nun lege das Schwert an, Prinz, und folge mir.

Philotas. Sogleich! — Doch ſeinen Freund und ſein Schwert muß man nicht blos von auſſen kennen. (Er zieht es, und Strato tritt zwiſchen ihn und den König.)

Strato. Ich verſtehe mich mehr auf den Stahl, als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz, der Stahl iſt gut. Der König hat, in ſeinen männlichen Jahren, mehr als einen Helm damit geſpalten.

Philotas. So ſtark werde ich nicht werden! Immerhin! Tritt mir nicht ſo nahe, Strato.

Strato. Warum nicht?

Philotas. So! (indem er zurükſpringt und mit dem Schwerte einen Streich durch die Luft thut.) Es hat den Zuz, wie es ihn haben muß.

Aridäus. Prinz, ſchone deines verwundeten Armes! Du wirſt dich erhizen!

Philotas. Woran erinnerſt du mich, König? — An mein, Unglük; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet und gefangen! Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bei dieſem meinem Schwerte, ich will es nie wieder werden! Nein

mein Vater, nein! Heute ſparet dir ein Wunder das ſchimpfliche Löſegeld für deinen Sohn; künftig ſpar' es dir ſein Tod! Sein gewiſſer Tod, weñ er ſich wieder unmringt ſtehet! — Wieder umringt? Entſezen! Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährten! Freunde! Brüder! Wo ſeid ihr? Alle todt? Überall Feinde? — Überall! Hier durch, Philotas? Ha! Nim̃ das, Verwegener! — Und du das! Und du das! (um ſich hauend.)

Strato. Prinz! was geſchieht dir? Faſſe dich! (geht auf ihn zu.)

Philotas (ſich von ihm entfernend). Auch du, Strato? auch du? — O Feind! ſei großmüthig! Töde mich! Nim̃ mich nicht gefangen! — Und weñ ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringet; doch will ich mich gegen euch alle, gegen eine Welt will ich mich wehren! — Thut euer Beſtes, Feinde! — Aber ihr wollet nicht? Ihr wollet mich nicht töden, Grauſame? Ihr wollet mich mit Gewalt lebendig? — Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieſes mein Schwert, will ich — in dieſe meine Bruſt — eher — (er durchſticht ſich.)

Aridäus. Götter! Strato!

Strato. König!

Philotas. Das wollt' ich! (zurükſinkend).

Aridäus. Halt ihn, Strato! — Hülfe! dem Prinzen zu Hülfe! Prinz, welche wüthende Schwermuth —

Philotas. Vergib mir, König! ich habe dir einen tödlichern Streich verſezt, als mir! — Ich ſterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, iſt gefangen; und der Sohn meines Vaters iſt frei! —

Aridäus. Was hör' ich!

Strato. So war es Vorſaz, Prinz? — Aber als unſer Gefangner hatteſt du kein Recht über dich ſelbſt.

Philotas. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freiheit zu ſterben, die uns die Götter in allen Umſtänden des Lebens gelaſſen haben, ſollte dieſe ein Menſch dem andern verkümmern können? —

Strato. O König! — Das Schreken hat ihn verſteinert! — König!

Aridäus. Wer ruft?

Strato. König!

Aridäus. Schweig!

Strato. Der Krieg iſt aus, König!

Aridäus. Aus? Das läugſt du, Strato! — Der Krieg iſt nicht aus, Prinz! — Stirb nur! ſtirb! Aber nim̃ das mit, nim̃ den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrner Knabe haſt du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibiſchen Art deines Vaters ſind. — Sie ſind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkſt du, daß er nicht ebenſowohl zum Beſten ſeines Vaters ſterben kañ, als du zum Beſten des deinigen? — Er ſterbe! auch ſein Tod erſpare mir das ſchimpfliche Löſegeld! — Strato, ich bin nun verwaiſet, ich armer Man̄! — Du haſt einen Sohn; er ſei der meinige! — Den̄ einen Sohn muß man doch haben. — Glüklicher Strato!

Philotas. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich hör' es!

Aridäus. Lebt er noch? So muß ich ihn wieder haben. Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem todten Körper ſo viel Unehre, ſo viel Schmach erzeigen laſſen! — Ich will ihn —

Philotas. Den todten Körper! — Weñ du dich rächen willſt, König, ſo erweke ihn wieder! —

Aridäus. Ach! wo gerath ich hin!

Philotas. Du dauerſt mich! Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle tugendhafte Freunde, und alle tapfere Glieder eines ſeligen Staates ſind, im Elyſium, ſehen wir uns wieder — Auch wir, König, ſehen uns wieder —

Aridäus. Und verſöhnt! — Prinz! —

Philotas. O, ſo empfanget meine triumphirende Seele, ihr Götter; und dein Opfer, Göttin des Friedens! —

Aridäus. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er ſtirbt! Bin ich ein Verräther, König, weñ ich deinen Feind beweine? Ich kañ mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Aridäus. Beweine ihn nur! — Auch ich — Kom̃! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, weñ ich ihn zu theuer erkaufe! — Umſonſt haben wir Ströme Bluts vergoſſen; umſonſt Länder erobert. Da zieht er mit unſerer Beute davon, der größere Sieger! — Kom̃! ſchaffe mir meinen Sohn! Und weñ ich ihn habe, will ich nicht mehr König ſein. Glaubet ihr Menſchen, daß man es nicht ſatt wird? — (Gehen ab.)

Der
junge Gelehrte.

Ein
Luſtſpiel in drei Aufzügen.

1747.

Perſonen.

Chryſander, ein alter Kaufmañ.
Damis, der junge Gelehrte, Chryſanders Sohn.
Valer.
Juliane.
Anton, Bedienter des Damis.
Liſette.

Der Schauplaz iſt die Studirſtube des Damis.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Damis (am Tiſche unter Büchern). Anton.

Damis. Die Poſt alſo iſt noch nicht da?

Anton. Nein.

Damis. Noch nicht? Haſt du auch nach der rechten gefragt? Die Poſt von Berlin —

Anton. Nun ja doch; die Poſt von Berlin; ſie iſt noch nicht da! Weñ ſie aber nicht bald komt, ſo hab' ich mir die Beine abgelaufen. Thun Sie doch, als ob ſie Ihnen, wer weiß was, mitbringen würde! Und ich wette, weñ's hoch komt, ſo iſt es eine neue Scharteke, oder eine Zeitung, oder ſonſt ein Wiſch.

Damis. Nein, mein guter Anton; diesmal möchte es etwas mehr ſein. Ah! weñ du es wüßteſt —

Anton. Will ich's deñ wiſſen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen köñte. Das iſt mir gewiß etwas ſeltenes? — — Haben Sie mich ſonſt noch wohin zu ſchiken? Ich habe ohnedies auf dem Rathskeller eine kleine Verrichtung, vielleicht iſt's ein Gang. Nu?

Damis (erzürnt). Nein, Schurke!

Anton. Da haben wir's! Er hat alles geleſen, nur kein Complimentirbuch. — Aber beſinnen Sie ſich. Etwa in den Buchladen?

Damis. Nein, Schurke!

Anton. Ich muß das Schurke ſo oft hören, daß ich endlich ſelbſt glauben werde, es ſei mein Taufname. — — Aber zum Buchbinder?

Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdruker? Zu dieſen dreien, Gott ſei Dank! weiß ich mich, wie das Färbepferd um die Rolle.

Damis. Sieht deñ der Schlingel nicht, daß ich leſe? Will er mich noch länger ſtören?

Anton (bei Seite). St! er iſt im Ernſte böſe geworden. Lenk ein, Anton. — — Aber, ſagen Sie mir nur, was leſen Sie deñ da für ein Buch? Poz Stern, was das für Zeug iſt! Das verſtehen Sie? Solche Krakelfüße, ſolche fürchterliche Zikzake, die kañ ein Menſch leſen? Weñ das nicht wenigſtens Fauſts Höllenzwang iſt — Ach, man weiß es ja wohl, wie es den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt ſie der böſe Geiſt, daß ſie auch hexen lernen.

Damis (niñt ſein munteres Weſen wieder an). Du guter Anton! das iſt ein Buch in hebräiſcher Sprache. — Des Ben Maimon Jad Chaſaka.

Anton. Ja doch; wer's nur glauben wollte! Was Hebräiſch iſt, weiß ich endlich auch. Iſt es nicht mit der Grundſprache, mit der Textſprache, mit der heiligen Sprache einerlei? Die warf unſer Pfarrer, als ich noch in die Schule ging, mehr als einmal von der Kanzel. Aber ſo ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle ſeine Bücher begukt; ich mußte ſie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Ha! ha! ha! das kañ wohl ſein. Es iſt Wunders genug, weñ ein Geiſtlicher auf

dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geiſtlichen überhaupt ſind ſchlechte Helden in der Gelehrſamkeit.

Anton. Nu, nu, bei allen trift das wohl nicht ein. Der Magiſter in meinem Dorfe wenigſtens gehört unter die Ausnahme. Verſichert! der Schulmeiſter ſelber hat mir es, mehr als einmal geſagt, daß er ein ſehr gelehrter Man̄ wäre. Und dem Schulmeiſter muß ich das glauben; den̄ wie mir der Herr Pfarrer oft geſagt hat, ſo iſt er keiner von den ſchlechten Schulmeiſtern; er verſteht ein Wort Latein, und kan̄ davon urtheilen.

Damis. Das iſt luſtig! Der Schulmeiſter alſo lobt den Pfarrer, und der Pfarrer, nicht unerken̄tlich zu ſein, lobt den Schulmeiſter. Wen̄ mein Vater zugegen wäre, ſo würde er gewiß ſagen: Manus manum lavat. Haſt du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bei aller Gelegenheit ein lateiniſches Sprüchelchen mit einflikt? Der alte Idiote denkt, weil er ſo einen gelehrten Sohn hat, müße er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen ſei.

Anton. Hab' ich's doch gedacht, daß es etwas albernes ſein müße; den̄ manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verſtehe.

Damis. Doch ſchließe nur nicht daraus, daß alles albern ſei, was du nicht verſtehſt. Ich würde ſonſt viel albernes Zeug wiſſen. — Aber, o him̄liſche Gelehrſamkeit, wie viel iſt dir ein Sterblicher ſchuldig, der dich beſizt! Und wie bejammernswürdig iſt es, daß dich die wenigſten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt, dich bei einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzählungen und einiger übel angebrachten Figu-

ren, zu beſizen. Der Rechtsgelehrte, bei einer unſeligen Geſchiklichkeit, unbrauchbare Geſeze abgeſtorbener Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichſten Urthel in einer noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt ſich wirklich deiner bemächtiget zu haben, weñ er durch eine Legion barbariſcher Wörter die Geſunden krank, und die Kranken noch kränker machen kañ. Aber, o betrogene Thoren! die Wahrheit läßt euch nicht lange in dieſem ſie ſchimpfenden Irrtum. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr ſelbſt erkennet, wie mangelhaft euer Wiſſen ſei; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdañ alle menſchliche Erkeñtniß nach der eurigen, und rufet wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu bejammern ſcheinet, aus: Unſer Wiſſen iſt Stükwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton: der Menſch iſt allerdings einer allgemeinen Erkeñtniß fähig. Es läugnen, heißt ein Bekeñtniß ſeiner Faulheit oder ſeines mäßigen Genies ablegen. Weñ ich erwäge, wie viel ich ſchon nach meinen wenigen Jahren verſtehe, ſo werde ich von dieſer Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Franzöſiſch, Italiäniſch, Engliſch — das ſind ſechs Sprachen, die ich alle vollkommen beſize: und bin erſt zwänzig Jahre alt!

Anton. Sachte! Sie haben eine vergeſſen; die deutſche. —

Damis. Es iſt wahr, mein lieber Anton; das ſind alſo ſieben Sprachen: und ich bin erſt zwanzig Jahre alt!

Anton. Pfui, Herr! Sie haben mich, oder ſich ſelbſt zum beſten. Sie werden doch das, daß Sie Deutſch können, nicht zu ihrer Gelehrſamkeit rechnen? Es war ia mein Ernſt nicht.

Damis. Und alſo denkſt du wohl ſelber Deutſch zu können.

Anton. Ich? ich? nicht Deutſch? Es wäre ein verdam̃ter Streich, wen̄ ich Kalmukiſch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter kennen und können iſt ein Unterſchied. Du kan̄ſt Deutſch, das iſt: du kan̄ſt deine Gedanken mit Tönen ausdruken, die einem Deutſchen verſtändlich ſind; das iſt, die eben die Gedanken in ihm erweken, die du bei dir haſt. Du kan̄ſt aber nicht Deutſch, das iſt: du weißt nicht, was in dieſer Sprache gemein oder niedrig, rauh oder annehmlich, undeutlich oder verſtändlich, alt oder gebräuchlich iſt; du weißt ihre Regeln nicht; du haſt keine gelehrte Ken̄tniß von ihr.

Anton. Was einem die Gelehrten nicht weiß machen wollen! Wen̄ es nur auf Ihr das iſt ankäme, ich glaube, Sie ſtritten mir wohl gar noch ab, daß ich eſſen kön̄te.

Damis. Eſſen? Je nun wahrhaftig, wen̄ ich es genau nehmen will, ſo kan̄ſt du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht eſſen? Und trinken wohl auch nicht?

Damis. Du kan̄ſt eſſen, das iſt: du kan̄ſt die Speiſen zerſchneiden, in den Mund ſteken, kauen, herunter ſchluken, und ſo weiter. Du kan̄ſt nicht eſſen, das iſt: du weißt die mechaniſchen Geſeze nicht, nach welchen es geſchiehet; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabei thätigen Muſkel iſt; ob der Digaſtrikus oder der Maſſeter, ob der Pterygoideus internus oder externus, ob der Zygomatikus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. — Ach, ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich ſehe, iſt das, ob mein Magen etwas davon erhält, und ob mir's bekomt. — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wohl, daß ich eine verſtehe, die Sie nicht verſtehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verſtände?

Anton. Ja; rathen Sie einmal.

Damis. Kanſt du etwa Koptiſch?

Anton. Foptiſch? Nein, das kan ich nicht.

Damis. Chineſiſch? Malabariſch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumrathen. Haben Sie meinen Vetter nicht geſehen? Er beſuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redete nichts, als dieſe Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzem zu mir kam, war doch wohl nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kan Wendiſch; und das können Sie nicht.

Damis (nachſinnend). Er hat Recht. — Mein Bedienter ſoll eine Sprache verſtehen, die ich nicht verſtehe? Und noch dazu eine Hauptſprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandtſchaft mit der hebräiſchen ſehr groß ſein ſoll. Wer weiß, wie viel Stamwörter, die in dieſer verloren ſind, ich in jener entdeken könte! — Das Ding fängt an, mir im Kopfe herumzugehen!

Anton. Sehen Sie! — Doch wiſſen Sie was? Wen Sie mir meinen Lohn verdopeln, ſo ſollen Sie bald ſo viel davon verſtehen, als ich ſelbſt. Wir wollen fleiſſig mit einander wendiſch parliren, und — Kurz, überlegen Sie es. Ich vergeſſe über dem verdamten Plaudern meinen Gang auf den

Rathskeller ganz und gar. Ich bin gleich wieder zu Ihren Dienſten.

Damis. Bleib jezt hier; bleib hier.

Anton. Aber Ihr Herr Vater komt. Hören Sie? Wir könten doch nicht weiter reden. (Geht ab.)

Damis. Weñ mich doch mein Vater ungeſtört laſſen wollte. Glaubt er deñ, daß ich ſo ein Müßiggänger bin, wie er?

Zweiter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſ. Immer über den verdamten Büchern! Mein Sohn, zu viel iſt zu viel. Das Vergnügen iſt ſo nöthig, als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studiren iſt mir Vergnügens genug. Wer neben den Wiſſenſchaften noch andere Ergözungen ſucht, muß die wahre Süßigkeit derſelben noch nicht geſchmekt haben.

Chryſ. Das ſage nicht! Ich habe in meiner Jugend auch ſtudirt; ich bin bis auf das Mark der Gelehrſamkeit gekommen. Aber daß ich beſtändig über den Büchern gelegen hätte, das iſt nicht wahr. Ich ging ſpazieren; ich ſpielte; ich beſuchte Geſellſchaften; ich machte Bekañtſchaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend gethan hat, kañ der Sohn auch thun; ſoll der Sohn auch thun. A bove majori discat arare minor! wie wir Lateiner reden. Beſonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, de meliori empfohlen ſein! Das ſind Narren, die einen jungen Menſchen vor dem Frauenzimmer ärger als vor

Skorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, cautius sanguine viperino zu fliehen befehlen. —

Damis. Cautius sanguine viperino? Ja, das iſt noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cur timet flavum Tiberim tangere? cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat? —

O ich höre ſchon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geſchöpft! Deñ ſonſt würden Sie wiſſen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine ſehr nachtheilige Leidenſchaft beſchreibt, und das Frauenzimmer —

Chryſ. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiäner, und meinet das italiäniſche Frauenzimmer. Ja vor dem italiäniſchen warne ich dich auch! das iſt gefährlich! Ich habe einen guten Freund, der in ſeiner Jugend — Doch ſtill! man muß kein Ärgerniß geben. — Das deutſche Frauenzimmer hingegen, o das deutſche! mit dem iſt es ganz anders beſchaffen. — Ich würde der Mañ nicht geworden ſein, der ich doch bin, weñ mich das Frauenzimmer nicht vollends zugeſtuzt hätte. Ich dächte, man ſähe mir's an. Du haſt todte Bücher genug geleſen; guk einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erſtaune — —

Chryſ. O du wirſt noch mehr erſtaunen, weñ du erſt tiefer hinein ſehen wirſt. Das Frauenzimmer, mußt du wiſſen, iſt für einen jungen Menſchen eine neue Welt, wo man ſo viel anzugaffen, ſo viel zu bewundern findet —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erſtaune, will ich ſagen, Sie eine Sprache führen zu

hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorſchriften nicht ausgedrukt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chryſ. Quae, qualis, quanta! Jezt und damals! Tempora mutantur, wie wir Lateiner ſagen.

Damis. Tempora mutantur? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern ſich nicht. Deñ laſſen Sie uns einmal ſehen: was iſt die Zeit? —

Chryſ. Schweig! die Zeit iſt ein Ding, das ich mir mit deinem unnüzen Geplauder nicht will verderben laſſen. Meine damaligen Vorſchriften waren nach dem damaligen Maße deiner Erfahrung und deines Verſtandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beiden ſo viel zu, daß du Ergözlichkeiten nicht zu Beſchäftigungen machen wirſt. Aus dieſem Grunde rathe ich dir alſo — —

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich ſehen. Der Status Controverſiä iſt — —

Chryſ. Ei, der Status Controverſiä mag meinetwegen in Barbara oder in Celarent ſein. Ich bin nicht hergekommen, mit dir zu diſputiren, ſondern — —

Damis. Die Kunſtwörter des Diſputirens zu lernen? Wohl! Sie müßen alſo wiſſen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chryſ. Ich möchte toll werden! Bleib er mir, Herr Informator, mit den Poſſen weg, oder — —

Damis. Poſſen? Dieſe ſeltſamen Benennungen ſind zwar Überbleibſel der ſcholaſtiſchen Phi-

loſophie, das iſt wahr; aber doch ſolche Überbleibſel — —

Chryſ. Über die ich die Geduld verlieren werde, weñ du mich nicht bald anhörſt. Ich komme in der ernſthafteſten Sache von der Welt zu dir, — deñ was iſt ernſthafter als heirathen? — und du — —

Damis. Heirathen? Des Heirathens wegen zu mir? zu mir?

Chryſ. Ha! ha! macht dich das aufmerkſam? Alſo auscultas et perpende!

Damis. Ausculta et perpende? ausculta et perpende? Ein glüklicher Einfall —

Chryſ. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chryſ. Du?

Damis. Ja, ich. Wiſſen Sie, wo ſich dieſes ausculta et perpende herſchreibt? Eben mache ich die Entdekung: aus dem Homer. O was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chryſ. Du und dein Homer, ihr ſeid ein Paar Narren!

Damis. Ich und Homer? Homer und ich? wir beide? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören ſie nur: ſo oft Homer — er war wirklich kein Narr, ſo wenig wie ich — ſo oft er, ſag' ich, ſeine Helden die Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrathe eine Berathſchlagung anheben läßt; ſo oft iſt auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überleget es! Zum Exempel in der Odyſſee:

Κεκλυτε δη νυν μεν, Ιθακησιοι, ὁ, ττι κεν ειπω.

Und darauf folgt deñ auch oft:

Ὡς εφαθ᾽· οἱ δ᾽ αρα του μαλα μεν κλυον, ηδ᾽ επιθοντο.

das iſt: So ſprach er, und ſie gehorchten dem, was ſie gehöret hatten.

Chryſ. Gehorchten ſie ihm? Nun, das iſt vernünftig! Homer mag doch wohl kein Narr ſein. Sieh zu, daß ich von dir auch widerrufen kañ. Deñ wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblik Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinſezen, und dieſe Anmerkung aufſchreiben.

Chryſ. Aufſchreiben? was iſt hier aufzuſchreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer, oder aus dem Geſangbuche iſt?

Damis. Der gelehrten Welt lieget daran; meiner und Homers Ehre lieget daran! Deñ ein halb hundert ſolche Anmerkungen machen einen Philologen. Und ſie iſt neu, muß ich Ihnen ſagen, ſie iſt ganz neu.

Chryſ. So ſchreib ſie ein andermal auf.

Damis. Weñ ſie mir aber wieder entfiele? Ich würde untröſtlich ſein. Haben Sie wenigſtens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chryſ. Gut, das will ich thun; höre mir jezt nur zu. Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebſtes Frauenzimmer; und ich weiß, du keñſt es auch. Hätteſt du wohl Luſt — —

Damis. Ich ſoll ein Frauenzimmer, ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, weñ das jemand hörte, was würde er von meiner Gelehrſamkeit denken? — Ich, ein liebenswürdiges Frauenzimmer? —

Chryſ. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gaſtwirth ſo erſchreken kañ, weñ man ihm Schuld gibt, er kenne den oder jenen Spizbuben, als du erſchrikſt, weil du ein Frauenzimmer kennen ſollſt. Iſt deñ das ein Schimpf?

Damis. Wenigſtens iſt es keine Ehre, beſonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, deſſen Sitten nimt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer iſt eitel, hoffärtig, geſchwäzig, zänkiſch und Zeit Lebens kindiſch, es mag ſo alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr beſorgt ſein ſollte, als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel ſizen, ſeinen eigenen Reiz bewundern; auf ausgekünſtelte Minen ſinnen; mit neugierigen Augen müßig an dem Fenſter liegen; unſinnige Romane leſen, und auf's höchſte zum Zeitvertreibe die Nadel zur Hand nehmen: das ſind ſeine Beſchäftigungen; das iſt ſein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter, ohne Nachtheil ſeines guten Namens, ſolche närriſche Geſchöpfe weiter, als ihrer äuſſerlichen Geſtalt nach, kennen dürfe?

Chryſ. Menſch, Menſch! deine Mutter kehret ſich im Grabe um. Bedenke doch, daß ſie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinge von Natur nun einmal nicht anders ſind! Ob ſchon, wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula sine exceptione. Und ſo eine Exception iſt ſicherlich das Mädchen, das ich jezt im Kopfe habe, und das du keñſt. —

Damis. Nein, nein! ich ſchwöre es Ihnen zu: unſere Muhmen ausgenommen, und Julianen —

Chryſ. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel ſoll mich ſtrafen, weñ ich mir jemals in den Siñ kommen laſſe, mehrere kennen zu lernen!

Chryſ. Je nun, auch das! wie du willſt! Genug, Julianen — die keñſt du.

Damis. Leider!

Chryſ. Und eben Juliane iſt es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. —

Damis. Über Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, weñ Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Corinnen, über Teleſillen oder Praxillen verlangten — —

Chryſ. Stok tauſend! was ſind das für Illen? Den Augenblik ſchwur er, er kenne kein Frauenzimmer: und nun neñt er ein halb Duzend Menſcher. —

Damis. Menſcher? Herr Vater!

Chryſ. Ja, Herr Sohn, Menſcher! Die Endung gibt's gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix. —

Damis. Himmel, Menſcher! griechiſche berühmte Dichterinen Menſcher zu nennen! —

Chryſ. Ja, ja, Dichterinen! das ſind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poëtrix — —

Damis. Poëtrix? O wehe, meine Ohren! Poëtria müßten Sie ſagen; oder Poëtris —

Chryſ. Is oder ix, Herr Buchſtabenkrämer!

Dritter Auftritt.

Chryſander. Damis. Liſette.

Liſette. Hurtig herunter in die Wohnſtube, Herr Chryſander! Man will Sie ſprechen.

Chryſ. Nun, was für ein Narr muß mich jezt ſtören? Wer iſt es deñ?

Liſette. Soll ich alle Narren kennen?

Chryſ. Was ſagſt du? Du haſt ein unglükliches Maul, Liſette, einen ehrlichen Mañ einen Narren zu ſchimpfen? Deñ ein ehrlicher Mañ muß er doch ſei; was wollte er ſonſt bei mir.

Liſette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chryſ. Den Fehler des meinigen?

Liſette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mañ wartet.

Chryſ. Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heiſſen. — Ich werde gleich wieder da ſein, mein Sohn.

Liſette (bei Seite). Ich muß doch ſehen, ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kañ.

Vierter Auftritt.

Liſette. Damis.

Damis. Nun? geht Liſette nicht mit?

Liſette. Ich bin Ihre gehorſamſte Dienerin. Weñ Sie befehlen, ſo werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erſt wiſſen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie

beſtändig ſo allein ſein? Was machen Sie deñ den ganzen Tag auf Ihrer Studirſtube? Werden Ihnen deñ nicht alle Augenblike zu Stunden?

Damis. Ach, was nuzen die Fragen? Fort, fort!

Liſette. Über den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Geſellſchafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige; und das iſt auch Mamſell Julianens Geſchmak. Zwar dañ und wañ leſen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Baniſe, und ſo etwas gutes; aber länger als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den erſten dreien wären wir todt. Und vollends nicht ein Wort dabei zu reden, wie Sie; das wäre unſere Hölle. Ein Vorzug des ganzen mañlichen Geſchlechts kañ es nicht ſein, weil ich Mañsperſonen kenne, die ſo flüchtig und noch flüchtiger ſind, als wir. Es müßen nur ſehr wenig große Geiſter dieſe beſondere Gabe beſizen. —

Damis. Liſette ſpricht ſo albern eben nicht. Es iſt Schade, daß ein ſo guter Mutterwiz nicht durch die Wiſſenſchaften ausgebeſſert wird.

Liſette. Sie machen mich ſchamroth. Bald dürfte ich mich dafür rächen, und Ihnen die Lobeserhebungen nach einander erzählen, die Ihnen von der geſtrigen Gartengeſellſchaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Beſcheidenheit nicht beleidigen. Ich weiß, die Gelehrten halten auf dieſe Tugend allzu viel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Liſette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O beſorge Sie nichts, meine liebe Liſette. Ich will Sie als die Lobeserhebungen eines andern betrachten, und ſo kañ meine Beſchei-

denheit zufrieden ſein. Erzähle Sie mir ſie nur. Blos wegen Ihrer lebhaften und ungekünſtelten Art ſich auszudrüken, wünſche ich ſie zu hören.

Liſette. O meine Art iſt wohl keine von den beſten. Es hat mir ein Lehrmeiſter, wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wiſſen doch wohl, wer die Herren waren, die geſtern bei Ihrem Herrn Vater im Garten ſchmauſeten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabei ſein wollte, ſo habe ich mich auch nicht darum bekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute geweſen ſein, die ſelbſt lobenswürdig ſind, daß man ſich alſo auf ihr Lob etwas einbilden kañ.

Liſette. Das ſind ſie ſo ziemlich. Was würde es Ihnen aber verſchlagen, weñ ſie es auch nicht wären? Sie wollen ja Ihre Lobeserhebungen aus Beſcheidenheit als fremde betrachten. Und hängt deñ die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der ſie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmel! ich höre meinen Vater wieder kommen. Um Gottes willen, liebe Liſette, daß er nicht merkt, daß Sie ſich ſo lange bei mir aufgehalten hat. Geh Sie hurtig unterdeſſen in das Kabinet.

Fünfter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſ. Der verzweifelte Valer! er hätte mir zu keiner ungelegenern Zeit kommen können. Muß ihn deñ der Henker eben heute von

Berlin zurük führen? Und muß er ſich deñ eben gleich bei mir anmelden laſſen? Hui, daß — Nein, Herr Valer, damit kommen Sie zu ſpät. — Nun, mein Sohn — (Damis ſteht zerſtreut, als in tiefen Gedanken.) Hörſt du, mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre alles.

Chryſ. Kurz, du merkſt doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen ſind drei Worte genug. Sapienti sat; ſagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis (noch immer als in Gedanken). Was iſt da zu antworten? — —

Chryſ. Was da zu antworten iſt? — Das will ich dir ſagen. — Antworte, daß du mich verſtanden; daß dir mein Antrag lieb iſt; daß dir Juliane gefällt; daß du mir in allem gehorchen willſt. — Nun, antworteſt du das? —

Damis. Ich will gleich ſehen — (indem er in der angenommenen Zerſtreuung nach einem Buche greift.)

Chryſ. Was kañ in dem Buche davon ſtehen? — Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — Ex libro doctus quilibet esse potest; ſagen wir Lateiner. —

Damis (als ob er in dem Buche läſe). Vollkommen recht! Aber nun, wie weiter? —

Chryſ. Das Weitere gibt ſich, wie das Griechiſche. Du ſagſt ja; ſie ſagt ja; damit wird Verlöbniß; und bald darauf wird Hochzeit; und alsdañ — Du wirſt ſchon ſehen, wie's alsdañ weiter geht. —

Damis. Weñ nun aber dieſe Vorausſezung — (immer noch als ob er läſe.)

Chryſ. Ei, ich ſeze nichts voraus, was im Geringſten zweifelhaft wäre. Juliane iſt eine Waiſe; ich bin ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angelegener ſein, als euch

beide glüklich zu machen? Ihr Vater war mein Freund, und war ein ehrlicher Mañ, obgleich ein Narr. Er hätte einen honnetten Banquerot machen können; ſeine Gläubiger würden auf's Drittel mit ſich haben accordiren laſſen; und er war ſo einfältig und bezahlte bis auf den lezten Heller. Wie iſt mir deñ? haſt du ihn nicht gekañt?

Damis. Von Perſon nicht. Aber ſeine Lebensumſtände ſind mir ganz wohl bewußt. Ich habe ſie, ich weiß nicht in welcher Biographie, geleſen.

Chryſ. Geleſen? gedrukt geleſen?

Damis. Ja, ja; geleſen. Er ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren, und iſt, etwa vor zwanzig Jahren, als Generalſuperintendent in Pommern geſtorben. In orientaliſchen Sprachen war ſeine vornehmſte Stärke. Allein ſeine Bücher ſind nicht alle gleich gut. Dieſes iſt noch eines von den beſten. Eine beſondere Gewohnheit ſoll der Mañ an ſich gehabt haben — —

Chryſ. Von wem ſprichſt deñ du?

Damis. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfaſſer dieſes Buchs bekañt wäre?

Chryſ. Ich glaube, du träumſt; oder es geht gar noch etwas ärgeres in deinem Gehirne vor. Ich frage dich, ob du Julianens Vater noch gekañt haſt?

Damis. Verzeihen Sie mir, weñ ich ein wenig zerſtreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — warum wohl die Rabbinen — das Schurek M'lo Pum heiſſen?

Chryſ. Mit dem verdamten Schurek! Gib doch auf das Acht, was der Vater mit

dir ſpricht! — (Er nimt ihm das Buch aus der Hand.) Du haſt ihn alſo nicht gekant? Ich beſinne mich; es iſt auch nicht wohl möglich. Als er ſtarb, war Juliane noch ſehr jung. Ich nahm ſie gleich nach ſeinem Tode in mein Haus, und Gott ſei Dank! ſie hat viel Wohlthaten hier genoſſen. Sie iſt ſchön, ſie iſt tugendhaft; wem ſollte ich ſie alſo lieber gönnen, als dir? Was meinſt du? — Antworte doch! Stehſt du nicht da, als ob du ſchlieſeſt!

Damis. Ja, ja, Herr Vater. Nur eins iſt noch dabei zu erwägen. —

Chryſ. Du haſt Recht; freilich iſt noch eins dabei zu erwägen: ob du dich nämlich geſchikt befindeſt, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geſchikt? geſchikt? Sie zweifeln alſo an meiner Geſchiklichkeit? — Wie unglüklich bin ich, daß ich Ihnen nicht ſogleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe geben kan! Doch es ſoll noch dieſen Abend geſchehen. Glauben Sie mir, noch dieſen Abend. — Die verdamte Poſt! Ich weiß auch nicht, wo ſie bleibt.

Chryſ. Beruhige dich nur, mein Sohn. Die Frage geſchah eben aus keinem Mißtrauen, ſondern blos weil ich glaube, es ſchike ſich nicht, eher zu heirathen, als bis man ein Amt hat; ſo wie es ſich, ſollte ich meinen, auch nicht wohl ſchikt, eher ein Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heirathen? was Frau? Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein laſſe. Ich muß ihn gleich wieder auf die Poſt ſchiken. Anton! Anton! Doch es iſt mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nun ſelbſt gehen.

Sechſter Auftritt.

Anton. Chryſander.

Anton. Rief mich nicht Herr Damis? Wo iſt er? was ſoll ich?

Chryſ. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe ſtekt. Er ruft dich; er will dich auf die Poſt ſchiken; er beſiñt ſich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen iſt, und geht ſelber. Sage mir nur; willſt du Zeit Lebens ein Eſel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chryſander! ich nehme an den Thorheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute ſchon auf die Poſt laufen müßen. Er verlangt Brief von Berlin. Iſt es meine Schuld, daß ſie nicht kommen?

Chryſ. Der wunderliche Heilige! Du biſt aber nun ſchon ſo lange um ihn; ſollteſt du nicht ſein Gemüth, ſeine Art zu denken, ein wenig kennen?

Anton. Ha! ha! das komt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Keñtniß der Gemüther nennen? Darin bin ich Meiſter; bei meiner Ehre! Ich darf nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur anſehen: huſch habe ich den ganzen Menſchen weg! Ich weiß ſogleich, ob er vernünftig oder eigenſinnig, ob er freigebig, oder ein Knikker — —

Chryſ. Ich glaube gar, du zeigſt auf mich?

Anton. O kehren Sie ſich an meine Hände nicht! — Ob er — —

Chryſ. Du ſollſt deine Kunſt gleich zeigen! Ich habe meinem Sohn eine Heirath vor-

geſchlagen: nun ſage einmal, weñ du ihn keñſt, was wird er thun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damis? Verzeihen Sie mir, bei dem geht meine Kunſt, meine ſonſt ſo wohl verſuchte Kunſt, betteln.

Chryſ. Nu, Schurke, ſo geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemüthsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus ſchließen wollen, iſt unmöglich! und was unmöglich iſt, Herr Chryſander — das iſt unmöglich.

Chryſ. Und wie ſo?

Anton. Weil er gar keine hat.

Chryſ. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; ſondern alle Augenblike eine andere. Die Bücher und die Exempel, die er lieſt, ſind die Winde, nach welchen ſich der Wetterhahn ſeiner Gedanken richtet. Nur bei dem Kapitel von Heirathen ſtehen zu bleiben, weil das einmal auf dem Tapete iſt, ſo beſinne ich mich, daß — Deñ vor allen Dingen müßen Sie wiſſen, daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von jeher ſein Vertrauter geweſen, und von jeher der, mit dem er ſich immer am liebſten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Univerſität mit einander diſputirt. Und ich weiß nicht, er muß doch ſo etwas an mir finden; etwa eine Eigenſchaft, die er an andern nicht findet —

Chryſ. Ich will dir ſagen, was das für eine Eigenſchaft iſt: deine Dum̃heit! Es ergözt ihn, weñ er ſieht, daß er gelehrter iſt als du. Biſt du nun vollends ein Schalk, und widerſprichſt ihm nicht, und lobſt ihn in's Geſicht, und bewunderſt ihn —

Anton. Je verflucht! Da verrathen Sie mir ja meine ganze Politik! Wie ſchlau ein alter Kaufmañ nicht iſt!

Chryſ. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heirathen —

Anton. Ja darüber hat er ſchon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel: ich weiß die Zeit, da er gar nicht heirathen wollte.

Chryſ. Gar nicht? ſo muß ich noch heirathen. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen laſſen? Der Böſewicht! Aber warum deñ nicht?

Anton. Darum; weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der eheloſe Stand ſei für einen Gelehrten der ſchiklichſte. Gott weiß, ob dieſe Herren allzu geiſtlich oder allzu fleiſchlich ſind geſiñt geweſen! Als ein künftiger Hageſtolz hatte er ſich auch ſchon auf verſchiedene ſiñreiche Entſchuldigungen gefaßt gemacht.

Chryſ. Auf Entſchuldigungen? Kañ ſich ſo ein ruchloſer Menſch, der dieſes heilige Sacrament — Deñ im Vorbeigehen zu ſagen, ich bin mit unſern Theologen gar nicht zufrieden, daß ſie den Eheſtand für kein Sacrament wollen gelten laſſen — der, ſage ich, dieſes helige Sacrament verachtet, kañ ſich der noch unterſtehen, ſeine Gottloſigkeit zu entſchuldigen? Aber, Kerl! ich glaube, du machſt mir etwas weiß, deñ nur vorhin ſchien er ja meinen Vorſchlag zu billigen.

Anton. Das iſt unmöglich richtig zugegangen. Wie ſtellte er ſich dabei an? Laſſen Sie ſehen: ſtand er etwa da, als weñ er vor den Kopf geſchlagen wäre? ſah er etwa ſteif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? grif er etwa nach einem Buche, als weñ er darin leſen wollte? ließ er Sie etwa ungeſtört fortreden?

Chryſ. Getroffen! du malſt ihn, als ob du ihn geſehen hätteſt.

Anton. O, da ſieht es windig aus! Weñ er es ſo macht, will er haben, daß man ihn für zerſtreut halten ſoll. Ich kenne ſeine Muken. Er hört alsdañ alles, was man ihm ſagt, allein die Leute ſollen glauben, er habe es vor vielem Nachſinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; weñ man ihm aber ſeine Antwort wieder vorlegt, ſo wird er nimmermehr zugeſtehen, daß ſie auf das gegangen ſei, was man von ihm hat wiſſen wollen.

Chryſ. Nun, wer noch nicht geſtehen will, daß zu viel Gelehrſamkeit den Kopf verwirre, der verdient es ſelber zu erfahren. Gott ſei Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum; ſagen wir Lateiner ſehr ſpaßhaft. — Aber Gott ſei dem Böſewicht gnädig, weñ er auf dem Vorſaze verharret! Weñ er behauptet, es ſei nicht nöthig zu heirathen und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht zu verſtehen geben, es ſei auch nicht nöthig geweſen, daß ich ihn gezeuget habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es iſt wahr, kein größerer Undank kañ unter der Sonne ſein, als weñ ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die ſein Vater hat über ſich nehmen müßen, um ihn in die Welt zu ſezen.

Chryſ. Nein; gewiß, an mir ſoll der heilige Eheſtand ſeinen Vertheidiger finden!

Anton. Der Wille iſt gut, aber lauter ſolche Vertheidiger würden die Conſumtionsacciſe ziemlich geringe machen.

Chryſ. Wie ſo?

Anton. Bedenken Sie es ſelbſt! drei Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chryſ. Kaum? was willſt du mit dem kaum ſagen, Schlingel?

Anton. Hui, daß Sie etwas ſchlimmeres darunter verſtehen, als ich.

Chryſ. Zwar im Vertrauen, Anton; weñ die Weiber vor zwanzig Jahren ſo geweſen wären, wie die Weiber jezo ſind, ich würde auf wunderbare Gedanken gerathen. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren ſo frech noch nicht, wie die jezigen; ſo treulos noch nicht, wie ſie heutzutage ſind; ſo lüſtern noch nicht —

Anton. Iſt das gewiß? Nun wahrhaftig, ſo hat man meiner Mutter Unrecht gethan, die vor 33 Jahren von ihrem Manne, der mein Vater nicht ſein wollte, geſchieden wurde! Doch das iſt ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns ſind luſtiger.

Chryſ. Ärgerlicher, ſprich! Aber ſage mir, was waren deñ ſeine Entſchuldigungen?

Anton. Seine Entſchuldigungen waren Einfälle, die auf ſeinem Miſte nicht gewachſen waren. Er ſagte zum Exempel: ſo lange er unter vierzig Jahren ſei, und ihn jemand um die Urſache fragen würde, warum er nicht heirathe, wolle er antworten: er ſei zum Heirathen noch zu jung; wäre er aber über vierzig Jahr, ſo wolle er ſprechen: nunmehr ſei er zum Heirathen zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch ſoll ſo geſagt haben. — Ein anderer Vorwand war der: er heirathete deßwegen nicht, weil er alle Tage Willens wäre, ein Mönch zu werden: und würde deßwegen kein Mönch, weil er alle Tage gedächte zu heirathen.

Chryſ. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da ſieht man, wohin ſo ein böſes Gemüth, das keine Ehrfurcht für den heiligen Eheſtand hat,

verfallen kañ! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohn geſucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bei ihrem Sohn iſt alles nur ein Übergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeſchreibung eines Gelehrten geleſen; er hatte Geſchmak daran gefunden, und ſogleich beſchloſſen, ihn bei Gelegenheit als den ſeinigen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, ſo wie etwa, ſo wie etwa — — Schade, daß ich kein Gleichniß dazu finden kañ! Kurz, ſie ward verjagt. Er wollte nunmehr heirathen, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chryſ. Weñ doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andere ehrliche Männer mit böſen Weibern verſchont blieben.

Anton. Ja, meinte er, es würde doch hübſch klingen, weñ es einmal von ihm heiſſen köñte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit böſen Weibern geſtraft hat, gehört auch der berühmte Damis; gleichwohl kañ ſich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieſes Hauskreuz nur im Geringſten abgehalten hätte, ihr mit unzählbaren gelehrten Schriften zu dienen.

Chryſ. Mit Schriften! ja, die mir am theuerſten zu ſtehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht ſchon an die Buchdruker bezahlen müßen! Der Böſewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erſt angefangen zu ſchreiben! Es wird ſchon beſſer kommen.

Chryſ. Beſſer? vielleicht damit man ihn endlich einmal auch unter die zählen kañ, die ihren Vater arm geſchrieben haben!

Anton. Warum nicht? weñ es ihm Ehre brächte. —

Chryſ. Die verdamte Ehre!

Anton. Um die thut ein junger Gelehrter alles! Weñ es auch nach ſeinem Tode heiſſen ſollte: unter diejenigen Gelehrten, die zum Teufel gefahren ſind, gehört auch der berühmte Damis! was ſchadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt. —

Chryſ. Kerl, du erſchrekſt mich! Aber du, der du weit älter biſt als er, kañſt du ihn nicht dañ und wañ zurechte weiſen? —

Anton. O, Herr Chryſander! Sie wiſſen wohl, daß ich keinen Gehalt als Hofmeiſter bekomme. Und dazu meine Dum̃heit —

Chryſ. Ja, die du annim̃ſt, um ihn deſto dümmer zu machen.

Anton (bei Seite). St! der keñt mich. — Aber glauben Sie, daß es ihm mit der böſen Frau ein Ernſt war? Nichts weniger! Eine Stunde darauf wollte er ſich eine gelehrte Frau ausſuchen.

Chryſ. Nun, das wäre doch noch etwas kluges!

Anton. Etwas kluges? Nach meiner unvorgreiflichen Meinung iſt es gleich der dum̃ſte Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau wie Ihr Herr Sohn! Zittern und Entſezen möchte einen ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! eh ich mir eine Gelehrte aufhängen ließe —

Chryſ. Narr! ſie gehen unter andern Leuten, als du biſt, reiſſend weg. Weñ ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht ſelbſt eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlin?

Chryſ. Karlin? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht?

Chryſ. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit rothen Aufſchlägen, und auf ſeiner Soñtagsmontur

rothe und blaue Achſelbänder. Sie müßen ihn bei mir geſehen haben. Er hatte eine etwas lange Naſe. Sie war ein Erbſtük; deñ er wollte aus der Geſchichte wiſſen, daß ſchon ſein Ururältervater, der ehedem einem gewiſſen Turnier als Stallknecht beigewohnt, eine eben ſo lange gehabt habe. Sein einziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Beſinnen Sie ſich nun?

Chryſ. Soll ich deñ alle das Lumpengeſindel kennen, das du keñſt? und was willſt du deñ mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn alſo im Ernſt nicht? O! da kennen Sie einen ſehr großen Geiſt weniger. Ich will Ihnen zu ſeiner Bekañtſchaft verhelfen; ich gelte etwas bei ihm.

Chryſ. Ich glaube, du ſchwärmſt manchmal ſo gut, als mein Sohn. Wie komſt du deñ auf die Poſſen?

Anton. Eben der Karlin, will ich ſagen — O! es iſt ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen. — Eben der Karlin, ſage ich, hat einmal bei einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel — er ſah gut aus, und wie nun der Apetit ſich nach dem Stande nicht richtet — kurz, er mußte ſie näher gekañt haben. Wo hätte er ſonſt ſo viel Verſtand her? Endlich merkte es auch ſein Herr, daß er bei der Frau in die Schule ging. Er bekam ſeinen Abſchied, eh er ſich's verſah. Die arme Frau!

Chryſ. Ach, ſchweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zulezt ſeine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heirathen.

Chryſ. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigſtens ein halb Duzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Troz! Er las damals gleich ein Buch —

Chryſ. Die verdam̃ten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es ſoll ihm ſchon vergehen, mehr als eine zu nehmen, weñ er nur erſt die genommen hat, die ich jezt für ihn im Kopfe habe. Und was meinſt du wohl, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird er es thun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Weñ ich wüßte, was für ein Buch er zulezt geleſen hat, und weñ ich dieſes Buch ſelbſt leſen köñte, und weñ —

Chryſ. Ich ſehe ſchon, ich werde deine Hülfe nöthig haben. Du biſt zwar ein Gauner, aber ich weiß auch, man kom̃t jezt mit Betrügern weiter, als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ei, Herr Chryſander, für was halten Sie mich?

Chryſ. Ohne Complimente, Herr Anton! Ich verſpreche dir eine Belohnung, die deinen Verdienſten gemäß ſein ſoll, weñ du meinen Sohn, quovis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernſt oder Schraubereien, vel sic, vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heirathen bereden kañſt.

Anton. Wen? Julianen?

Chryſ. Julianen; illam ipsam.

Anton. Unſere Mamſell Juliane? Ihr Mündel? Ihre Pflegetochter?

Chryſ. Keñſt du eine andere?

Anton. Das iſt unmöglich; oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr ſein.

Chryſ. Gehört? ſo? haſt du etwas von ihr gehört? doch wohl nichts böſes?

Anton. Was gutes war es freilich nicht.

Chryſ. Ei! ich habe auf das Mädchen ſo groſſe Stüken gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — he?

Anton. Weñ es nichts mehr wäre! ſo ein klein Fehlerchen entſchuldigt die Mode. Aber, es iſt noch etwas weit ärgeres für eine gute Jungfer, die gern nicht länger Jungfer ſein möchte.

Chryſ. Noch etwas weit ärgeres? ich verſtehe dich nicht.

Anton. Und Sie ſind gleichwohl ein Kaufmañ?

Chryſ. Noch etwas weit ärgeres? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmſte —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wohl, wie Sie vorher ſelbſt weislich erinnerten.

Chryſ. Nun ſo erkläre dich deutlicher. Ich habe nicht Luſt, deine närriſchen Gedanken zu errathen.

Anton. Und nichts iſt doch leichter. Mit einem Worte: ſie ſoll kein Geld haben. Man hat mir geſagt, in Anſehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund geweſen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu ſich genommen, und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chryſ. Da hat man dir nun wohl keine Lügen geſagt; gleichwohl aber ſoll ſie doch kein anderer haben, als mein Sohn, weñ nur er — Deñ ſieh, Anton, ich muß dir das ganze Räthſel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld? und auf dieſe Art köñten Sie auch mich wohl reich machen. Wollen Sie ſo gut ſein?

Chryſ. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kañſt du ſchweigen?

Anton. Verſuchen Sie es.

Chryſ. Höre alſo; mit Julianens Vermögen ſteht es ſo: ihr Vater kam durch einen Proceß, den er endlich doch mußte liegen laſſen, kurz vor ſeinem Tode, um alle das Seine. Jezt nun iſt mir ein gewiſſes Document in die Hände gefallen, das er lange vergebens ſuchte, und das dem ganzen Handel ein anderes Anſehen gibt. Es komt nur darauf an, daß ich ſo viel Geld hergebe, den Proceß wieder anzufangen. Das Document ſelbſt habe ich bereits an meinen Advocaten nach Dresden geſchikt. —

Anton. Gott ſei Dank, daß Sie wieder zum Kaufman werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen ſollte. — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch ſchon?

Chryſ. O! das gute Kind will mir, wie es ſpricht, in allem gehorchen. Unterdeſſen hat ſich doch ſchon Valer auf ſie geſpizt. Er hat mir vor einiger Zeit auch ſeine Gedanken deßhalb eröfnet. Eh' ich das Document bekam —

Anton. Ja, da war uns an Julianen ſo viel nicht gelegen. Sie machten ihm alſo Hofnung?

Chryſ. Freilich! Er iſt heute von Berlin wieder zurükgekommen, und hat ſich auch ſchon bei mir melden laſſen. Ich beſorge, ich beſorge — Doch wen mein Sohn nur will — Und dieſen, Anton, du verſtehſt mich — Ein Narr iſt auf viel Seiten zu faſſen; und ein Man, wie du, kan auf viel Seiten faſſen. — Du wirſt ſehen, daß ich erkentlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Dienſten bin, zumal wen mich die Erkentlichkeit zuerſt herausfordert, und —

Siebenter Auftritt.

Anton. Chryſander. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chryſander, kommen Sie doch hurtig herunter. Herr Valer iſt ſchon da, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

Chryſ. Thut Sie doch ganz fröhlich, mein Jüngferchen!

Anton (ſachte zu Chryſandern). Hui! daß Valer ſchon den Vogel gefangen hat.

Chryſ. Das wäre mir gelegen.

(Anton und Chryſander gehen ab.)

Achter Auftritt.

Juliane. Liſette.

Liſette (gukt aus dem Kabinet). Bſt! bſt! bſt!

Juliane. Nun, wem gilt das? Liſette? biſt du's? Was machſt du deñ hier?

Liſette. Ja, das werden Sie wohl nimmermehr glauben, daß ich und Damis ſchon ſo weit mit einander gekommen ſind, daß er mich verſteken muß. Schon kañ ich ihn um einen Finger wikeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, ſo hab' ich ihn im Sake

Juliane. Und alſo hätte ich wohl, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte doch der Himmel, daß die Verbindung, die ſein Vater zwiſchen uns —

Liſette. Ach, ſein Vater! der Schalk, der Geizhals! Jezt habe ich ihn kennen gelernt.

Juliane. Was gibſt du ihm für Titel? Seine Gütigkeit iſt nur gar zu groß Seine Wohlthaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand ſeines Sohnes, und mit ihr ſein ganzes Vermögen an. Aber wie unglüklich bin ich dabei! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Valer, und Dankbarkeit —

Liſette. Noch vor einer Minute war ich in eben dem Irrtum. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus ſeinem Munde: nicht aus Freundſchaft für Sie, ſondern aus Freundſchaft für Ihr Vermögen, will er dieſe Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? Du ſchwärmſt, Was habe ich deñ, das ich nicht von ihm hätte?

Liſette. Kommen Sie, kommen Sie. Hier iſt der Ort nicht, viel zu ſchwazen. Ich will Ihnen alles erzählen, was ich gehört habe.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Valer. Juliane.

Liſette (noch innerhalb der Scene.) Nur hier herein; Damis iſt ausgegangen. Sie können hier ſchon ein Wörtchen mit einander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer, mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich bin ihm zu viel ſchuldig; er hat durch ſeine Wohlthaten das größte Recht über mich erhalten. Es koſte mir, was es wolle; ich muß die Heirath eingehen, weil es Chryſander verlangt. Oder ſoll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie ſind ſelbſt tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler denken gelehrt. Mich Ihrer werth zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluſte meines Glüks, erfüllen.

Liſette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Verſprechung, Schwur, Treue? Iſt es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach, Valer, Sie wiſſen es beſſer, was zu ſolchen Verſprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht. Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabei.

Valer. Was für eines Vaters? —

Juliane. Desjenigen, dem ich für ſeine Wohlthaten dieſe Benennung ſchuldig bin. Oder halten Sie es für keine Wohlthaten, der Armuth und allen ihren unſeligen Folgen entriſſen zu werden?

Ach, Valer, ich würde Ihr Herz nicht beſizen, hätte nicht Chryſanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anſtändigkeit bilden laſſen.

Valer. Wohlthaten hören auf Wohlthaten zu ſein, wen̄ man ſucht, ſich für ſie bezahlt zu machen. Und was thut Chryſander anders, da er Sie, allzu gewiſſenhafte Juliane, nur deßwegen mit ſeinem Sohn verbinden will, weil er ein Mittel ſieht, Ihnen wieder zu dem größten Theile Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fußen Sie doch auf eine ſo wunderbare Nachricht nicht. Wer weiß, was Liſette gehört hat?

Liſette. Nichts, als was ſich vollkommen mit ſeiner übrigen Aufführung reimt. Ein Man̄, der ſeine Wohlthaten ſchon ausvoſaunet, der ſie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, ſucht etwas mehr, als das bloße Gotteslohn. Und wäre es etwa die erſte Thräne, die Ihnen aus Verdruß, von einem ſo eigennüzig freigebigen Manne abzuhangen, entfahren iſt?

Valer. Liſette hat Recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt Sie nicht mehr? Dieſer Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wen̄ Sie wüßten, wie viel es ihr, gegen die Rathſchläge der Liebe taub zu ſein, koſte; wen̄ Sie wüßten, Valer — — ach, die mißtrauiſchen Männer!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, deſſen ganzes Glük auf dem Spiele ſteht, nicht falſch aus. Sie lieben mich alſo noch? und wollen ſich einem andern überlaſſen?

Juliane. Ich will? Kön̄ten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß.

Valer. Sie müßen? — — Noch iſt nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb iſt, den Zwang zu ſeiner Entſchuldigung machen zu können. — —

Juliane. Ihre Vorwürfe ſind ſo fein, ſo fein! daß ich Sie vor Verdruß verlaſſen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und ſagen Sie mir wenigſtens, was ich dabei thun ſoll?

Juliane. Was ich thu? dem Schikſale nachgeben.

Valer. Ach, laſſen Sie das unſchuldige Schikſal aus dem Spiele!

Juliane. Das unſchuldige? und ich werde alſo wohl die Schuldige ſein? Halten Sie mich nicht länger — —

Liſette. Weñ ich mich nun nicht bald dazwiſchen lege, ſo werden ſie ſich vor lauter Liebe zanken. — Was Sie thun ſollen, Herr Valer? eine große Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andere Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar hat es gute Wege; den überlaſſen Sie nur mir. Der gute Damis! Ich bin, ohne Zweifel, das erſte Mädchen, das ihm ſchmeichelt, und hoffe dadurch auch das erſte zu werden, das von ihm geſchmeichelt wird. Wahrhaftig; er iſt ſo eitel, und ich bin ſo geſchikt, daß ich mich wohl noch zu ſeiner Frau an ihm loben wollte, weñ der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall iſt von Mamſell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was ſagſt du, Liſette? von mir? O Valer, glauben Sie ſolch raſendes Zeug nicht! Hab' ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen ſchlechten Begrif von mir beizubringen?

Liſette. Ja, recht; einen ſchlechten von Ihnen — und weñ es möglich wäre, einen deſto beſſern von mir.

Juliane. Nein, es iſt mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie wenigſtens, liebſte Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und weñ ich auch alle Tugenden beleidigen ſollte? daß ich mich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen nothwendig einmal verächtlich machen müßen? Nein, Valer — —

Liſette. Hören Sie deñ nicht, daß ſie uns gern freie Hand laſſen will? Sie macht es, wie die ſchöne Aſpaſia — — oder wie hieß die Prinzeſſin in dem diken Romane? Zwei Ritter machten auf ſie Anſpruch. Schlagt euch mit einander, ſagte die ſchöne Aſpaſia; wer den andern überwindet, ſoll mich haben. Gleichwohl aber war ſie dem Ritter in der blauen Rüſtung günſtiger, als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrin, mit ihrem blauen Ritter — — (reißt ſich los und geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Liſette. Valer..

Liſette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir iſt nicht lächerlich, Liſette.

Liſette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachſt mich aus?

Liſette. O ſo lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob Sie mich noch liebt —

Liſette. Ungewißheit? Sind deñ alle Männer ſo ſchwer zu überreden? Werden ſie deñ alle zu ſolchen ängſtlichen Zweiflern, ſobald die Liebe ſie ein wenig erhizt? Laſſen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache auf's neue. Spannen Sie vielmehr Ihren Verſtand an, etwas auszuſinnen, um den alten Chryſander — —

Valer. Chryſander traut mir nicht, und kañ mir nicht trauen. Er keñt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umſonſt ſein; er würde den Eigennuz, die Quellen davon, gar bald entdeken. Und weñ ich auch eine völlige Anwerbung thun wollte; was würde es helfen? Er iſt deutſch genug, mir gerade in's Geſicht zu ſagen, daß ich ſeinem Sohne hier nachſtehen müße, welcher wegen der Wohlthaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was ſoll ich alſo anfangen?

Liſette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie, was mir eingefallen iſt. Das Document, oder wie der Quark heißt, iſt das einzige, was Chryſandern zu dieſer Heirath Luſt macht, ſo daß er es ſchon an ſeinen Advocaten geſchikt hat. Wie weñ man von dieſem Advocaten einen Brief unterſchieben köñte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Gültigkeit des Documents verdächtig macht; willſt du ſagen? Der Einfall iſt ſo unrecht nicht! Aber — weñ ihm nun einmal der Advocat ganz das Gegentheil ſchreibt, ſo iſt ja unſer Betrug am Tage.

Liſette. Was für ein Einwurf! Freilich müßen Sie ihn ſtimmen. Es iſt von jeher gebräuch-

lich geweſen, daß es ſich ein Liebhaber etwas muß koſten laſſen.

Valer. Weñ nun aber der Advocat ehrlich iſt?

Liſette. Thun Sie doch, als ob Sie ſeit vier Wochen erſt in der Welt wären. Wie die Geſchenke, ſo iſt der Advocat. Kommen gar keine, ſo iſt der niederträchtigſte Betrüger der redlichſte Mañ. Kommen Geſchenke, aber nur kleine, ſo hält das Gewiſſen noch ſo ziemlich das Gleichgewicht. Es ſteigen alsdañ wohl Verſuchungen bei ihm auf; allein die kleinſte Betrachtung ſchlägt ſie wieder nieder. Kommen aber nur recht anſehnliche, ſo iſt gar bald der ehrlichſte Advocat nicht mehr der ehrlichſte. Er legt die Ehrlichkeit mit den geſchenkten Goldſtüken in den Schaz, wo jene eher zu roſten anfängt, als dieſe. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urtheil iſt zu allgemein. Nicht alle Perſonen von einerlei Stande ſind auf einerlei Art geſinnet. Ich kenne verſchiedene alte rechtſchaffene Sachwalter — —

Liſette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es iſt eben, als weñ Sie ſagten: die großen runden Aufſchläge, die kleinen ſpizen Knöpfe, die erſchreklichen Halskrauſen, aus welchen man Schifsſegel machen köñte, die vierekigten breiten Schuhe, die tiefen Taſchen, kurz, die ganze Tracht, wie ſich etwa Ihre Pathen an Ehrentagen mögen ausſtaffirt haben, wären noch jezt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebükte zitternde Männerchen über die Gaſſen ſo ſchleichen ſieht. Laſſen Sie nur noch die, und Ihr paar alte rechtſchaffene Advocaten ſterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wañ das Frauenzimmer am beredteſten iſt!

Liſette. Sie meinen etwa, weñ es an's Läſtern geht? O wahrhaftig! des bloßen Läſterns wegen hab' ich ſo viel nicht geplaudert. Meine vornehmſte Abſicht war, Ihnen beizubringen, wie viel überall das Geld thun könne, und was für ein vortrefliches Spiel ein Liebhaber in den Händen habe, weñ er gegen alle freigebig iſt, gegen die Gebieterin, gegen den Advokaten und — — Dero Dienerin. (Sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkeñtlichkeit. Ich verſpreche dir eine recht anſehnliche Ausſtattung, weñ wir glüklich ſind — —

Liſette. Ei, wie fein! eine Ausſtattung! Sie hoffen doch wohl nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Weñ du das befürchteſt, ſo verſpreche ich dir den Mañ dazu. — — Doch kom̃ nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinſchaftlich unſere Sachen weiter überlegen.

Liſette. Gehen Sie nur voran; ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten —

Valer. Er wird vielleicht ſchon unten bei dem Vater ſein.

Liſette. Wir müßen uns allein ſprechen. Gehen Sie nur! Sie haben ihn doch wohl noch nicht geſprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, weñ ich deſſen ganz und gar überhoben ſein köñte! Seinetwegen würde ich dieſes Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, weñ nicht ein angenehmer Gegenſtand — —

Liſette. So gehen Sie doch, und laſſen Sie den angenehmern Gegenſtand nicht länger auf ſich warten. (Valer geht ab.)

Dritter Auftritt.

Anton. Liſette.

Anton. Nu? was will die! in meines Herrn Studirſtube? Jezt ging Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du biſt noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zuſammenkünfte hier. Warte, Liſette! das will ich meinem Herrn ſagen. Ich will mich ſchon rächen; noch für das Geſtrige; beſiñſt du dich?

Liſette. Ich glaube, du keifſt? Was willſt du mit deinem Geſtrigen?

Anton. Eine Maulſchelle vergißt ſich wohl bei dem leicht, der ſie gibt, aber, dem die Zähne davon gewakelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. Warte nur! warte!

Liſette. Wer heißt dich, mich küſſen?

Anton. Poz Stern, wie gemein würden die Maulſchellen ſein, weñ alle die welche bekommen ſollten, die euch küſſen wollen. — Jezt ſoll dich mein Herr dafür waker —

Liſette. Dein Herr? der wird mir nicht viel thun.

Anton. Nicht? Wie vielmal hat er es nicht geſagt, daß ſo ein heiliger Ort, als eine Studirſtube iſt, von euch, unreinen Geſchöpfen, nicht müße entheiliget werden? Der Gott der Gelehrſamkeit — — warte, wie neñt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wäre ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stößer vor den Tauben. — Und du denkſt, mein Herr würde es ſo mit anſehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibeſt?

Liſette. Ich glaube gar, du Narr denkſt, der liebe Gott ſei nur bei euch Mañsperſonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, ſo eine, wie geſtern vielleicht?

Liſette. Noch eine beſſere! der Pinſel hätte geſtern mehr als eine verdient. Er komt zu mir; es iſt finſter; er will mich küſſen; ich ſtoße ihn zurük, er komt wieder; ich ſchlage ihn auf's Maul, es thut ihm weh; er läßt nach; er ſchimpft; er geht fort — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, weñ ich daran denke.

Anton. Ich hätte es alſo wohl abwarten ſollen, wie oft du deine Careſſe hätteſt wiederholen wollen?

Liſette. Geſezt, es wären noch einige gefolgt, ſo würden ſie doch immer ſchwächer und ſchwächer geworden ſein. Vielleicht hätten ſich die leztern gar — — doch ſo ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör' ich? iſt das dein Ernſt, Liſette? Bald hätte ich Luſt, die Maulſchelle zu vergeſſen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Liſette. Halte es, wie du willſt. Was iſt mir jezt an deiner Gunſt gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildpret auf der Spur.

Anton. Ein anderes! O weh, Liſette! Das war wieder eine Ohrfeige, die ich ſobald nicht vergeſſen werde! Ein anderes! Ich dächte, du hätteſt an einem genug, das dir ſelbſt in's Nez gelaufen iſt.

Liſette. Und darum eben iſt nichts dran. — Aber ſage mir, wo bleibt dein Herr!

Anton. Danke du Gott, daß er ſo lange bleibt; und mache, daß du von hier fort komſt. Weñ er dich trift, ſo biſt du in Gefahr herausgeprügelt zu werden.

Liſette. Dafür laß mich ſorgen! Wo iſt er deñ? iſt er von der Poſt noch nicht wieder zurük?

Anton. Woher weißt du deñ, daß er auf die Poſt gegangen iſt?

Liſette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich erſt ſchiken. Aber wie kam es deñ, daß er ſelbſt ging? Ha! ha! ha! „Es iſt mit dem „Schlingel nichts anzufangen.“ Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das geſagt haben?

Liſette. O niemand; ſage mir nur, iſt er wieder da?

Anton. Schon längſt; unten iſt er bei ſeinem Vater.

Liſette. Und was machen ſie mit einander?

Anton. Was ſie machen? ſie zanken ſich.

Liſette. Der Sohn will gewiß den Vater von ſeiner Geſchiklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es ſo etwas ſein. Damis iſt ganz auſſer ſich: er läßt den Alten kein Wort aufbringen; er rechnet ihm tauſend Bücher her, die er geſehen; tauſend, die er geleſen hat; andere tauſend, die er ſchreiben will, und hundert kleine Bücherchen, die er ſchon geſchrieben hat. Bald neñt er ein Duzend Profeſſoren, die ihm ſein Lob ſchriftlich, mit untergedruktem Sigel, nicht umſonſt, gegeben hätten; bald ein Duzend Zeitungſchreiber, die eine vortrefliche Poſaune für einen jungen Gelehrten ſind, weñ man ein ſilbernes Mundſtük darauf ſtekt; bald ein Duzend Journaliſten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater ſteht ganz erſtaunt; er iſt um die Geſundheit ſeines Sohnes beſorgt; er ruft einmal über das andere: Sohn, erhize dich doch nicht ſo! ſchone deine Lunge! ja doch,

ich glaub' es! gib dich zufrieden! es war ſo nicht gemeint!

Liſette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greift ſich der Vater an; er überſchreit ihn mit Gewalt, und beſänftiget ihn mit einer Menge ſolcher Lobſprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — ja nun ſchreiten ſie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — zu — —

Liſette. Wozu deñ?

Anton. Gott ſei Dank, mein Maul kañ ſchweigen!

Liſette. Du willſt es mir nicht ſagen?

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar ſonſt ein ſchlechter Kerl: aber weñ es auf die Verſchwiegenheit ankomt — —

Liſette. Lerne ich dich ſo kennen?

Anton. Ich dächte, das ſollte dir lieb ſein, daß ich ſchweigen kañ; und beſonders von Heirathsſachen, oder was dem anhängig iſt — —

Liſette. Weißt du nichts mehr? O das habe ich längſt gewußt.

Anton. Wie ſchön ſie mich über den Tölpel ſtoßen will. Alſo wäre es ja nicht nöthig, daß ich dir es ſagte? — —

Liſette. Freilich nicht! aber mich für dein ſchelmiſches Mißtrauen zu rächen, weiß ich ſchon, was ich thun will. Du ſollſt es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profeſſion verſchwiegen zu ſein! Beſiñſt du dich, wie du von deinem Herrn vor Kurzem geſprochen haſt?

Anton. Beſinnen? ein Mañ, der in Geſchäften ſizt, der einen Tag lang ſo viel zu re-

den hat, wie ich, ſoll ſich der auf allen Bettel beſinnen?

Liſette. Seinen Herrn verläumden, iſt etwas mehr, ſollte ich meinen.

Anton. Was? verläumden?

Liſette. Ha, ha! Herr Mañ, der in Geſchäften ſizt, beſinnen Sie ſich nun? Was haben Sie vorhin gegen ſeinen Vater von ihm geredet?

Anton. Das Mädel muß den Teufel haben, oder der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Liſette, weißt du es gewiß, was ich geſagt habe? Was war es deñ? Laß einmal hören.

Liſette. Du ſollſt alles hören, weñ ich es deinem Herrn erzählen werde.

Anton. O wahrhaftig, ich glaube, du machſt Ernſt daraus. Du wirſt mir doch meinen Credit bei meinem Herrn nicht verderben wollen? Weñ du wirklich etwas weißt, ſo ſei keine Närrin! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß verſteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willſt dich, einer kleinen Neckerei wegen, rächen? Ich will dir ja alles ſagen.

Liſette. Nun ſo ſage — —

Anton. Aber du ſagſt doch nichts? —

Liſette. Je mehr du ſagen wirſt; je weniger werde ich ſagen.

Anton. Was wird es ſonſt viel ſein, als daß der Vater dem Sohne nochmals die Heirath mit Julianen vorſchlug? Damis ſchien ganz aufmerkſam zu ſein, und — und weiter kañ ich dir nichts ſagen.

Liſette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr ſoll alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Liſette ich will dir's nur geſtehen.

Liſette. Nun ſo geſteh!

Anton. Ich will dir's nur geſtehen, daß ich wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeſchikt. Nun weißt du wohl, weñ man nicht zugegen iſt, ſo kañ man nicht viel hören — —

Liſette. Das verſteht ſich. Aber was meinſt du, wird Damis ſich dazu entſchloſſen haben?

Anton. Weñ er ſich noch nicht dazu entſchloſſen hat, ſo will ich mein Äuſſerſtes anwenden, daß er es noch thut. Ich ſoll für meine Mühe bezahlt werden, Liſette; und du weißt wohl, weñ ich bezahlt werde, daß alsdañ auch du — —

Liſette. Ja, ja, auch ich verſpreche dir's: du ſollſt redlich bezahlt werden! — Unterſtehe dich! —

Anton. Wie?

Liſette. Habe einmal das Herz!

Anton. Was?

Liſette. Dum̃kopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was thut das? —

Liſette. Folglich iſt mein Wille, daß er ſie auch nicht bekommen ſoll.

Anton. Folglich, weñ ſie mein Herr wird haben wollen, ſo wird mein Wille ſein müßen, daß er ſie bekommen ſoll.

Liſette. Höre doch! du willſt mein Mañ werden, und einen Willen für dich haben? Bürſchchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille ſein, oder —

Anton. St! poz Element! er kom̃t; hörſt du? er kom̃t! Nun ſieh ja, wo der Zimmermañ

das Loch gelaſſen hat. Verſteke dich wenigſtens; verſteke dich! Er bringt ſonſt mich und dich um.

Liſette (bei Seite). Halt, ich will beide betrügen! — Wo deñ aber hin? wo hin? in das Kabinet?

Anton. Ja, ja, nur unterdeſſen hinein. Vielleicht geht er bald wieder fort. — Und ich, ich will mich geſchwind hieher ſezen — — (er ſezt ſich an den Tiſch, niñt ein Buch in die Hand, und thut, als ob er den Damis nicht gewahr würde.)

Vierter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton (vor ſich). Ja, die Gelehrten — wie glüklich ſind die Leute nicht! — Iſt mein Vater nicht ein Eſel geweſen, daß er mich nicht auch auf ihre Profeſſion gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Luſt ſein, weñ man alles in der Welt weiß, ſo wie mein Herr! — Poz Stern, die Bücher alle zu verſtehen! — Weñ man nur darunter ſizt, man mag darin leſen, oder nicht, ſo iſt man ſchon ein ganz anderer Menſch! — Ich fühl's, wahrhaftig! ich fühl's, der Verſtand duftet mir recht daraus entgegen. — Gewiß, er hat Recht; ohne die Gelehrſamkeit iſt man nichts, als eine Beſtie. — Ich dumme Beſtie! — (bei Seite) Nun, wie lange wird er mich noch ſchimpfen laſſen? — Wir ſind doch närriſch gepaaret, ich und mein Herr! — Er gibt dem Gelehrteſten, und ich dem Ungelehrteſten nichts nach. — Ich will auch noch heute anfangen zu leſen. — Weñ ich ein Loch von achtzig Jahren

in die Welt lebe, ſo kañ ich ſchon noch ein ganzer Kerl werden. — Nur friſch angefangen! Da ſind Bücher genug! — Ich will mir das kleinſte ausſuchen; deñ anfangs muß man ſich nicht übernehmen. — Ha! da finde ich ein allerliebſtes Büchelchen. — In ſo einem muß es ſich mit Luſt ſtudiren laſſen. — Nur friſch angefangen, Anton! — Es wird doch gleichviel ſein, ob hinten oder vorn? — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen ſo erſtaunlich, ſo erſchreklich, ſo abſcheulich gelehrten Herrn, weñ er länger einen ſo dummen Bedienten haben ſollte —

Damis (indem er ſich ihm vollends nähert). Ja freilich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erſchrik nur nicht! Ich habe alles gehört — —

Anton. Sie haben alles gehört? — Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, weñ ich etwas unrechtes geſprochen habe. — Ich war ſo eingenommen, ſo eingenommen von der Schönheit der Gelehrſamkeit — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — daß ich ſelbſt noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht ſelbſt den klügſten Einfall, den du Zeit Lebens gehabt haſt.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er klug genug geweſen ſein.

Damis. Glaube mir; noch biſt du zu den Wiſſenſchaften nicht zu alt. Wir können in unſerer Republik ſchon mehrere aufweiſen, die ſich gleichfalls den Muſen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schooß werfen. — Aber in welcher Stadt ſind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, ſie kennen zu lernen. Sie müßen mir ſagen, wie ſie es angefangen haben. —

Damis. Was willſt du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republik iſt? — Sachſen, zum Exempel. — Und eine Republik hat ja mehr wie eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiote! Ich rede von der Republik der Gelehrten. Was geht uns Gelehrte Sachſen, was Deutſchland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, iſt für die ganze Welt; er iſt ein Koſmopolit; er iſt eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß. —

Anton. Aber ſie muß doch wo liegen, die Republik der Gelehrten.

Damis. Wo liegen? Dummer Teufel! die gelehrte Republik iſt überall.

Anton. Überall? und alſo iſt ſie mit der Republik der Narren an einem Orte? Die, hat man mir geſagt, iſt auch überall.

Damis. Ja freilich ſind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar ſo, daß die leztern immer den größten Theil ausmachen. Du kanſt es an unſerm Hauſe ſehen. Mit wie viel Thoren und Unwiſſenden findeſt du mich nicht hier umgeben? Einige davon wiſſen nichts, und wiſſen es, daß ſie nichts wiſſen. Unter dieſe gehörſt du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deßwegen ſind ſie noch die erträglichſten. Andere wiſſen

nichts, und wollen auch nichts wiſſen; ſie halten ſich bei ihrer Unwiſſenheit für glüklich; ſie ſcheuen das Licht der Gelehrſamkeit. —

Anton. Das Eulengeſchlecht!

Damis. Noch andere aber wiſſen nichts, und glauben doch etwas zu wiſſen; ſie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten ſie etwas gelernt. Und dieſe ſind die allerunerträglichſten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne diſtinguiren! Ich ſchimpfe meinen Vater nicht, in ſofern er mein Vater iſt, ſondern in ſofern ich ihn als einen betrachten kañ, der den Schein der Gelehrſamkeit unverdienter Weiſe an ſich reiſſen will. In ſofern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm ſchon oft zu verſtehen gegeben, wie ärgerlich er mir iſt, weñ er, als ein Kaufmañ, als ein Mañ, der nichts mehr, als gute und ſchlechte Waaren, gutes und falſches Geld kennen darf, und höchſtens das lezte für das erſte wegzugeben wiſſen ſoll; weñ der, ſage ich, mit ſeinen Schulbroken, bei welchen ich doch immer etwas erinnern muß, ſo prahlen will. In dieſer Abſicht iſt er ein Narr, er mag mein Vater ſein, oder nicht.

Anton. Schade! ewig Schade! daß ich das in ſofern und in Abſicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht ſo viel Prügel umſonſt geben ſollen. Er hätte ſie alle richtig wiederbekommen, nicht in ſofern als mein Vater, ſondern in ſofern als einer, der

mich zuerſt geſchlagen hätte. Es lebe die Gelehrſamkeit! — —

Damis. Halt! ich beſinne mich auf einen Grundſaz des natürlichen Rechts, der dieſem Gedanken vortreflich zu ſtatten komt. Ich muß doch den Hobbes nachſehen! — Geduld! daraus will ich gewiß eine ſchöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweiſen, daß man ſeinen Vater wieder prügeln dürfe? —

Damis. Certo respectu allerdings. Nur muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man, wen man ihn ſchlägt, nicht den Vater, ſondern den Aggreſſor zu ſchlagen ſich einbildet; den ſonſt — —

Anton. Aggreſſor? Was iſt das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausſchlägt — —

Anton. Ha, ha! nun verſteh' ich's. Zum Exempel: Ihnen, mein Herr, ſtieße wieder einmal eine kleine gelehrte Raſerei zu, die ſich meinem Bukel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte: ſo wären Sie — wie heißt es? — der Aggreſſor; und ich, ich würde berechtiget ſein, mich über den Aggreſſor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du biſt toll! —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken ſchon ſo zu richten wiſſen, daß der Herr unterdeſſen bei Seite geſchaft würde. — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrtümer man verfallen kan, wen man nicht weiß, aus welcher Disciplin dieſe oder jene Wahrheit zu entſcheiden iſt. Die Prügel, die ein Bedienter von ſeinem Herrn bekomt, gehören nicht in das Recht der Natur, ſondern in das bürgerliche

Recht. Weñ ſich ein Bedienter vermiethet, ſo vermiethet er auch ſeinen Bukel mit. Dieſen Grundſaz merke dir.

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte iſt er? O das muß ein garſtiges Recht ſein. Aber ich ſeh' es nun ſchon, die verzweifelte Gelehrſamkeit, ſie kañ eben ſo leicht zu Prügeln verhelfen, als dafür ſchüzen. Was wollte ich nicht darum geben, weñ ich mich auf alle ihre wächſerne Naſen ſo gut verſtände, als Sie — O Herr Damis, erbarmen Sie ſich meiner Dum̃heit!

Damis. Nun wohl, weñ es dein Ernſt iſt, ſo greife das Werk an. Es erfreut mich, der Gelehrſamkeit durch mein Exempel einen Proſelyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rathe und meinen Lehren unterſtüzen. Bringſt du es zu etwas, ſo verſpreche ich dir, dich in die gelehrte Welt ſelbſt einzuführen, und mit einem beſondern Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, etwas de Erudits sero ad literas admissis, oder de Opsimathia, oder auch de Studio senili zu ſchreiben, und ſo wirſt du auf einmal berühmt. — Doch laß einmal ſehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu verſprechen habe? Welch Buch hatteſt du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz kleines — —

Damis. Welches deñ? — —

Anton. Es war ſo allerliebſt eingebunden, mit Golde auf dem Rüken und auf dem Schnitte. Wo legte ich's doch hin? Da! da!

Damis. Das hatteſt du? das?

Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? Weil es ſo hübſch klein war. —

Damis. Ich hätte dir ſelbſt kein beſſeres vorſchlagen können.

Anton. Das dacht' ich wohl, daß es ein ſchönes Buch ſein müße. Würde es wohl ſonſt einen ſo ſchönen Rok haben?

Damis. Es iſt ein Buch, das ſeinesgleichen nicht hat. Ich habe es ſelbſt geſchrieben. Siehſt du? — Auctore Damide!

Anton. Sie ſelbſt? Nu, nu, habe ich's doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder beſſer in Kleidung hält, als die Stiefkinder. Das zeugt von der väterlichen Liebe.

Damis. Ich habe mich in dieſem Buche, ſo zu reden, übertroffen. So oft ich es wieder leſe, ſo oft lerne ich auch etwas neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eigenen Buche?

Damis. Wundert dich das? — Ach, verdam̃t! nun erinnere ich mich erſt: mein Gott, das arme Mädchen! ſie wird doch nicht noch in dem Kabinete ſteken? (er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes Willen, wo wollen Sie hin?

Damis. Was fehlt dir? in's Kabinet. Haſt du Liſetten geſehen?

Anton. (Nun bin ich verloren!) — Nein, Herr Damis, nein; ſo wahr ich lebe, ſie iſt nicht darin.

Damis. Du haſt ſie alſo ſehen herausgehen; Iſt ſie ſchon lange fort?

Anton. Ich habe ſie, ſo wahr ich ehrlich bin, nicht ſehen hereingehen. Sie iſt nicht darin; glauben Sie mir nur, ſie iſt nicht darin. —

Fünfter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Liſette. Allerdings iſt ſie noch darin —

Anton. O das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie ſich hier verſtekt gehalten? Arme Liſette! das war mein Wille gar nicht. Sobald mein Vater aus der Stube geweſen wäre, hätte Sie immer wieder heraus gehen können.

Liſette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht thäte. Ich wollte alſo lieber warten, bis mich der, der mich verſtekt hatte, ſelbſt wieder hervorkommen hieß. —

Anton. Zum Henker, von was für einem Verſteken reden die? (ſachte zu Liſetten.) So, du feines Thierchen? hat dich mein Herr ſelbſt ſchon einmal verſtekt? Nun weiß ich doch, wie ich die geſtrige Ohrfeige auslegen ſoll. Du Falſche!

Liſette. Schweig; ſage nicht ein Wort, daß ich zuvor bei dir geweſen bin, oder — du weißt ſchon — —

Damis. Was ſchwazt ihr deñ beide da zuſammen? Darf ich es nicht hören?

Liſette. Es war nichts; ich ſagte ihm blos, er ſolle herunter gehen, daß, weñ meine Jungfer nach mir fragte, er unterdeſſen ſagen köñte, ich ſei ausgegangen. Juliane iſt mißtrauiſch; ſie ſuchte mich doch wohl hier, weñ ſie mich brauchte.

Damis. Das iſt vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangſt du im Ernſte, Liſette?

Liſette. Freilich; fort, laß uns allein.

Damis. Wirſt du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch ſelbſt, Herr Damis; weñ Sie nun ihr Geplauder werden überdrüſſig ſein, und das wird gar bald geſchehen, wer ſoll ſie Ihnen dañ aus der Stube jagen helfen, weñ ich nicht dabei bin?

Liſette. Warte, ich will dein Läſtermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Weñ ſie mir beſchwerlich fällt, wird ſie ſchon ſelbſt ſo vernünftig ſein, und gehen.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studirſtube! Was wird Ihr Gott ſagen? Er kañ ja das Ungeziefer nicht leiden.

Liſette. Endlich werde ich dich wohl zur Stube hinaus ſchmeißen müßen?

Anton. Das wäre mir gelegen. — Die verdam̃ten Mädel! auch bei dem Teufel können ſie ſich einſchmeicheln.

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Liſette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir deñ vorhin?

Liſette. Wo blieben wir? bei dem, was ich allezeit am liebſten höre, und wovon ich allezeit am liebſten rede, bei Ihrem Lobe. Weñ es nur nicht eine ſo gar kizliche Sache wäre, einen in's Geſicht zu loben! — Ich kañ Ihnen unmöglich die Marter anthun.

Damis. Aber ich betheure Ihr nochmals, Liſette; es iſt mir nicht um mein Lob zu thun! Ich

möchte nur gern hören, auf was für verſchiedene Art verſchiedene Perſonen einerlei Gegenſtand betrachtet haben.

Liſette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an ſich lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der kleine dike Mañ, mit der ernſthaften Mine, der ſo ſelten lacht, der aber, weñ er einmal zu lachen anfängt, mit dem erſchütterten Bauche den ganzen Tiſch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer iſt das? Aus Ihrer Beſchreibung, Liſette, kañ ich es nicht errathen. — O es iſt mit den Beſchreibungen eine kizliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, ſie ſo einzurichten, daß man, gleich bei dem erſten Anblik, das Beſchriebene erkennen kañ. Über nichts aber muß ich mehr lachen, als weñ ich bei dieſem und jenem großen Philoſophen, wahrhaftig bei Männern, die ſchon einer ganzen Secte ihren Namen gegeben haben, öfters Beſchreibungen anſtatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurtheilung. Bei der Erklärung muß der Verſtand in das Innere der Dinge eindringen; bei der Beſchreibung aber darf man blos auf die äuſſerlichen Merkmale, auf das — —

Liſette. Wir kommen von unſerer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wohl; fahre Sie nur fort, Liſette. Von wem wollte Sie vorhin reden?

Liſette. Je, ſollten Sie deñ den kleinen Mañ nicht kennen? Er bläſt immer die Baken auf —

Damis. Sie meint vielleicht den alten Rathsherrn?

Liſette. Ganz recht, aber ſeinen Namen —

Damis. Was liegt an dem? — —

Liſette. Ja, Herr Chryſander, ſagte alſo der Rathsherr, an deſſen Namen nichts gelegen iſt, Ihr Herr Sohn kan̄ einmal der beſte Rathsherr von der Welt werden, wen̄ er ſich nur darauf appliciren will. Es gehört ein aufgewekter Geiſt dazu: den hat er; eine fixe Zunge: die hat er; eine tiefe Einſicht in die Staatskunſt: die hat er; eine Geſchiklichkeit, ſeine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen: die hat er; eine verſchlagene Aufmerkſamkeit auf die geringſten Bewegungen unruhiger Bürger: die hat er; und wen̄ er ſie nicht hat — o die Übung — die Übung! Ich weiß ja, wie mir es anfangs ging. Freilich kan̄ man die Geſchiklichkeit zu einem ſo ſchweren Amte nicht gleich mit auf die Welt bringen —

Damis. Der Narr! es iſt zwar wahr, daß ich alle dieſe Geſchiklichkeiten beſize; allein mit der Hälfte derſelben kön̄te ich Geheimderrath werden, und nicht blos — —

Siebenter Auftritt.

Anton. Liſette. Damis.

Damis. Nun, was willſt du ſchon wieder?

Anton. Mamſell Juliane weiß es nun, daß Liſette ausgegangen iſt. Fürchten Sie ſich nur nicht; ſie wird uns nicht überraſchen. —

Damis. Wer hieß dich den̄ wiederkommen?

Anton. Sollte ich wohl meinen Herrn allein laſſen? Und dazu, es überfiel mich auf einmal ſo

eine Angſt, ſo eine Bangigkeit; die Ohren fingen mir an zu klingen, und beſonders das linke — Liſette! Liſette!

Liſette. Was willſt du deñ?

Anton (ſachte zu Liſetten). Was habt ihr deñ beide allein gemacht? Was gilt's, es ging auf meine Unkoſten!

Liſette. O pak dich — Ich weiß nicht, was der Narr will.

Damis. Fort, Anton! es iſt die höchſte Zeit: du mußt wieder auf die Poſt ſehen. Ich weiß auch gar nicht, wo ſie ſo lange bleibt. — Wird's bald?

Anton. Liſette, kom̃ mit!

Damis. Was ſoll deñ Liſette mit?

Anton. Und was ſoll ſie deñ bei Ihnen?

Damis. Unwiſſender!

Anton. Ja freilich iſt es mein Unglük, daß ich es nicht weiß. (Sachte zu Liſetten) Rede nur wenigſtens ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen. —

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Laſſen Sie uns ein wenig ſachte reden. Sie wiſſen wohl, man iſt vor dem Horcher nicht ſicher.

Damis. Ja wohl; fahre Sie alſo nur ſachte fort.

Liſette. Sie kennen doch wohl des Herrn Chryſanders Beichtvater?

Damis. Beichtvater? Soll ich den̄ alle ſolche Handwerksgelehrte kennen?

Liſette. Wenigſtens ſchien er Sie ſehr wohl zu kennen. Ein guter Prediger, fiel er der diken Rechtsgelehrſamkeit in's Wort, ſollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine ſchöne Statur; eine ſtarke, deutliche Stimme; ein gutes Gedächtniß; ein feiner Vortrag; eine anſtändige Dreiſtigkeit; ein reifer Verſtand, der über ſeine Meinungen türkenmäßig zu halten weiß: alle dieſe Eigenſchaften, glaube ich, in einem ziemlich hohen Grade, bei ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt iſt mir bange. Ich fürchte, ich fürchte; er iſt auch ein wenig von der Freigeiſterei angeſtekt. — Ei was Freigeiſterei? ſchrie der ſchon halb trunkene Medicus. Die Freigeiſter ſind brave Leute! Wird er deßwegen keinen Kranken curiren können? Wen̄ es nach mir geht, ſo muß er ein Medicus werden. Griechiſch kan̄ er, und Griechiſch iſt die halbe Medicin. (Indem ſie allmählig wieder lauter ſpricht.) Freilich das Herz, das dazu gehört, kan̄ ſich niemand geben. Doch das kom̄t von ſich ſelbſt, wen̄ man erſt eine Weile practicirt hat. — Nu, fiel ihm ein alter Kaufman̄ in die Rede, ſo muß es mit den Herrn Medicinern wohl ſein, wie mit den Scharfrichtern. Wen̄ die zum erſtenmale köpfen, ſo zittern und beben ſie; je öfter ſie aber den Verſuch wiederholen, deſto friſcher geht es. — Und auf dieſen Einfall ward eine ganze Viertelſtunde gelacht; in einem fort, in einem fort; ſogar das Trinken ward darüber vergeſſen.

Neunter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Poſt wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können ſich darauf verlaſſen.

Damis. Mußt du uns aber deñ ſchon wieder ſtören, Idiote?

Anton. Es ſoll mir recht lieb ſein, weñ ich Sie nur noch zur rechten Zeit geſtört habe.

Damis. Was willſt du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Liſetten ſchon deutlicher erklären. Darf ich ihr etwas in's Ohr ſagen?

Liſette. Was wirſt du mir in's Ohr zu ſagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (Sachte) Du denkſt, ich habe nicht gehorcht? Sagteſt du nicht: du hätteſt nicht Herz genug dazu? doch weñ du nur erſt das Ding eine Weile würdeſt practiciret haben. — O ich habe alles gehört — Kurz, wir ſind geſchiedene Leute! Du Unverſchämte, Garſtige — —

Liſette. Sage nur, was du willſt?

Damis. Gleich geh mir wieder aus den Augen! Und kom̃ mir nicht wieder vor's Geſicht, bis ich dich rufen werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringſt! — Ich kañ ſie kaum erwarten. So macht es die übermäßige Freude! Zwar ſollte ich Hofnung ſagen, weil jene nur auf das Gegenwärtige, und dieſe auf das Zukünftige geht. Doch hier iſt das Zukünftige ſchon ſo gewiß, als das Gegenwärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die ihrer Sachen doch unmöglich ſo gewiß

ſein koñten. — Die ganze Akademie müßte blind ſein. — Nun, was ſtehſt du noch da? Wirſt du gehen?

Zehnter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Da ſehen Sie! ſo lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, weñ die Leute nicht beſſer loben können, ſo möchten ſie es nur gar bleiben laſſen. Ich will mich nicht rühmen, aber doch ſo viel kañ ich mir ohne Hochmuth zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl laſſen, ob ſie lieber einen Doctor der Gottesgelahrtheit, oder der Rechte, oder der Arzneikunſt, zu ihrem Manne haben will. In allen drei Facultäten habe ich diſputirt; in allen dreien habe ich — —

Liſette. Sie ſprechen von einer Braut? heirathen Sie deñ wirklich?

Damis. Hat Sie auch ſchon davon gehört, Liſette?

Liſette. Kom̃t deñ wohl ohn' unſereiner irgend in einem Hauſe eine Heirath zu Stande? Aber eingebildet hätte ich mir es nimmermehr, daß Sie ſich für Julianen entſchließen würden! für Julianen!

Damis. Größtentheils thut ich es dem Vater zu Gefallen, der auf die auſſerordentlichſte Weiſe deßwegen in mich dringt. Ich weiß wohl, daß Juliane meiner nicht werth iſt. Allein ſoll ich einer ſolchen Kleinigkeit wegen, als eine Heirath iſt, den Vater vor den Kopf ſtoßen? Und dazu habe ich ſonſt einen Einfall, der mir ganz wohl laſſen wird.

Liſette. Freilich iſt Juliane Ihrer nicht werth; und weñ nur alle Leute die gute Mamſell ſo keñten, als ich. —

Elfter Auftritt.

Anton. Damis. Liſette.

Anton (vor ſich). Ich kañ die Leute unmöglich ſo allein laſſen. — Herr Valer fragt, ob Sie in Ihrer Stube ſind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwiſſender, haſt du dir es deñ heute recht vorgeſezt, mir beſchwerlich zu fallen?

Liſette. So laſſen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg. —

Anton. Ja, jezt ſoll ich da bleiben; jezt, da es vielleicht ſchon vorbei iſt, was ich nicht hören und ſehen ſollte.

Damis. Was ſoll deñ vorbei ſein?

Anton. Das werden Sie wohl wiſſen.

Liſette (ſachte). Jezt, Anton, hilf mir, Julianen bei deinem Herrn recht ſchwarz machen. Willſt du?

Anton. Ei ja doch! zum Danke vielleicht —

Liſette. So ſchweig wenigſtens. — Nothwendig, Herr Damis, müßen Sie mit Julianen übel fahren. Ich bedaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauenzimmer. —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane iſt ein recht gutes Kind. Sie können mit keiner in der Welt beſſer fahren. Ich wünſche Ihnen im voraus Glük.

Liſette. Wahrhaftig! du mußt gegen deinen Herrn ſehr redlich geſinnet ſein, daß du ihm eine ſo unerträgliche Plage an den Hals ſchwazen willſt.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Mamſell ſein, daß du ihr einen ſo guten Ehemañ, als Herr Damis werden wird, mißgönneſt.

Liſette. Einen guten Ehemañ? Nun wahrhaftig, ein guter Ehemañ? das iſt auch alles, was ſie ſich wünſcht. Ein Mañ, der alles gut ſein läßt. —

Anton. Ho! ho! alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Liſette anſieht? Aus der Urſache möchteſt du wohl ſelbſt gern ſeine Frau ſein? Alles? ei! unter das Alles gehört wohl auch — du verſtehſt mich doch? —

Damis. Aber im Ernſte, Liſette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine recht böſe Frau werden wird? Hat ſie in der That viel ſchlimme Eigenſchaften?

Liſette. Viel? Sie hat ſie alle, die man haben kañ; auch nicht die ausgenommen, die einander widerſprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichniß davon geben?

Liſette. Wo ſoll ich anfangen? — Sie iſt albern — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſage: Lügen!

Liſette. Sie iſt zänkiſch — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſage: Lügen!

Liſette. Sie iſt eitel — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! ſag' ich.

Liſette. Sie iſt keine Wirthin — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beſtändige Ergözlichkeiten und Schmauſereien, um alles das Ihrige bringen —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Herde Kinder auf den Hals laden —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das thun die beſten Weiber am erſten.

Liſette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt ſind.

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Mode!

Liſette. Kleinigkeit? aber was denken Sie deñ, Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug ſein kañ. Iſt ſie albern? ich bin deſto klüger; iſt ſie zänkiſch? ich bin deſto gelaſſener; iſt ſie eitel? ich bin deſto philoſophiſcher geſiñt; verthut ſie? ſie wird aufhören, weñ ſie nichts mehr hat; iſt ſie fruchtbar? ſo mag ſie ſehen, was ſie vermag, weñ ſie es mit mir um die Wette ſein will. Ein jedes mache ſich ewig, womit es kañ; das Weib durch Kinder, der Mañ durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie deñ nicht, daß Liſette ihre Urſachen haben muß, Julianen ſo zu verleumden?

Damis. Ach, freilich merk' ich es. Sie gönt mich ihr, und beſchreibt ſie mir alſo vollkommen nach meinem Geſchmak. Sie hat es ohne Zweifel geſchloſſen, daß ich ihre Mamſell nur eben deßwe-

gen, weil ſie das unerträglichſte Frauenzimmer iſt, heirathen will.

Liſette. Nur deßwegen? nur deßwegen? und das hätte ich geſchloſſen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Überlegen Sie doch nur —

Damis. Das geht zu weit, Liſette! Traut Sie mir keine Überlegung zu? Was ich geſagt habe, iſt die Frucht einer nur allzu ſcharfen Überlegung. Ja, es iſt beſchloſſen: ich will die Zahl der unglüklich ſcheinenden Gelehrten, die ſich mit böſen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieſer Vorſaz iſt nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht thun kañ! Wer hätte es ſich jezt ſollen träumen laſſen, jezt, da es Ernſt werden ſoll? Ich muß lachen; Liſette wollte ihn von der Heirath abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredet: und ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal ſoll geheirathet ſein. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; alſo wähle ich mir eine recht ſchlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt, noch warm, weder recht gut, noch recht ſchlimm iſt, taugt für einen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird ſich nach ſeinem Tode um ſie bekümmern? Gleichwohl verdient er es doch, daß ſein ganzes Haus mit ihm unſterblich bleibe. Kañ ich keine Frau haben, die einmal ihren Plaz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, ſo will ich wenigſtens eine haben, mit welcher ein fleiſſiger Mañ ſeine Samlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kañ. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater, als der einzige Sohn, ſchuldig, auf die Erhaltung ſeines Namens mit der äuſſerſten Sorgfalt bedacht zu ſein.

Liſette. Kaum kan ich mich von meinem Erſtaunen wieder erholen — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen ſo großen Geiſt gehalten. —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch, glaube ich, den ſtärkſten Beweis davon zu geben.

Liſette. Ich möchte plazen! — Ja, ja, den ſtärkſten Beweis, daß niemand ſchwerer zu fangen iſt, als ein junger Gelehrter; nicht ſowohl wegen ſeiner Einſicht und Verſchlagenheit, als wegen ſeiner Narrheit.

Damis. Wie ſo naſeweis, Liſette? Ein junger Gelehrter? — ein junger Gelehrter? —

Liſette. Ich will Ihnen die Verweiſe erſparen. Valer ſoll gleich von allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerin.

Zwölfter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. Da ſehen Sie! nun läuft ſie fort, da Sie nach ihrer Pfeife nicht tanzen wollen. —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieſes Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Menſch iſt? Durch den Verſtand. Wodurch zeigt man, daß man Verſtand hat? Wen man die Gelehrten und die Gelehrſamkeit gehörig zu ſchäzen weiß. Dieſes kan kein Weibsbild, und alſo hat es keinen Verſtand, und alſo iſt es kein Menſch. Ja, wahrhaftig ja; in dieſem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie iſt mir deñ? ich habe Ihnen doch geſagt, daß Sie Herr Valer geſucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn ſprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten ſind vorbei, da ich ihn hochſchäzte. Er hat ſeit einigen Jahren die Bücher bei Seite gelegt; er hat ſich das Vorurtheil in den Kopf ſezen laſſen, daß man ſich vollends durch den Umgang und durch die Keñtniß der Welt geſchikt machen müße, dem Staate nüzliche Dienſte zu leiſten. Was kañ ich mehr thun, als ihn bedauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch ſeiner ſchämen müßen. Ich werde mich ſchämen müßen, daß ich ihn ehemals meiner Freundſchaft werth geſchäzt habe. O wie ekel muß man in der Freundſchaft ſein! Doch was hat es geholfen, daß ich es bis auf den höchſten Grad geweſen bin? Umſonſt habe ich mich vor der Bekañtſchaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umſonſt habe ich mich beſtrebt, nur mit Genies, nur mit originellen Geiſtern umzugehen: dennoch mußte mich Valer, unter der Larve eines ſolchen, hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, weñ er es hören ſoll.

Damis. Ich hätte über ſein kaltſinniges Compliment berſten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichtswürdigen Kleinigkeiten. Und gleichwohl kam er von Berlin, und gleichwohl hätte er mir die allerangenehmſte Neuigkeit zuerſt berichten können. O Valer! Valer!

Anton. St! wahrhaftig er komt. Sehen Sie, daß er ſich nicht dreimal rufen läßt?

Dreizehnter Auftritt.

Valer. Damis. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebſter Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe ſtöre. —

Anton. Weñ er doch gleich ſagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich ſollte glauben, daß Sie mich zu ſtören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wohl; Sie kommen, mir die angenehmſten Neuigkeiten zu hinterbringen, die der Aufmerkſamkeit eines Gelehrten, der ſeine Belohnung erwartet, würdig ſind. — Einen Stuhl, Anton! — Sezen Sie ſich.

Valer. Sie irren ſich, liebſter Freund. Ich komme, Ihnen die Unbeſtändigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glük abhängen wird. —

Damis. O! ich koñte es Ihnen gleich anſehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, ſich mit mir vertraulicher zu beſprechen, und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausſpruch der Akademie —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; laſſen Sie uns einen Augenblik von etwas minder gleichgültigem reden.

Damis. Von etwas minder gleichgültigem? Alſo iſt Ihnen meine Ehre gleichgültig? Falſcher Freund! —

Valer. Ihnen wird dieſe Benennung zukommen, weñ Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das Wichtigſte iſt, abbringen werden. Iſt es wahr, daß Sie Julianen heirathen wollen? daß Ihr Vater dieſes allzu zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit binden will, in ſeiner

Wahl minder frei zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher versprochen, meiner Liebe behülflich zu ſein?

Damis. Sie ereifern ſich, Valer; und vergeſſen, daß ein Weibsbild die Urſache iſt. Schlagen Sie ſich dieſe Kleinigkeit aus dem Siñ. — Sie müßen in Berlin geweſen ſein, da die Akademie den Preis auf dieſes Jahr ausgetheilet hat. Die Monaden ſind die Aufgabe geweſen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Deviſe —

Valer. Wie grauſam ſind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Beſinnen Sie ſich; ſollte nicht die Deviſe: Unum est necessarium, gekrönt worden ſein? Ich ſchmeichle mir wenigſtens —

Valer. Bald ſchmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie ſo ausſchweifend ſehe. Bald werde ich nun auch glauben müßen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötterei von Liſetten gehalten habe, gegründet ſei. Sie halten Julianen für Ihrer unwerth, Sie halten ſie für die Schande ihres Geſchlechts, und eben deßwegen wollen Sie ſie heirathen? Was für ein ungeheurer Einfall!

Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja, lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Thor, daß ich einen Augenblik ſolchen Unſiñ von Ihnen habe glauben können. Sie haben Liſetten zum beſten gehabt, oder Liſette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kañ ein ſolcher Entſchluß kommen! Ihn zu verabſcheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel, wie Sie doch zu denken gewohnt ſind. Aber löſen Sie mir, ich bitte Sie, dieſes marternde Räthſel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geſchwäze aufmerkſam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer thörichten Neigung nachſezen ſoll? Meinen Ruhm! — Doch wahrhaftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie ſcherzen. Sie wollen verſuchen, ob ich in meinen Entſchließungen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich ſcherzen? Der Scherz ſei verflucht, der mir hier in den Siñ komt! —

Damis. Deſto lieber iſt es mir, weñ Sie endlich ernſthaft reden wollen. Was ich Ihnen ſage: die Schrift mit der Deviſe: Unum est necessarium —

Vierzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis. Valer. Anton.

Chryſ. (mit einem Zeitungsblatte in der Haud). Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn iſt nicht von der Heirath abzubringen? Sehen Sie, daß nicht ſowohl ich, als er auf dieſe Heirath dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heirath dringen?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Damis. Ei was ſt, ſt? Meine Ehre leidet hierunter. Köñte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen ſei?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Valer. O brauchen Sie doch keine Umſtände. Ich ſehe es ja wohl! Sie ſind mir beide entgegen. Was für ein Unglük hat mich in dieſes Haus führen müßen! Ich muß eine liebenswürdige Perſon antreffen; ich muß ihr gefallen, und muß doch endlich, nach vieler Hofnung, alle Hofnung verlieren. Damis, weñ ich jemals einiges Recht auf Ihre Freundſchaft gehabt habe —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen muß man auf die berliniſche Akademie recht böſe ſein? Bedenken Sie doch, ſie will künftig die Aufgaben zu dem Preiſe zwei Jahre vorher bekañt machen. Warum deñ zwei Jahre? war es nicht an einem genug? Hält ſie deñ die Deutſchen für ſo langſame Köpfe? Seit ihrer Erneurung habe ich jedes Jahr meine Abhandlung mit eingeſchikt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keine zugebracht.

Chryſ. Wißt ihr deñ aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen iſt? Ich habe hier eben die neueſte Zeitung. Sie haben ſich die Köpfe waker gewaſchen. Doch die Allirten, ich bin in der That recht böſe auf ſie. Haben ſie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht! —

Anton. Nun, da reden alle drei etwas anders! Der ſpricht von der Liebe; der von ſeinen Abhandlungen; der vom Kriege. Weñ ich auch etwas beſondres reden ſoll, ſo werde ich vom Abendeſſen reden. Vom Mittage an bis auf den Abend um ſechs Uhr zu faſten, ſind keine Narrenspoſſen.

Valer. Unglükliche Liebe!

Damis. Die unbeſonnene Akademie!

Chryſ. Die dummen Allirten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langſamen Bratenwender!

Funfzehnter Auftritt.

Liſette. Damis. Valer. Chryſander. Anton.

Liſette. Nun Herr Chryſander? ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tiſche rufen wollen? Ich

ſehe aber, Sie wollen ſelbſt gerufen ſein. Es iſt ſchon aufgetragen.

Anton. Das war die höchſte Zeit! dem Himmel ſei Dank!

Chryſ. Es iſt wahr; es iſt wahr; ich hätte es bald vergeſſen. Der Zeitungsmañ hielt mich auf der Trepe auf. Kommen Sie, Herr Valer; wir wollen die jezigen Staatsgeſchäfte ein wenig mit einander bei einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie ſich Julianen aus dem Kopfe. Und du, mein Sohn, du magſt mit deiner Braut ſchwazen. Du wirſt gewiß eine wakere Frau an ihr haben; nicht ſo eine Xantippe, wie — —

Damis. Xantippe? wie verſtehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vorurtheile, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen ſei?

Chryſ. Willſt du ſie etwa für eine gute halten? Du wirſt doch nicht die Xantippe vertheidigen? Pfui! das heißt einen Abeceſchnizer machen. Ich glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr ernt, je mehr vegeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einziges tüchtiges Zeugniß für Ihre Meinung anführen kañ. Das iſt das erſte, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Liſette. Das ewige Geplauder!

Chryſ. Liſette hat Recht, mein Sohn: contra principia negantem, non est disputandum. Komt! Komt! (Chryſander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun iſt alles für mich verloren, Liſette. Was ſoll ich anfangen?

Liſette. Ich weiß keinen Rath; weñ nicht der Brief — —

Valer. Dieſer Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Liſette. Ei, was Betrug? Weñ der Betrug nüzlich iſt, ſo iſt er auch erlaubt. Ich ſehe es wohl, ich werde es ſelbſt thun müßen. Kommen Sie nur fort, und faſſen Sie wieder Muth.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Anton.

Liſette. So warte doch, Anton.

Anton. Ei, laß mich zufrieden. Ich mag mit dir nichts zu thun haben.

Liſette. Wollen wir uns alſo nicht wieder verſöhnen? Willſt du nicht thun, was ich dich gebeten habe?

Anton. Dir ſollte ich etwas zu gefallen thun?

Liſette. Anton, lieber Anton, goldner Anton, thu es immer. Wie leicht kañſt du nicht dem Alten den Brief geben, und ihm ſagen, der Poſtträger habe ihn gebracht?

Anton. Geh! du Schlange! Wie ſie nun ſchmeicheln kañ! — Halte mich nicht auf. Ich ſoll meinem Herrn ein Buch bringen. Laß mich gehen.

Liſette. Deinem Herrn ein Buch? Was will er deñ mit dem Buche bei Tiſche?

Anton. Die Zeit wird ihm lang; und will er nicht müßige Weile haben, ſo muß er ſich doch wohl etwas zu thun machen.

Liſette. Die Zeit wird ihm lang? bei Tiſche? Weñ es noch in der Kirche wäre? Reden ſie deñ nichts?

Anton. Nicht ein Wort. Ich bin ein Schelm, weñ es auf einem Todtenmahle ſo ſtill zugehen kañ.

Liſette. Wenigſtens wird der Alte reden.

Anton. Der redet, ohne zu reden. Er iſt, und redet zugleich; und ich glaube, er gäbe wer weiß was darum, weñ er noch dazu trinken köñte, und das alles dreies auf einmal. Das Zeitungsblatt liegt neben dem Teller: das eine Auge ſieht auf den, und das andere auf jenes. Mit dem einen Baken kaut er, und mit dem andern redet er. Da kañ es freilich nun nicht anders ſein, die Worte müßen auf dem Gekauten ſizen bleiben, ſo daß man ihn mit genauer Noth noch murmeln hört.

Liſette. Was machen aber die übrigen?

Anton. Die übrigen? Valer und Juliane ſind wie halb todt. Sie eſſen nicht, und reden nicht; ſie ſehen einander an; ſie ſeufzen; ſie ſchlagen die Augen nieder; ſie ſchielen bald nach dem Vater, bald nach dem Sohne; ſie werden weiß; ſie werden roth. Der Zorn und die Verzweiflung ſieht beiden aus den Augen. — Aber juchhe! ſo recht! Siehſt du, daß es nicht nach deinem Kopfe gehen muß? Mein Herr ſoll Julianen haben, und weñ —

Liſette. Ja, dein Herr! Was macht aber der?

Anton. Lauter dumme Streiche. Er krizelt mit der Gabel auf dem Teller; hängt den Kopf; bewegt das Maul, als ob er mit ſich ſelbſt redete; wakelt mit dem Stuhle; ſtößt einmal ein Weinglas um; läßt es liegen; thut, als weñ er nichts merkte, bis ihm der Wein auf die Kleider laufen will; nun fährt er auf, und ſpricht wohl gar, ich hätte es umgegoſſen. — Doch genug geplaudert; er wird auf mich fluchen, wo ich ihm das Buch nicht bald bringe. Ich muß es doch ſuchen. Auf dem Tiſche, zur rechten Hand, ſoll es liegen. Ja zur rechten Hand; welche rechte Hand meint er deñ? Trete ich ſo, ſo iſt das die rechte Hand; trete ich ſo, ſo iſt ſie das; trete ich ſo,

ſo iſt ſie das; und das wird ſie, weñ ich ſo trete. (Tritt an alle vier Seiten des Tiſches.) Sage mir doch, Liſette, welches iſt deñ die rechte Hand?

Liſette. Das weiß ich ſo wenig, als du. Schade auf das Buch; er mag es ſelbſt holen. Aber, Anton, wir vergeſſen das Wichtigſte; den Brief —

Anton. Koñſt du mir ſchon wieder mit deinem Briefe? Denkt doch: deinetwegen ſoll ich meinen Herrn betrügen!

Liſette. Es ſoll aber dein Schade nicht ſein.

Anton. So? iſt es mein Schade nicht, weñ ich das, was mir Chryſander verſprochen hat, muß ſizen laſſen?

Liſette. Dafür aber, verſpricht Valer, dich ſchadlos zu halten.

Anton. Wo verſpricht er mir es deñ?

Liſette. Wunderliche Haut! ich verſpreche es dir an ſeiner Statt.

Anton. Und weñ du es auch an ſeiner Statt halten ſollſt, ſo werde ich viel bekommen. Nein, nein; ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als eine Taube auf dem Dache.

Liſette. Weñ du die Taube gewiß fangen kaññſt, ſo wird ſie doch beſſer ſein, als der Sperling?

Anton. Gewiß fangen! als weñ ſich alles fangen ließe? Nicht wahr, weñ ich die Taube haſchen will, ſo muß ich den Sperling aus der Hand fliegen laſſen?

Liſette. So laß ihn fliegen.

Anton. Gut! und weñ ſich nun die Taube auch davon macht? Nein, nein, Jungfer, ſo duñ iſt Anton nicht.

Liſette. Was du für kindiſche Umſtände machſt! Bedenke doch, wie glüklich du ſein kaññſt.

Anton. Wie deñ? laß doch hören.

Liſette. Valer hat verſprochen, mich auszuſtatten. Was ſind ſo einem Kapitaliſten tauſend Thaler?

Anton. Auf die machſt du dir Rechnung?

Liſette. Wenigſtens. Dich würde er auch nicht leer ausgehen laſſen, weñ du mir behülflich wäreſt. Ich hätte alsdañ Geld; du hätteſt auch Geld: köñten wir nicht ein allerliebſtes Paar werden!

Anton. Wir? ein Paar? Weñ dich mein Herr nicht verſtekt hätte.

Liſette. Thuſt du nicht recht albern! Ich habe dir ja alles erzählt, was unter uns vorgegangen iſt. Dein Herr, das Bücherwürmchen!

Anton. Ja, auch das ſind verdam̃te Thiere, die Bücherwürmer. Es iſt ſchon wahr, ein Mädel, wie du, mit tauſend Thaler, die iſt wenigſtens tauſend Thaler werth; aber nur das Kabinet — — das Kabinet — —

Liſette. Höre doch einmal auf, Anton, und laß dich nicht ſo lange bitten.

Anton. Warum willſt du aber dem Alten den Brief nicht ſelbſt geben?

Liſette. Ich habe dir ja geſagt, was darin ſteht. Wie leicht köñte Chryſander nicht argwöhnen — —

Anton. Ja, ja, mein Äfchen, ich merk' es ſchon; du willſt die Kaſtanien aus der Aſche haben, und brauchſt Kazenpfoten dazu.

Liſette. Je nun, mein liebes Katerchen, thu es immer!

Anton. Wie ſie es einem an's Herz legen kañ! Liebes Katerchen! Gib nur her, den Brief; gib nur!

Liſette. Da, mein unvergleichlicher Anton —

Anton. Aber es hat doch mit der Ausſtattung ſeine Richtigkeit? —

Liſette. Verlaß dich darauf. —

Anton. Und mit meiner Belohnung obendrein? —

Liſette. Deßgleichen.

Anton. Nun wohl, der Brief iſt übergeben!

Liſette. Aber ſo bald, als möglich. —

Anton. Weñ du willſt, jezt gleich. Kom̃! — Poz Stern! wer kom̃t? — — Zum Henker, es iſt Damis.

Zweiter Auftritt.

Damis. Anton. Liſette.

Damis. Wo bleibt deñ der Schlingel mit dem Buche?

Anton. Ich wollte gleich, ich wollte — Liſette und — — Kurz, ich kañ es nicht finden, Herr Damis.

Damis. Nicht finden? ich habe dir ja geſagt, auf welcher Hand es liegt.

Anton. Auf der rechten, haben Sie wohl geſagt; aber nicht auf welcher rechten? Und das wollte ich Sie gleich fragen kommen.

Damis. Dum̃kopf, kañſt du nicht ſo viel errathen, daß ich von der Seite rede, an welcher ich ſitze?

Anton. Es iſt auch wahr, Liſette; und darüber haben wir uns den Kopf zerbrochen! Herr Damis iſt doch immer klüger, als wir! (indem er ihm hinterwärts einen Mönch ſticht.) Nun will ich es wohl finden. Weiß eingebunden, rothen Schnitt, nicht? Gehen Sie nur, ich will es gleich bringen.

Damis. Ja, nun iſt es Zeit, da wir ſchon vom Tiſche aufgeſtanden ſind.

Anton. Schon aufgeſtanden? Zum Henker, ich bin noch nicht ſatt. Sind ſie ſchon alle, alle aufgeſtanden?

Damis. Mein Vater wird noch ſizen, und die Zeitung auswendig lernen, damit er morgen in ſeinem Kränzchen den Staatsmañ ſpielen kañ. Geh geſchwind, weñ du glaubſt, von ſeinen politiſchen Broken ſatt zu werden. Was will aber Liſette hier?

Liſette. Bin ich jezt nicht ebenſowohl zu leiden, als vorhin?

Damis. Nein, wahrhaftig nein. Vorhin glaubte ich, Liſette hätte wenigſtens ſo viel Verſtand, daß ihr Plaudern auf eine Viertelſtunde erträglich ſein köñte; aber ich habe mich geirrt. Sie iſt ſo dum̃, wie alle übrigen im Hauſe.

Liſette. Ich habe die Ehre, mich im Namen aller übrigen zu bedanken.

Anton. Verzweifelt! das geht ja jezt aus einem ganz andern Tone! Gott gebe, daß ſie ſich recht zanken! Aber zuhören mag ich nicht — — Liſette, ich will immer gehen.

Liſette (ſachte). Den Brief vergiß nicht; geſchwind!

Damis. So! haſt du Liſetten um Urlaub zu bitten? Ich befehle dir, bleibe da. Ich wüßte nicht, wohin du zu gehen hätteſt.

Anton. Auf die Poſt, Herr Damis; auf die Poſt!

Damis. Doch, es iſt wahr; nun ſo geh! geh!

Dritter Auftritt.

Damis. Liſette.

Damis. Liſette kañ ſich nur auch gleich mit fortmachen. Will deñ meine Stube heute gar nicht leer werden? Bald iſt der da, bald jener; bald die, bald jene. Soll ich deñ nicht einen Augenblik allein ſein? (ſezt ſich an ſeinen Tiſch.) Die Muſen verlangen Einſamkeit, und nichts verjagt ſie eher, als der Tumult. Ich habe ſo viele und wichtige Verrichtungen, daß ich nicht weiß, wo ich zuerſt anfangen ſoll; und gleichwohl ſtört man mich. Mit der Heirath, mit einer ſo nichtswürdigen Sache, iſt der gröſte Theil des Nachmittags darauf gegangen; ſoll mir deñ auch der Abend durch das ewige Hin- und Wiederlaufen entriſſen werden? Ich glaube, daß in keinem Hauſe der Müßiggang ſo herſchen kañ, als in dieſem.

Liſette. Und beſonders auf dieſer Stube.

Damis. Auf dieſer Stube? Ungelehrte! Unwiſſende!

Liſette. Iſt das geſchimpft, oder gelobt?

Damis. Was für eine niederträchtige Seele, die Unwiſſenheit, die Ungelehrſamkeit für keinen Schimpf zu halten! für keinen Schimpf! So möchte ich doch die Begriffe wiſſen, die eine ſo unſinnige Schwäzerin von Ehre und Schande hat. Vielleicht, daß bei ihr die Gelehrſamkeit ein Schimpf iſt?

Liſette. Wahrhaftig, weñ ſie durchgängig von dem Schlage iſt, wie bei Ihnen — —

Damis. Nein, das iſt ſie nicht. Die wenigſten haben es ſo weit gebracht — —

Liſette. Daß man nicht unterſcheiden kañ, ob ſie närriſch, oder gelehrt ſind. —

Damis. Ich möchte aus der Haut fahren. —

Liſette. Thun Sie das, und fahren Sie in eine klügere.

Damis. Wie lange ſoll ich noch den Beleidigungen der nichtswürdigſten Creatur ausgeſezt ſein? — Tauſend würden ſich glüklich preiſen, weñ ſie nur den zehnten Theil meiner Verdienſte hätten. Ich bin erſt zwanzig Jahre alt; und wie viele wollte ich finden, die dieſes Alter beinahe dreimal auf ſich haben, und gleichwohl mit mir — Doch ich rede umſonſt. Was kañ es mir für Ehre bringen, eine Unſinnige von meiner Geſchiklichkeit zu überführen? Ich verſtehe ſieben Sprachen vollkommen, und bin erſt zwanzig Jahre alt. In dem ganzen Umfange der Geſchichte, und in allen mit ihr verwandten Wiſſenſchaften, bin ich ohne Gleichen. —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahre alt!

Damis. Wie ſtark ich in der Weltweisheit bin, bezeugt die höchſte Würde, die ich ſchon vor drei Jahren darin erhalten habe. Noch unwiderſprechlicher wird es die Welt jezt aus meiner Abhandlung von den Monaden erkennen. — — Ach, die verwünſchte Poſt! —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahre alt!

Damis. Von meiner mehr als demoſthenischen Beredſamkeit, kañ meine ſatyriſche Lobrede auf den Niz der Nachwelt eine ewige Probe geben.

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahre alt!

Damis. Freilich! Auch in der Poeſie darf ich meine Hand nach dem unvergänglichſten Lorbeer ausſtreken. Gegen mich kriecht Milton, und Haller iſt gegen mich ein Schwäzer. Meine Freunde, welchen ich ſonſt zum öftern meine Verſuche, wie ich ſie zu nennen beliebe, vorgeleſen habe, wollen jezt gar nichts mehr davon hören, und verſichern

mich allezeit auf das aufrichtigſte, daß ſie ſchon genugſam von meiner mehr als göttlichen Ader überzeugt wären.

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahre alt!

Damis. Kurz, ich bin ein Philolog, ein Geſchichtskundiger, ein Weltweiſer, ein Redner, ein Dichter — —

Liſette. Und Sie ſind erſt zwanzig Jahre alt! Ein Weltweiſer ohne Bart, und ein Redner, der noch nicht mündig iſt! Schöne Raritäten!

Damis. Fort! den Augenblik aus meiner Stube!

Liſette. Den Augenblik? ich möchte gar zu gern die ſchöne Ausrufung: und Sie ſind erſt zwanzig Jahre alt! noch einmal anbringen. Haben Sie nichts mehr an ſich zu rühmen? O noch etwas! Wollen Sie nicht? Nun ſo will ich es ſelbſt thun. Hören Sie recht zu, Herr Damis: Sie ſind noch nicht klug, und ſind ſchon zwanzig Jahre alt!

Damis. Was? wie? (ſteht zornig auf.)

Liſette. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!

Damis. Himmel! Was muß man von den ungelehrten Beſtien erdulden! Iſt es möglich, von einem unwiſſenden Weibsbilde! —

Vierter Auftritt.

Chryſander. Anton. Damis.

Chryſ. Das iſt ein verfluchter Brief, Anton! Ei! ei! mein Sohn, mein Sohn, post coenam stabis, vel passus mille meabis. Du wirſt doch nicht ſchon wieder ſizen?

Damis. Ein anderer, der nichts zu thun hat, mag ſich um dergleichen barbariſche Geſundheitsregeln bekümmern. Wichtige Beſchäftigungen —

Chryſ. Was willſt du von wichtigen Beſchäftigungen reden.

Damis. Ich nicht, Herr Vater? Die meiſten von den Büchern, die Sie hier auf dem Tiſche ſehen, warten theils auf meine Noten, theils auf meine Überſezung, theils auf meine Widerlegung, theils auf meine Vertheidigung, theils auch auf mein bloßes Urtheil.

Chryſ. Laß ſie warten! Jezt — —

Damis. Jezt kañ ich freilich nicht alles auf einmal verrichten. Weñ ich nur erſt mit dem Wichtigſten werde zu Stande ſein. Sie glauben nicht, was mir hier eine gewiſſe Unterſuchung für Nachſchlagen und Kopfbrechen koſtet. Noch eine einzige Kleinigkeit fehlt mir, ſo habe ich es bewieſen, daß ſich Kleopatra die Schlangen an den Arm, und nicht an die Bruſt, geſezt hat. —

Chryſ. Die Schlangen taugen nirgends viel. Mir wäre beinahe jezt auch eine in Buſen gekrochen; aber noch iſt es Zeit. Höre einmal, mein Sohn; hier habe ich einen Brief bekommen, der mich — —

Damis. Wie? einen Brief? einen Brief? Ach, lieber Anton! einen Brief? Liebſter Herr Vater, einen Brief? von Berlin? Laſſen Sie mich nicht länger warten; wo iſt er? Nicht wahr, nunmehr werden Sie aufhören, an meiner Geſchiklichkeit zu zweifeln? Wie glüklich bin ich! Anton, weißt du es auch ſchon, was darin ſteht?

Chryſ. Was ſchwärmſt du wieder? Der Brief iſt nicht von Berlin; er iſt von meinem Advocaten aus Dresden, und nach dem, was er ſchreibt, kañ aus deiner Heirath mit Julianen nichts werden.

Damis. Nichtswürdiger Kerl! ſo biſt du noch nicht wieder auf der Poſt geweſen?

Anton. Ich habe es Ihnen ja geſagt, daß vor neun Uhr für mich auf der Poſt nichts zu thun iſt.

Damis. Ah, verberabilissime, non fur sed trifur! Himmel! daß ich vor Zorn ſo gar des Plautus Schimpfwörter brauchen muß. Wird dir deñ ein vergebener Gang gleich den Hals koſten?

Anton. Schimpften Sie mich? Weil ich es nicht verſtanden habe, ſo mag es hingehen.

Chryſ. Aber ſage mir nur, Damis; nicht wahr, du haſt doch einen kleinen Widerwillen gegen Julianen? Weñ das iſt, ſo will ich dich nicht zwingen. Du mußt wiſſen, daß ich keiner von den Vätern bin — —

Damis. Iſt die Heirath ſchon wieder auf dem Tapete? Weñ Sie doch wegen meines Widerwillens unbeſorgt ſeyn wollten. Genug, ich heirathe ſie. —

Chryſ. Das heißt ſo viel, du wollteſt dich meinetwegen zwingen. Das will ich durchaus nicht. Weñ du gleich mein Sohn biſt, ſo biſt du doch ein Menſch; und jeder Menſch wird frei geboren; er muß machen können, was er will; und — kurz, — ich gebe dir dein Wort wieder zurük.

Damis. Wieder zurük? und vor einigen Stunden koñte ich mich nicht hurtig genug entſchließen? Wie ſoll ich das verſtehen?

Chryſ. Das ſollſt du ſo verſtehen, daß ich es überlegt habe, und daß, weil dir Juliane nicht gefällt, ſie mir auch nicht anſteht; daß ich ihre wahren Umſtände in dieſem Briefe wieder gefunden habe, und daß — — Du ſiehſt es ja, daß ich den Brief nur jezt gleich bekommen habe. Ich weiß zwar wahrhaftig nicht, was ich davon denken ſoll? Die Hand meines Advocaten iſt es nicht. —

(Damis ſezt ſich wieder an den Tiſch.)

Anton. Nicht? o! die Leutchen müſſen mehr als eine Hand zu ſchreiben wiſſen.

Chryſ. Zu geſchwind iſt es beinahe auch. Kaum ſind es acht Tage, daß ich ihm geſchrieben habe. Sollte er das Ding in der kurzen Zeit ſchon haben unterſuchen können? Von wem haſt du deñ den Brief bekommen, Anton?

Anton. Von Liſetten.

Chryſ. Und Liſette?

Anton. Von dem Briefträger, ohne Zweifel.

Chryſ. Aber warum bringt deñ der Kerl die Briefe nicht mir ſelbſt?

Anton. Sie werden ſich doch in den Händen, wodurch ſie gehen, nicht verändern können?

Chryſ. Man weiß nicht — Gleichwohl aber laſſen ſich die Gründe, die er anführt, hören. Ich muß alſo wohl den ſicherſten Weg nehmen, und dir, mein Sohn — Aber, ich glaube gar, du haſt dich wieder an den Tiſch geſezt, und ſtudirſt?

Damis. Mein Gott! ich habe zu thun, ich habe ſo gar viel zu thun.

Chryſ. Darum mit einem Worte, damit ich dich nicht um die Zeit bringe: die Heirath mit Julianen war nichts, als ein Gedanke, den du wieder vergeſſen kañſt. Weñ ich es recht überlege, ſo hat doch Valer das größte Recht auf ſie.

Damis. Sie betrügen ſich, weñ Sie glauben, daß ich nunmehr davon abgehen werde. Ich habe alles wohl überlegt, und ich muß es Ihnen nur mit ganz trokenen Worten ſagen, daß eine böſe Frau mir helfen ſoll, meinen Ruhm unſterblich zu machen; oder vielmehr, daß ich eine böſe Frau, an die man nicht denken würde, weñ ſie keinen Gelehrten gehabt hätte, mit mir zugleich unſterblich machen will. Der Charakter eines ſolchen Ehe-

teufels wird auf den meinigen ein gewiſſes Licht werfen. —

Chryſ. Nun wohl, wohl; ſo nim̃ dir eine böſe Frau; nur aber eine mit Geld, weil an einer ſolchen Bosheit noch erträglich iſt. Von der Gattung war meine erſte ſelige Frau. Um die zwanzigtauſend Thaler, die ich mit ihr bekam, hätte ich des böſen Feindes Schweſter heirathen wollen. — Du mußt mich nur recht verſtehen; ich meine es nicht nach den Worten. — Weñ ſie aber böſe ſein ſoll, deine Frau, was willſt du mit Julianen? — Höre, ich kenne eine alte Witwe, die ſchon vier Männer in's Grab gezankt hat; ſie hat ihr feines Auskommen: ich dächte, das wäre deine Sache; nim̃ die! Ich habe dir das Maul einmal wäſſerig gemacht, ich muß dir alſo doch etwas darein geben. Weñ es einmal eine Xantippe ſein ſoll, ſo kañſt du keine beſſere finden.

Damis. Mit Ihrer Xantippe! ich habe es Ihnen ja ſchon mehr als einmal geſagt, daß Xantippe keine böſe Frau geweſen iſt. Haben Sie meine Beweisgründe ſchon wieder vergeſſen?

Chryſ. Ei was? mein Beweis iſt das Abecebuch. Wer ſo ein Buch hat ſchreiben können, das ſo allgemein geworden iſt, der muß es gewiß beſſer verſtanden haben, als du. Und kurz, mir liegt daran, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen iſt. Ich köñte mich nicht zufrieden geben, weñ ich meine erſte Frau ſo oft ſollte gelobt haben. Schweig alſo mit deinen Narrenspoſſen; ich mag von dir nicht beſſer unterrichtet ſein.

Damis. So wird uns gedankt, weñ wir den Leuten aus ihren Irrtümern helfen wollen.

Chryſ. Seit wañ iſt deñ das Ei klüger, als die Henne? he? Herr Doctor, vergeſſ' Er nicht, daß ich Vater bin, und daß es auf den Vater ankom̃t,

weñ der Sohn heirathen ſoll. Ich will an Julianen nicht mehr gedacht wiſſen. —

Damis. Und warum nicht?

Chryſ. Soll ich meinem einzigen Sohn ein armes Mädchen aufhängen? Du biſt nicht werth, daß ich für dich ſo beſorgt bin. Du weißt ja, daß ſie nichts im Vermögen hat.

Damis. Hatte ſie vorhin, da ich ſie heirathen ſollte, mehr als jezt?

Chryſ. Das verſtehſt du nicht. Ich wußte wohl, was ich vorhin that: aber ich weiß auch, was ich jezt thu.

Damis. Gut, deſto beſſer iſt es, weñ ſie kein Geld hat. Man wird mir alſo nicht nachreden können, die böſe Frau des Geldes wegen genommen zu haben; man wird es zugeſtehen müßen, daß ich keine andere Abſicht gehabt, als die, mich in den Tugenden zu üben, die bei Erduldung eines ſolchen Weibes nöthig ſind.

Chryſ. Eines ſolchen Weibes! wer hat dir deñ geſagt, daß Juliane eine böſe Frau werden wird?

Damis. Weñ ich nicht, wie wir Gelehrten zu reden pflegen, a priori davon überführt wäre, ſo würde ich es ſchon daraus ſchließen können, weil Sie daran zweifeln.

Chryſ. Fein naſeweis, mein Sohn! fein naſeweis! Ich habe Julianen auferzogen; ſie hat viel Wohlthat bei mir genoſſen; ich habe ihr alles gute beigebracht: wer von ihr übel ſpricht, der ſpricht es zugleich von mir. Was? ich ſollte nicht ein Frauenzimmer zu ziehen wiſſen? Ich ſollte ein Mädchen, das unter meiner Aufſicht groß geworden iſt, nicht ſo weit gebracht haben, daß es einmal eine rechtſchaffene wakere Frau würde? Reich habe ich ſie freilich nicht machen können;

ich bin der Wohlthat ſelbſt noch benöthigt. Aber daß ich ſie nicht tugendhaft, nicht verſtändig gemacht hätte, das kañ mir nur einer nachreden, der ſo dum̃ iſt, als du, mein Sohn. Nim̃ mir es nicht übel, daß ich mit der Sprache herausrüke. Du biſt ſo ein eingemachter Narr, ſo ein Stokfiſch — nim̃ mir's nicht übel, mein Sohn — ſo ein überſtudirter Pikelhäring — aber nim̃ mir's nicht übel —

Damis (bei Seite). Bald ſollte ich glauben, daß ſein erſter Handel mit eingeſalzenen Fiſchen geweſen ſei. — Schon gut, Herr Vater; von Julianens Tugend will ich nichts ſagen; die Tugend iſt oft eine Art von Dum̃heit. Aber was ihren Verſtand anbelangt, von dem werden Sie mir erlauben, daß ich ihn noch immer in Zweifel ziehe. Ich bin nun ſchon eine ziemliche Zeit wieder hier; ich habe mir auch manchmal die Mühe genommen, ein paar Worte mit ihr zu ſprechen: hat ſie aber wohl jemals an meine Gelehrſamkeit gedacht? Ich mag nicht gelobt ſein: ſo eitel bin ich nicht; nur muß man den Leuten ihre Rechte widerfahren laſſen. —

Fünfter Auftritt.

Chryſander. Damis. Valer.

Chryſ. Gut, gut, Herr Valer, Sie kommen gleich zur rechten Stunde.

Damis. Was will der unerträgliche Menſch wieder?

Valer. Ich komme, Abſchied von Ihnen beiden zu nehmen — —

Chryſ. Abſchied? ſo zeitig? warum deñ?

Valer. Ich glaubte nicht, daß Sie im Ernſte fragen.

Chryſ. Gott weiß es, Herr Valer; in dem allerernſtlichſten Ernſte. Ich laſſe Sie wahrhaftig nicht.

Valer. Um mich noch empfindlicher zu martern? Sie wiſſen, wie lieb mir die Perſon allezeit geweſen iſt, die Sie mir heute entreiſſen. Doch das Unglük wäre klein, weñ es mich nur allein träfe. Sie wollen noch dazu dieſe geliebte Perſon mit einem verbinden, der ſie eben ſo ſehr haßt, als ich ſie verehre? Meine ganze Seele iſt voller Verzweiflung, und von nun an werde ich, weder hier, noch irgendwo in der Welt, wieder ruhig werden. Ich gehe, um mich —

Chryſ. Nicht gehen, Herr Valer, nicht gehen! Dem Übel iſt vielleicht noch abzuhelfen.

Valer. Abzuhelfen? Sie beſchimpfen mich, weñ Sie glauben, daß ich jemals dieſen Streich überwinden werde. Er würde für ein minder zärtliches Herz, als das meinige iſt, tödlich ſein.

Damis. Was für ein Gewäſche! (ſezt ſich an ſeinen Tiſch.)

Valer. Wie glüklich ſind Sie, Damis! Lernen Sie wenigſtens Ihr Glük erkennen; es iſt der geringſte Dank, den Sie dem Himmel ſchuldig ſind. Juliane wird die Ihrige! —

Chryſ. Ei, wer ſagt deñ das? Sie ſoll noch zeitig genug die Ihrige werden. Herr Valer, nur Geduld!

Valer. Halten Sie ein mit Ihren kalten Verſpottungen! —

Chryſ. Verſpottungen? Sie müßen mich ſchlecht kennen. Was ich ſage, das ſag' ich.

Ich habe die Sache nun beſſer überlegt; ich ſehe, Juliane ſchikt ſich für meinen Sohn nicht, und er ſich noch viel weniger für Julianen. Sie lieben ſie; Sie haben längſt bei mir um ſie angehalten; wer am erſten komt, der muß am erſten mahlen. Ich habe eben mit meinem Sohn davon geredet. — Sie kennen ihn ja. —

Valer. Himmel, was hör' ich? Iſt es möglich? welche glükliche Veränderung! Erlauben Sie, daß ich Sie tauſendmal umfange. Soll ich alſo doch noch glüklich ſein? O Chryſander! o Damis!

Chryſ. Reden Sie mit ihm, und ſezen Sie ihm den Kopf ein wenig zurechte. Ich will zu Julianen gehen, und ihr meinen veränderten Entſchluß hinterbringen. Sie wird mir es doch nicht übel nehmen?

Valer. Übel? Sie werden ihr das Leben wieder geben, so wie Sie es mir wieder gegeben haben.

Chryſ. Ei! kan ich das?

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Und in welchem Tone ſoll ich nun mit Ihnen reden, liebſter Freund? Das erneuerte Verſprechen Ihres Vaters berechtigte mich, Sie ganz und gar zu übergehen. Ich habe gewonnen, ſobald Chryſander Julianen zu zwingen aufhört. Doch wie angenehm ſoll es mir ſein, wen ich ihren Beſiz zum Theil auch Ihnen werde verdanken können.

Damis. Anton!

Anton (komt). Was ſoll der? iſt Ihnen die Poſt wieder eingefallen?

Damis. Gleich geh! ſie muß nothwendig da ſein.

Anton. Aber ich ſage Ihnen, daß ſie bei ſo übeln Wetter vor zehn Uhr nicht kommen kan.

Damis. Gibſt du abermals eine Stunde zu? Kurz, geh! und komſt du leer wieder, ſo ſiehe dich vor!

Anton. Wen ich dieſe Nacht nicht ſanft ſchlafe, ſo glaube ich Zeit Lebens nicht mehr, daß die Müdigkeit etwas dazu helfen kan.

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Damis. Valer.

Valer. So? anſtatt zu antworten, reden Sie mit dem Bedienten?

Damis. Verzeihen Sie, Valer; Sie haben alſo mit mir geſprochen? Ich habe den Kopf ſo voll; es iſt mir unmöglich, auf alles zu hören.

Valer. Und Sie wollen ſich auch bei mir verſtellen? Ich weiß die Zeit noch ſehr wohl, da ich in eben dem wunderbaren Wahne ſtand, es hieße gelehrt, ſo zerſtreut, als möglich, und auf nichts, als auf ſein Buch aufmerkſam zu thun. Doch glauben Sie nur, der muß ſehr einfältig ſein, den Sie mit dieſen Gaukeleien hintergehen wollen.

Damis. Und Sie müßen noch einfältiger ſein, daß Sie glauben können, ein ieder Kopf

ſei ſo gedankenleer, als der Ihrige. Und verdient deñ Ihr Geſchwäz, daß ich darauf höre? Sie haben ja gewonnen, ſobald Chryſander Julianen zu zwingen aufhört; Sie ſind ja berechtiget, mich zu übergehen. —

Valer. Das muß doch eine beſondere Art der Zerſtreuung ſein, in welcher man des anderen Reden gleichwohl ſo genau höret, daß man ſie von Wort zu Wort wiederholen kañ.

Damis. Ihre Spötterei iſt ſehr troken. (ſieht wieder auf ſein Buch.)

Valer. Doch aber zu empfinden? — Was für eine Marter iſt es, mit einem Menſchen vor Ihrer Art zu thun zu haben? Es gibt deren wenige —

Damis. Das ſollte ich ſelbſt glauben.

Valer. Es würden ſich aber mehrere finden, weñ ſelbſt —

Damis. Ganz recht; weñ die wahre Gelehrſamkeit nicht ſo ſchwer zu erlangen, die natürliche Fähigkeit dazu gemeiner, und ein unermüdeter Fleiß nicht ſo etwas beſchwerliches wären —

Valer. Ha! ha! ha!

Damis. Das Lachen eines wahren Idioten!

Valer. Sie reden von Ihrer Gelehrſamkeit, und ich, mit Vergebung, wollte von Ihrer Thorheit reden. Hierin, meinte ich, würden Sie mehrere Ihresgleichen finden, weñ ſelbſt dieſe Thorheit ihren Sclaven nicht zur Laſt werden müßte.

Damis. Verdienen Sie alſo, daß ich Ihnen antworte? (ſieht wieder in ſein Buch.)

Valer. Und verdienen Sie wohl, daß ich noch Freundes genug bin, mit Ihnen ohne Ver-

ſtellung zu reden? Glauben Sie mir, Sie werden Ihre Thorheiten bei mehrerm Verſtande bereuen —

Damis. Bei mehrerm Verſtande? (ſpöttiſch.)

Valer. Werden Sie darüber ungehalten? Das iſt wunderbar! Ihr Körper kan̄, Ihren Jahren nach, noch nicht ausgewachſen haben, und Sie glauben, daß Ihre Seele gleichwohl ſchon zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelanget ſei? Ich würde den für meinen Feind halten, welcher mir den Vorzug, täglich zu mehrerm Verſtande zu kommen, ſtreitig machen wollte.

Damis. Sie!

Valer. Sie werden ſo ſpöttiſch, mein Herr Nebenbuhler — Doch da iſt ſie ſelbſt! (läuft ihr entgegen.) Ah, Juliane —

Achter Auftritt.

Juliane. Damis. Valer.

Juliane. Ach, Valer, welche glükliche Veränderung! —

Damis (indem er ſich auf dem Stuhle unwendet). Die Ehre, Sie hier zu ſehen, Mademoiſelle, habe ich ohne Zweifel einem Irrtume zu danken? Sie glauben vielleicht in Ihr Schlafzimmer zu kommen? —

Juliane. Dieſer Irrtum wäre unverzeihlich! Nein! mein Herr, es geſchieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters, daß ich dieſen heiligen Ort betrete. Ich komme, Ihnen einen Kauf aufzuſagen, und mich bei Ihrer Muſe zu entſchuldigen, daß ich bei-

nahe in die Gefahr gekommen wäre, ihr einen ſo liebenswürdigen Geiſt abſpenſtig zu machen.

Valer. O wie entzükt bin ich, ſchönſte Juliane, Sie auf einmal wieder in Ihrer Heiterkeit zu ſehen.

Damis. Weñ ich das Gewäſche eines Frauenzimmers recht verſtehe, ſo kommen Sie, ein Pactum aufzuheben, welches doch alle Requiſita hat, die zu einem unumſtößlichen Pacto erfordert werden.

Juliane. Und weñ ich das Galimathias eines jungen Gelehrten verſtehen darf, ſo haben Sie es getroffen.

Damis. Mein Vater iſt ein Idiote. Komt es deñ nur auf ihn, oder auf Sie, Mademoiſelle, an, einen Vertrag, der an meinem Theile feſt beſteht, ungültig zu machen? — Es wird ſich alles zeigen; nur wollte ich bitten, mich jezt ungeſtört zu laſſen. — (Wendet ſich wieder an den Tiſch.)

Valer. Was für ein Bezeigen! hat man jemals einem Frauenzimmer, auf deſſen Beſiz man Anſpruch macht, ſo begegnet?

Damis. Und iſt man jemals einem beſchäftigten Gelehrten ſo überläſtig geweſen? Dieſe verdrießliche Geſellſchaft los zu werden, muß ich nur ſelbſt meine vier Wände verlaſſen. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Valer. Juliane.

Juliane. Und wir lachen ihm nicht nach?

Valer. Nein, Juliane; eine beſſere Freude mag uns jezt erfüllen; und beinahe gehört eine Art von Grauſamkeit dazu, ſich über einen ſo kläg-

lichen Thoren luſtig zu machen. Wie ſoll ich Ihnen die Regungen meines Herzens beſchreiben, jezt, da man ihm alle ſeine Glükſeligkeit wieder gegeben hat? Ich beſchwöre Sie, Juliane, weñ Sie mich lieben, ſo verlaſſen Sie noch heute mit mir dieſes gefährliche Haus. Sezen Sie ſich nicht länger dem Ungeſtüm eines veränderlichen Alten, der Naſerei eines jungen Pedanten, und der Schwäche Ihrer eigenen allzu zärtlichen Denkungsart aus. Sie ſind mir in einem Tage genommen, und wieder gegeben worden; laſſen Sie ihn den erſten und den lezten ſein, der ſo grauſam mit uns ſpielen darf!

Juliane. Faſſen Sie ſich, Valer. Wir wollen lieber nichts thun, was uns einige Vorwürfe von Chryſandern zuziehen köñte. Sie ſehen, er iſt auf dem beſten Wege, und ich liebe ihn eben ſo ſehr, als ich den Damis verachte. Durch das Mißtrauen, wodurch ich mich auf einmal ſeiner Vorſorge entzöge, würde ich ihm für ſeine Wohlthaten ſchlecht danken. —

Valer. Noch immer reden Sie von Wohlthaten? Ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Sie von dieſen gefährlichen Banden befreiet habe. Erlauben Sie mir, daß ich ſie ſogleich gänzlich vernichte, und dem alten Eigennüzigen —

Juliane. Nennen Sie ihn anders, Valer: er iſt das nicht; und ſchon ſeine Veränderung zeigt es, daß Liſette falſch gehört, oder uns hintergangen hat. Zwar weiß ich nicht, wem ich dieſe Veränderung zuſchreiben ſoll — (nachſinnend.)

Valer. Warum auf einmal ſo in Gedanken? Die Urſache, die ihn bewogen hat, mag ſein, welche es will; ich weiß doch gewiß, daß es eine Fügung des Himmels iſt.

Juliane. Des Himmels, oder Liſettens. Auf einmal fällt mir ein, was Sie mir von einem Briefe geſagt haben. Sollte wohl Liſettens allzu groſse Dienſtfertigkeit —

Valer. Welche Einbildung, liebſte Juliane! Sie weiß es ja, daß Ihre Tugend in dieſen kleinen Betrug nicht willigen wollen.

Juliane. Gleichwohl, je mehr ich nachdenke —

Valer. Weñ es nun auch wäre, wollten Sie deñ deßwegen —

Juliane. Weñ es nun auch wäre? wie?

Zehnter Auftritt.

Liſette. Valer. Juliane.

Juliane. Du komſt wie gerufen, Liſette.

Liſette. Nun, gehen meine Sachen nicht vortreflich? Wollen Sie es nicht unten mit anhören, wie ſich Damis und Chryſander zanken? Du ſollſt ſie nicht bekommen: ich muß ſie bekommen; ich bin Vater: Sie haben ſie mir verſprochen; ich habe mich anders beſonnen: ich aber nicht; ſo muß es noch geſchehen: das iſt unmöglich; oder nicht — kurz ich geh' nicht ab: ich will es Ihnen aus Büchern beweiſen, daß Sie mir Wort halten müßen; du kañſt mit deinen Büchern an den Galgen gehen. — Was wiederhole ich viel ihre närriſche Reden? Der Vater hat Recht; er handelt klug: er würde aber gewiß nicht ſo klug handeln, weñ ich nicht vorher ſo klug geweſen wäre.

Juliane. Wie verſtehſt du das, Liſette?

Liſette. Ich lobe mich nicht gern ſelbſt. Kurz, meine liebe Mamſell, Ihr Schuzengel, der bin ich!

Juliane. Der biſt du? und wie deñ?

Liſette. Dadurch, daß ich einen Betrüger mit ſeiner Münze bezahlt habe. Der alte häßliche —

Juliane. Und alſo haſt du Chryſandern betrogen?

Liſette. Ei, ſagen Sie doch das nicht; einen Betrüger betrügt man nicht, ſondern den hintergeht man nur. Hintergangen hab' ich ihn.

Valer. Und wie?

Liſette. Schlecht genug, daß Sie es ſchon wieder vergeſſen haben. Ich ſollte meinen, erkeñtlich zu ſein, brauche man ein beſſer Gedächtniß.

Juliane. Du haſt ihm alſo wohl gar den falſchen Brief untergeſchoben?

Liſette. Behüte Gott! ich habe ihn blos durch einen erdichteten Brief auf andere Gedanken zu bringen geſucht; und das iſt mir gelungen.

Juliane. Das haſt du gethan? und ich ſollte mein Glük einer Betrügerin zu danken haben? Es mag mir gehen, wie es will; Chryſander ſoll es den Augenblik erfahren. —

Liſette. Was ſoll deñ das heiſſen? Iſt das mein Dank?

Valer. Beſinnen Sie ſich, Juliane; verzeihen Sie!

Juliane. Unmöglich, Valer; laſſen Sie mich. (Juliane geht ab.)

Elfter Auftritt.

Valer. Liſette.

Valer. Himmel, nun iſt alles wieder aus!

Liſette. So mag ſie es haben! Gift und Galle möchte ich ſpeien, ſo toll bin ich! Für meinen guten Willen mich eine Betrügerin zu heiſſen? Ich hofte, ſie würde mir vor Freuden um den Hals fallen. — Wie wird der Alte auf mich losziehen! Er jagt mich und Sie zum Hauſe hinaus. Was wollen Sie nun anfangen?

Valer. Ja, was ſoll ich nun anfangen, Liſette?

Liſette. Ich glaube, Sie antworten mir mit meiner eigenen Frage? Das iſt bequem. Mein guter Rath hat ein Ende. Ich will mich bald wieder in ſo etwas mengen!

Valer. Zu welcher ungelegenen Zeit kamſt du aber auch, Liſette? Ich hatte dir's geſagt, daß Juliane in dieſen Streich nicht willigen wollte. Hätteſt du nicht noch einige Zeit ſchweigen können?

Liſette. Kōnte ich deñ vermuthen, daß ſie ſo übertrieben eigenſinnig ſein würde? Sie können ſich leicht einbilden, wie es mit unſereiner iſt: ich hätte nicht wie viel nehmen, und es gegen ſie länger verbergen wollen, wem ſie ihr Glük zu danken habe. Die Freude iſt ſchwazhaft, und — Ach, ich möchte gleich —

Zwölfter Auftritt.

Anton. Valer. Liſette.

Anton (mit Briefen in der Hand). Ha! ha! haltet ihr wieder Conferenz! Weñ es mein Herr

wüßte, daß in ſeiner eigenen Stube die ſchlim̃ſten Anſchläge wider ihn geſchmiedet werden, er würde dich, Liſette — Aber, wie ſteht ihr den̄ da beiſammen? Herr Valer ſcheint betrübt: du biſt erhizt, erhizt, wie ein Zinshahn. Habt ihr euch geſchlagen, oder habt ihr euch ſonſt eine Motion gemacht? Ei, ei Liſette, höre — (ſachte zu Liſetten) du haſt dich doch der Ausſtattung wegen mit ihm nicht überworfen? Hat er ſein Wort etwa zurükgezogen? Das wäre ein verfluchter Streich. (Laut) Nein, nein; Herr Valer, was man verſpricht, das muß man halten. Sie hat Ihnen redlich gedient, und ich auch. Zum Henker! glauben Sie den̄, daß es einmal einer ehrlichen Seele keine Gewiſſensbiſſe verurſachen muß, wen̄ ſie ihre Herſchaft für Null und Nichts betrogen hat? Ich laſſe mich nicht vexiren; und meine Forderung wenigſtens — Hol' mich dieſer und jener! ich nehm' einen Advocaten an, einen rechten Bullenbeiſſer von Advocaten, der Ihnen gewiß ſo viel ſoll zu ſchaffen machen —

Liſette. Ach, Narre, ſchweig!

Valer. Was will er den̄? mit wem ſprichſt du den̄?

Anton. Poz Stern! mit unſerm Schuldmanne ſprech' ich. Das können Sie ja wohl am Tone hören.

Valer. Wer iſt den̄ dein Schuldman̄?

Anton. Kom̃t es nun da heraus, daß Sie die Schuld läugnen wollen? Hören Sie: mein Advocat bringt Sie zum Schwur. —

Valer. Liſette, weißt den̄ du, was er will?

Liſette. Der Schwärmer! ich brauchte ihn vorhin zu Überbringung des Briefes, und verſprach ihm, wen̄ die Sache gut ausfallen ſollte, eine Belohnung von Ihnen.

Valer. Weiter iſt es nichts?

Anton. Ich dächte doch, das wäre genug. Und wie hält es deñ mit Liſettens Ausſtattung? Ich muß mich um ihr Vermögen ſo gut als um das meinige bekümmern, weil es doch mein werden ſoll.

Valer. Seid unbeſorgt; weñ ich mein Glük mache, ſo will ich das eurige gewiß nicht vergeſſen.

Anton. Geſezt aber, Sie machten es nicht? Und was verſprochen iſt, iſt doch verſprochen.

Valer. Auch alsdañ will ich euern Eifer nicht unbelohnt laſſen.

Anton. Ach, das ſind Complimente, Complimente!

Liſette. So hör einmal auf!

Anton. Biſt du nicht eine Närrin; ich rede ja für dich mit.

Liſette. Es iſt aber ganz unnöthig.

Anton. Unnöthig? Habt ihr euch deñ nicht gezankt?

Liſette. Warum nicht gar.

Anton. Hat er ſein Verſprechen nicht zurükgenommen?

Liſette. Nein doch.

Anton. O ſo verzeihen Sie mir, Herr Valer. Die Galle kañ einem ehrlichen Manne leicht überlaufen. Ich bin ein wenig hizig, zumal in Geldſachen. Fürchten Sie ſich vor dem Advocaten nur nicht. —

Valer. Und ich kañ in einer ſo marternden Ungewißheit hier noch verziehen? Ich muß ſie ſprechen; vielleicht hat ſie es noch nicht gethan. —

Liſette. Hat ſie es aber gethan, ſo kommen Sie dem Alten ja nicht zu nahe!

Valer. Ich habe von dem ganzen Handel nichts gewußt.

Liſette. Deſto ſchlimmer alsdañ für mich. Gehen Sie nur.

Dreizehnter Auftritt.

Anton. Liſette.

Anton. Deſto ſchlimmer für dich? Was iſt deñ deſto ſchlimmer für dich? Warum ſoll er deñ dem Alten nicht zu nahe kommen? Was habt ihr deñ wieder?

Liſette. Je, der verfluchte Brief!

Anton. Was für ein Brief?

Liſette. Den ich dir vorhin gab.

Anton. Was iſt deñ mit dem?

Liſette. Es iſt alles umſonſt; meine Mühe iſt vergebens.

Anton. Wie deñ ſo? So wahr ich lebe, ich habe ihn richtig beſtellt. Mache keine Poſſen, und ſchiebe die Schuld etwa auf mich.

Liſette. Richtig übergeben iſt er wohl; er that auch ſchon ſeine Wirkung. Aber Juliane hat uns ſelbſt einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie will es durchaus entdeken, daß es ein falſcher Brief geweſen ſei, und hat es vielleicht auch ſchon gethan.

Anton. Was, zum Henker, ſie ſelbſt? Da werden wir ankommen! Siehſt du; nun iſt der Sperling und die Taube weg. Und was das Schliſte iſt; da ich die Taube habe fangen wollen, ſo bin ich darüber mit der Naſe in's Weiche gefallen. Oder deutlicher, und ohne Gleichniß mit dir zu reden: die verſprochene Belohnung bei dem Alten hab' ich verloren, die eingebildete bei Valern entgeht mir auch, und aller Profit, den ich dabei machen werde, iſt, nebſt einem gnädigen Ribbenſtoße, ein Pak dich zum Teufel! — Will ſie mich alsdañ

noch, Jungfer Liſette? — O, Sie muß mich. Ich will Sie die Leute lehren unglüklich machen. —

Liſette. Es wird mir gewiß beſſer gehen? Wir wandern mit einander, und weñ wir nur einmal ein Paar ſind, ſo magſt du ſehen, wie du mich ernähreſt.

Anton. Ich dich ernähren? bei der theuren Zeit? Weñ ich noch kȯñte mit dir herumziehen, wie der mit dem groſſen Thiere, das ſein Horn auf der Naſe hat.

Liſette. Sorge nicht, in ein Thier mit einem Horne will ich dich bald verwandeln. Es wird alsdañ doch wohl einerlei ſein, ob du mit mir, oder ich mit dir herumziehe.

Anton. Nu wahrhaftig, mit dir weiß man doch noch, woran man iſt. — Aber, damit wir nicht eins in's andere reden, wo iſt deñ nun mein Herr? Da ſind endlich ſeine verdam̃ten Briefe!

Liſette. Siehſt du ihn?

Anton. Nein; aber wo mir recht iſt — jezt hör' ich ihn.

Liſette. Laß ihn nur kommen; toll will ich ihn noch machen, zu guter Lezt.

Vierzehnter Auftritt.

Anton. Liſette. Damis

(kom̃t ganz tiefſinnig; Liſette ſchleicht hinter ihm her, und macht ſeine Grimaſſen nach).

Anton. Halt! ich will ihn noch ein wenig zapeln laſſen, und ihm die Briefe nicht gleich geben.

(Stekt ſie ein) Wie ſo tiefſinnig, Herr Damis? was ſtekt Ihnen wieder im Kopfe?

Damis. Halt dein Maul!

Anton. Kurz geantwortet! Aber ſoll ſich deñ ein Bedienter nicht um ſeinen Herrn bekümmern? Es wäre doch ganz billig, weñ ich auch wüßte, worauf Sie dächten. Eine blinde Henne findet auch manchmal ein Körnchen, und vielleicht köñte ich Ihnen —

Damis. Schweig!

Anton. Die Antwort war noch kürzer. Weñ ſie ſtufenweiſe ſo abnimt, ſo will ich einmal ſehen, was übrig bleiben wird. — Was zählen Sie deñ an den Fingern? Was hat Ihnen deñ der arme Nagel gethan, daß Sie ihn ſo zerbeiſſen? (er wird Liſetten gewahr.) — Und, zum Henker, was iſt deñ das für ein Affe? Komſt du von Sinnen?

Liſette. Halt dein Maul!

Anton. Um des Himmels willen geh! Weñ mein Herr aus ſeinem Schlafe erwacht, und dich ſieht —

Liſette. Schweig!

Anton. Willſt du mich oder meinen Herrn zum Beſten haben? So ſehen Sie doch einmal hinter ſich, Herr Damis!

Damis (geht einigemal tiefſinnig auf und nieder; Liſette in gleichen Stellungen hinter ihm her; und weñ er ſich umwendet, ſchleicht ſie ſich hurtig herum, daß er ſie nicht gewahr wird).

Meiner Hochzeitfakel Brand
Sei von mir jezt ſelbſt geſungen?

Anton. Ho! ho! Sie machen Verſe? Kom Liſette, nun müßen wir ihn allein laſſen. Bei ſolcher Gelegenheit hat er mich ſelbſt ſchon, mehr als einmal, aus der Stube geſtoßen. Kom nur; er

ruft uns gewiß ſelbſt wieder, ſobald er fertig iſt, und vielleicht das ganze Haus dazu.

Liſette (indem ſich Damis umwendet, bleibt ſie ſtarr vor ihm ſtehen, und nim̃t ſeinen Ton an).

Meiner Hochzeitfakel Brand
Sei von mir jezt ſelbſt geſungen?

(Damis thut, als ob er ſie nicht gewahr würde, und ſtößt auf ſie.)

Damis. Was iſt das?

Liſette. Was iſt das? (Beide als ob ſie zu ſich ſelbſt kämen.)

Damis. Unwiſſender, niederträchtiger Kerl! hab' ich dir nicht oft genug geſagt, keine Seele in meine Stube zu laſſen, als auf's höchſte meinen Vater? Was will den̄ die hier?

Liſette. Unwiſſender, niederträchtiger Kerl! haſt du mir es nicht oft genug geſagt, daß ich mich aus der Stube fortmachen ſoll? Kañſt du dir den̄ aber nicht einbilden, daß die, welche im Kabinete hat ſein dürfen, auch Erlaubniß haben werde, in der Stube zu ſein? Unwiſſender, niederträchtiger Kerl!

Anton. Wem ſoll ich nun antworten?

Damis. Gleich ſtoße ſie zur Stube hinaus!

Anton. Stoßen? mit Gewalt?

Damis. Wen̄ ſie nicht in Gutem gehen will —

Anton. Liſette, geh immer in Gutem. —

Liſette. Sobald es mir gelegen ſein wird.

Damis. Stoße ſie hinaus, ſag' ich!

Anton. Kom̃ Liſette, gib mir die Hand; ich will dich ganz ehrbar hinausführen.

Liſette. Grobian, wer wird den̄ ein Frauenzimmer mit der bloßen Hand führen wollen?

Anton. O ich weiß auch zu leben! — In Ermangelung eines Handſchuhs alſo — (er nimt den Zipfel von der Weſte) — werde ich die Ehre haben —

Damis. Ich ſehe wohl, ich ſoll mich ſelbſt über ſie machen — (geht auf ſie los.)

Liſette. Ha! ha! ha! ſo weit wollte ich Sie nur gern bringen. Adieu!

Fünfzehnter Auftritt.

Damis. Anton.

Damis. Nun ſind alle Gedanken wieder fort! Das Feuer iſt verraucht; die Einbildungskraft iſt zerſtreut. Der Gott, der uns begeiſtern muß, hat mich verlaſſen. — Verdamte Creatur! was für Verdruß hat ſie mir heute nicht ſchon gemacht! wie ſpöttiſch iſt ſie mit mir umgegangen! Himmel! in meiner Tiefſinnigkeit mir alles ſo lächerlich nachzuäffen!

Anton. Sie ſahen es ja aber nicht.

Damis. Ich ſah es nicht?

Anton. Ja? iſt's möglich? und Sie ſtellten ſich nur ſo?

Damis. Schweig, Idiote! — Ich will ſehen, ob ich mich wieder in die Entzükung ſezen kan. —

Anton. Thun Sie das lieber nicht; die Verſe können unmöglich gerathen, wobei man ſo finſter ausſieht. — Darf man aber nicht wiſſen, was es werden wird? ein Abendlied oder ein Morgenlied?

Damis. Dumkopf!

Anton. Ein Bußlied?

Damis. Einfaltspinſel!

Anton. Ein Tiſchlied? auch nicht? — Ein Sterbelied werden Sie doch nicht machen? So wahr ich ehrlich bin, weñ ich auch noch ſo ein groſſer Poet wäre, das bliebe von mir ungemacht; ſterben iſt der abgeſchmakteſte Streich, den man ſich ſelbſt ſpielt. Er verdient nicht einen Vers, geſchweige ein Lied.

Damis. Ich muß Mitleiden mit deiner Unwiſſenheit haben. Du keñſt keine andere Arten von Gedichten, als die du im Geſangbuche gefunden haſt.

Anton. Es wird gewiß noch andere geben? So laſſen Sie doch hören, was Sie machen.

Damis. Ich mache — ein Epithalamium.

Anton. Ein Epithalamium? Poz Stern, das iſt ein ſchwer Ding! Damit können Sie wirklich zurechte kommen? Dazu gehört Kunſt. — Aber, Herr Damis, im Vertrauen, was iſt deñ ein Epith — pitha — thlamium?

Damis. Wie kañſt du es deñ ſchwer nennen, weñ du noch nicht weißt, was es iſt?

Anton. Ei nun; das Wort iſt ja ſchon ſchwer genug. Sagen Sie mir nur ein wenig mit einem andern Namen, was es iſt.

Damis. Ein Epithalamium iſt ein Thalassio.

Anton. So, ſo! nun verſteh' ich's: ein Epithalamium iſt ein — wie hieß es? —

Damis. Thalassio.

Anton. Ein Thalassio; und das können Sie machen? Wenigſtens werden Sie viel Zeit dazu brauchen. — Aber, hören Sie doch, weñ mich nun jemand fragt, was ein Thalassio iſt, was muß ich ihm wohl antworten?

Damis. Auch das weiſst du nicht, was ein Thalassio iſt?

Anton. Ich für mein Theil weiß es wohl. Ein Thalassio iſt ein — wie hieß das vorige Wort?

Damis. Epithalamium.!

Anton. Iſt ein Epithalamium. Und ein Epithalamium iſt ein Thalassio. Nicht wahr, ich habe es gut behalten? Aber das möchte nur andern Leuten nicht deutlich ſein, welche beide Worte nicht verſtehen.

Damis. Je nun, ſo ſage ihnen, Thalassio ſei ein Hymenaeus.

Anton. Zum Henker! das heißt Leute veziren. Ein Epithalamium iſt ein Thalassio, und ein Thalassio iſt ein Hymenaeus. Und ſo umgekehrt, ein Hym — — Hym — — Die Namen mag ſonſt einer merken!

Damis. Recht! recht! ich ſehe doch, daß du anfängſt, einen Begrif von Sachen zu bekommen.

Anton. Ich einen Begrif hiervon? ſo wahr ich ehrlich bin! Sie irren ſich. Der Kobold müßte mir's eingeblaſen haben, weñ ich wüßte, was die kauderwälſchen Worte heiſſen ſollen. Sagen Sie mir doch ihren deutſchen Namen; oder haben ſie keinen?

Damis. Sie haben zwar einen, allein er iſt lange nicht von der Annehmlichkeit und dem Nachdruk der griechiſchen oder lateiniſchen. Sage einmal ſelbſt, ob ein Hochzeitgedicht nicht viel kahler klingt, als ein Epithalamium, ein Hymenaeus, ein Thalassio.

Anton. Mir nicht; wahrhaftig mir nicht! deñ jenes verſteh' ich, und dieſes nicht. Ein Hochzeitgedicht haben Sie alſo machen wollen? Warum ſagten Sie das nicht gleich? — O! in Hoch-

zeitgedichten habe ich eine Beleſenheit, die erſtaunend iſt. Ich muß Ihnen nur ſagen, wie ich dazu gekommen bin. Mein weiland ſeliger Vater hatte einen Vetter — und gewiſſermaßen war es alſo auch mein Vetter —

Damis. Was wird das für ein Gewäſche werden?

Anton. Sie wollen es nicht abwarten? Gut! der Schade iſt Ihre. — Weiter alſo: Verſe auf eine Hochzeit wollten Sie machen? aber auf was deñ für eine?

Damis. Welche Frage! auf meine eigene.

Anton. Sie heirathen alſo Julianen noch? Der Alte will es ja nicht?

Damis. Ah der!

Anton. Es iſt ſchon wahr; was hat ſich ein Sohn um den Vater zu bekümmern? Aber ſagen Sie mir doch: ſchikt es ſich deñ, daß man auf ſeine eigene Hochzeit Verſe macht?

Damis. Gewöhnlich iſt es freilich nicht; aber deſto beſſer! Geiſter, wie ich, lieben das Beſondere.

Anton (bei Seite). St! jezt will ich ihm einen Streich ſpielen! — (laut) Hören Sie nur, Herr Damis, ich werde es ſelbſt gern ſehen, weñ Sie Julianen heirathen.

Damis. Wie ſo?

Anton. Ich weiß nicht, ob ich mich unterſtehen darf, es Ihnen zu ſagen. Ich habe — ich habe ſelbſt —

Damis. Nur heraus mit der Sprache!

Anton. Ich habe ſelbſt verſucht, Verſe auf Ihre Hochzeit zu machen, und deßwegen wollte ich nun nicht gern, daß meine Mühe verloren wäre.

Damis. Das wird etwas ſchönes ſein!

Anton. Freilich! deñ das iſt mein Fehler; ich mache entweder etwas rechtes, oder gar nichts.

Damis. Gib doch her! vielleicht kañ ich deine Reime verbeſſern, daß ſie alsdañ mir und dir Ehre machen.

Anton. Hören Sie nur, ich will ſie Ihnen vorleſen. (Er ſucht einen Zeddel aus der Taſche.) Ganz bin ich noch nicht fertig, muß ich Ihnen ſagen. Der Anfang aber, aus dem auch allenfalls das Ende werden kañ, klingt ſo — Rüken Sie mir doch das Licht ein wenig näher! —

Du, o edle Fertigkeit,
Zu den vorgeſezten Zweken
Tücht'ge Mittel — —

Damis. Halt! du biſt ein elender Stümper! Ha! ha! ha! Das du o ſteht ganz vergebens. Edle Fertigkeit ſagt nichts weniger, und Du, o edle Fertigkeit nichts mehr. Deleatur ergo Du, o! — Damit aber nicht zwei Silben fehlen, ſo verſtärke das Beiwort edel, nach Art der Griechen, und ſage überedel. Ich weiß zwar wohl, überedel iſt ein neues Wort; aber ich weiß auch, daß neue Wörter dasjenige ſind, was Poeſie am meiſten von der Proſe unterſcheiden muß. Solche Vortheilchen merke dir! Du mußt dich durchaus beſtreben, etwas unerhörtes, etwas ungeſagtes zu ſagen. Verſtehſt du mich, dummer Teufel?

Anton. Ich will es hoffen.

Damis. Alſo heißt dein erſter Vers:

überedle Fertigkeit ꝛc.

Und lies weiter!

Anton.

Zu den vorgeſezten Zweken
Tücht'ge Mittel zu entdeken;
Und ſich dañ zur rechten Zeit
Ihrer Kräfte zu bedienen:
Wirſt ſo lange, bis die Welt
In ihr erſtes Cha⸗ Cha⸗ Chaos fällt,
Wie die Papelbäume grünen.

Aber, Herr Damis, können Sie mir nicht ſagen, was ich hier muß gedacht haben? Verflucht! das iſt ſchön; ich verſtehe mich ſelbſt nicht mehr. Das erſte Cha — Chaos; — ich dächte, ich hätte das Wort noch nie in meinen Mund genommen, ſo fürchterlich klingt es mir.

Damis. Zeige doch! — —

Anton. Warten Sie, warten Sie! ich will es Ihnen noch einmal vorleſen.

Damis. Nein, nein; weiſe mir nur den Zeddel her.

Anton. Sie können es unmöglich leſen. Ich habe gar zu ſchlecht geſchrieben; kein Buchſtabe ſteht gerade; ſie hoken einer auf dem andern, als ob ſie Junge heken wollten.

Damis. O ſo gib her!

Anton (gibt ihm den Zeddel mit Zittern). Zum Henker, es iſt ſeine eigene Hand!

Damis (betrachtet ihn einige Zeit). Was ſoll das heiſſen? (ſteht zornig auf.) Verfluchter Verräther, wo haſt du dieſes Blatt her?

Anton. Nicht ſo zornig; nicht ſo zornig!

Damis. Wo haſt du es her?

Anton. Wollen Sie mich deñ erwürgen?

Damis. Wo haſt du das Blatt her, frag' ich?

Anton. Laſſen Sie nur erſt nach.

Damis. Geſteh!

Anton. Aus — — aus Ihrer — Weſtentaſche.

Damis. Ungelehrte Beſtie! iſt das deine Treue? Das iſt ein Diebſtahl; ein Plagium.

Anton. Zum Henker! des Quarks wegen mich zu einem Diebe zu machen?

Damis. Des Quarks wegen? was? den Anfang eines philoſophiſchen Lehrgedichts einen Quark zu nennen?

Anton. Sie ſagten ja ſelbſt, es tauge nichts.

Damis. Ja, in ſofern es ein Hochzeitcarmen vorſtellen ſollte, und du der Verfaſſer davon wäreſt. Gleich ſchaffe die andern Manuſcripte, die du mir ſonſt entwandt haſt, auch herbei! Soll ich meine Arbeit in fremden Händen ſehen? Soll ich zugeben, daß ſich eine häßliche Dohle mit meinen prächtigen Pfauenfedern ausſchmüke? Mach bald! oder ich werde andere Maßregeln ergreifen.

Anton. Was wollen Sie deñ? Ich habe nicht einen Buchſtaben mehr von Ihnen.

Damis. Gleich wende alle Taſchen um!

Anton. Warum auch nicht? Weñ ich ſie umwende, ſo fällt ja alles heraus, was ich darin habe.

Damis. Mach, und erzürne mich nicht!

Anton. Ich will ein Schelm ſein, weñ Sie nur ein Stäubchen Papier bei mir finden. Damit Sie aber doch Ihren Willen haben; — hier iſt die eine; da iſt die andere — Was ſehen Sie? — Da iſt die dritte; die iſt auch leer — Nun komt die vierte — (indem er ſie umwendet, fallen die Briefe heraus) — Zum Henker, die verfluchten Briefe! die hatte ich ganz vergeſſen — (er will ſie geſchwind wieder aufheben.)

Damis. Gib her, gib her! was fiel da heraus? Ganz gewiß wird es wieder etwas von mir ſein.

Anton. So wahr ich lebe, es iſt nichts von Ihnen. An Sie köñte es eher noch etwas ſein.

Damis. Halte mich nicht auf; ich habe mehr zu thun.

Anton. Halten Sie mich nur nicht auf. Sie wiſſen ja, daß ich nun bald wieder auf die Poſt gehen muß. Ich weiß, es ſind Briefe da.

Damis. Nun ſo geh, ſo geh! Aber durchaus zeige mir erſt, was du ſo eilfertig aufhobſt. Ich muß es ſehen.

Anton. Zum Henker! weñ das iſt, ſo brauche ich nicht auf die Poſt zu gehen.

Damis. Wie ſo?

Anton. Nu, nu! da haben Sie es. Ich will hurtig gehen. (er gibt ihm den Brief, und will fortlaufen.)

Damis (indem er ihn beſieht). Je, Anton, Anton, das iſt ja eben der Brief aus Berlin, welchen ich erwarte. Ich kenn' ihn an der Aufſchrift.

Anton. Es kañ wohl ſein, daß er es iſt. Aber, Herr Damis, werden Sie nur — nur nicht ungehalten. Ich hatte es, bei meiner armen Seele! ganz vergeſſen. —

Damis. Was haſt du deñ vergeſſen?

Anton. Daß ich den Brief, beinahe ſchon eine halbe Stunde, in der Taſche trage. Mit dem verdamten Plaudern! —

Damis. Weil er nun da iſt, ſo will ich dir den dummen Streich verzeihen. — Aber, allerliebſter Anton, was müßen hierin für unvergleichliche, für unſchäzbare Nachrichten ſtehen! Wie wird ſich

mein Vater freuen! Was für Ehre, was für Lobſprüche! — O Anton! — ich will ihn dir gleich vorleſen — (bricht ihn haſtig auf.)

Anton. Nur ſachte, ſonſt zerreiſſen Sie ihn gar. Nun da! ſagte ich's nicht?

Damis. Es ſchadet nichts; er wird doch noch zu leſen ſein. — Vor allen Dingen muß ich dir ſagen, was er betrift. Du weißt, oder vielmehr du weißt nicht, daß die preußiſche Akademie auf die beſte Unterſuchung der Lehre von den Monaden, einen Preis geſezt hat. Es kam mir noch ganz ſpät ein, unſern Philoſophen dieſen Preis vor dem Maule wegzufangen. Ich machte mich alſo geſchwind darüber, und ſchrieb eine Abhandlung, die noch gleich zur rechten Zeit muß gekommen ſein. — Eine Abhandlung, Anton, — ich weiß ſelbſt nicht, wo ich ſie hergenommen habe, ſo gelehrt iſt ſie. Nun hat die Akademie vor acht Tagen ihr Urtheil über die eingeſchikten Schriften bekañt gemacht, welches nothwendig zu meiner Ehre muß ausgefallen ſein. Ich, ich muß den Preis haben, und kein anderer. Ich habe es einem von meinem Freunden daſelbſt heilig eingebunden, mir ſogleich Nachricht davon zu geben. Hier iſt ſie; nun höre zu.

„Mein Herr!

„Wie nahe können Sie einem Freunde das Ant-
„worten legen! Sie drohen mir mit dem Verlu-
„ſte Ihrer Liebe, weñ Sie nicht von mir die er-
„ſte Nachricht erhielten, ob Sie, oder ein ande-
„rer, den akademiſchen Preis davon getragen hät-
„ten. Ich muß Ihnen alſo in aller Eile melden,
„daß Sie ihn nicht — (ſtotternd) bekommen ha-

„ben, und auch — (immer furchtſamer) nicht ha„ben — bekommen können — “.

Was? ich nicht? und wer den̄? und warum den̄ nicht? —

„Erlauben Sie mir aber, daß ich, als ein „Freund, mit Ihnen reden darf.“

So rede, Verräther!

„Ich habe Ihnen unmöglich den ſchlimmen Dienſt „erweiſen können, Ihre Abhandlung zu über„geben — — “

Du haſt ſie alſo nicht übergeben, Treuloſer? Him̄mel, was für ein Donnerſchlag! So ſoll mich deine Nachläßigkeit, unwürdiger Freund, um die verdienteſte Belohnung bringen? — Wie wird er ſich entſchuldigen, der Nichtswürdige?

„Wen̄ ich es frei geſtehen ſoll, ſo ſcheinen Sie „etwas ganz anders gethan zu haben, als die „Akademie verlangt hat. Sie wollte nicht unter„ſucht wiſſen, was das Wort Monas grammati„kaliſch bedeute? wer es zuerſt gebraucht habe; „was es bei dem Xenokrates anzeige? ob die Mo„naden des Pythagoras die Atomi des Moſchus „geweſen? ꝛc. Was iſt ihr an dieſen kritiſchen „Kleinigkeiten gelegen, und beſonders alsdan̄, „wen̄ die Hauptſache dabei aus den Augen geſezt „wird? Wie leicht hätte man Ihren Namen „muthmaßen können, und Sie würden vielleicht „Spöttereien ſein ausgeſezt worden, dergleichen „ich nur vor wenig Tagen in einer gelehrten „Zeitung über Sie gefunden habe.“ —

Was leſe ich? kan̄ ich meinen Augen trauen? Ah, verfluchtes Papier! verfluchte Hand, die dich ſchrieb! (wirft den Brief auf die Erde, und tritt mit den Füßen darauf.)

Anton. Der arme Brief! man muß ihn doch vollends auslesen! (hebt ihn auf.) Das Beſte kom̃t vielleicht nach, Herr Damis. Wo blieben Sie? Da, da! hören Sie nur!

„gelehrten Zeitung gefunden habe. — Man „nen̄t Sie ein junges Gelehrtchen, welches „überall gern glänzen möchte, und deſſen Schrei„beſucht — “

Damis (reißt ihm den Brief aus der Hand). Verdam̃ter Correſpondent! — Das iſt der Lohn, den dein Brief verdient! (er zerreißt ihn.) Du zerreiſſeſt mein Herz, und ich zerreiſſe deine unverſchämte Neuigkeiten. Wollte Gott, daß ich ein Gleiches mit deinem Eingeweide thun kön̄te! Aber — (zu Anton) du nichtswürdige, unwiſſende Beſtie! An alle dem biſt du Schuld!

Anton. Ich, Herr Damis?

Damis. Ja, du! wie lange haſt du nicht den Brief in der Taſche behalten?

Anton. Herr, meine Taſche kan̄ weder ſchreiben noch leſen; wen̄ Sie etwa denken, daß ihn die anders gemacht hat —

Damis. Schweig! — Und ſolche Beſchimpfungen kan̄ ich überleben? — O ihr dummen Deutſchen! ja freilich, ſolche Werke, als die meinigen ſind, gehörig zu ſchäzen, dazu werden andere Genies erfordert! Ihr werdet ewig in eurer barbariſchen Finſterniß bleiben, und ein Spott eurer wizigen Nachbarn ſein! — Ich aber will mich an euch rächen, und von nun an aufhören, ein Deutſcher zu heiſſen. Ich will mein undankbares Vaterland verlaſſen. Vater, Anverwandte und Freunde, alle, alle verdienen es nicht, daß ich ſie länger kenne, weil ſie Deutſche ſind; weil ſie aus dem Volke ſind, das ſeine größten Geiſter mit Gewalt von ſich ausſtößt. Ich weiß

gewiß, Frankreich und Englaud werden meine Verdienſte erkennen. —

Anton. Herr Damis, Herr Damis, Sie fangen an zu raſen. Ich bin nicht ſicher bei Ihnen; ich werde jemand rufen müßen.

Damis. Sie werden es ſchon empfinden, die dummen Deutſchen, was ſie an mir verloren haben! Morgen will ich Anſtalt machen, dieſes unſelige Land zu verlaſſen. —

Sechzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis. Anton.

Anton. Gott ſei Dank, daß jemand komt!

Chryſ. Das verzweifelte Mädel, die Liſette! Und (zu Anton) du, du Spizbube, du ſollſt dein Briefträgerlohn auch bekommen. Mich ſo zu hintergehen? ſchon gut! — Mein Sohn, ich habe mich beſonnen; du haſt Recht; ich kan dir Julianen nun nicht wieder nehmen. Du ſollſt ſie behalten.

Damis. Schon wieder Juliane? Jezt, da ich ganz andere Dinge zu beſchließen habe. — Hören Sie nur auf damit; ich mag ſie nicht.

Chryſ. Es würde unrecht ſein, wen ich dir länger widerſtehen wollte. Ich laſſe jedem ſeine Freiheit; und ich ſehe wohl, Juliane gefällt dir. —

Damis. Mir? eine dumme Deutſche?

Chryſ. Sie iſt ein hübſches, tugendhaftes, aufrichtiges Mädchen; ſie wird dir tauſend Vergnügen machen.

Damis. Sie mögen ſie loben oder ſchelten: mir gilt alles gleich. Ich weiß mich nach Ihrem Willen zu richten, und dieſer iſt, nicht an ſie zu denken.

Chryſ. Nein, nein; du ſollſt dich über meine Härte nicht beklagen dürfen.

Damis. Und Sie noch weniger über meinen Ungehorſam.

Chryſ. Ich will dir zeigen, daß du einen gütigen Vater haſt, der ſich mehr nach deinem, als nach ſeinem eigenen Willen richtet.

Damis. Und ich will Ihnen zeigen, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen in allem die ſchuldige Unterthänigkeit leiſtet.

Chryſ. Ja, ja; nim̃ Julianen! Ich gebe dir meinen Segen.

Damis. Nein, nein; ich werde Sie nicht ſo erzürnen — —

Chryſ. Aber was ſoll deñ das Widerſprechen? Dadurch erzürnſt du mich!

Damis. Ich will doch nicht glauben, daß Sie ſich im Ernſte ſchon zum drittenmale anders beſonnen haben?

Chryſ. Und warum das nicht?

Damis. O, dem ſei nun, wie ihm wolle! Ich habe mich gleichfalls geändert, und feſt entſchloſſen, ganz und gar nicht zu heirathen. Ich muß auf Reiſen gehen, und ich werde mich, je eher je lieber, davon machen.

Chryſ. Was? du willſt ohne meine Erlaubniß in die Welt laufen?

Anton. Das geht luſtig! Der dritte Mañ fehlt noch, und den will ich gleich holen. Damis will Julianen nicht, vielleicht fiſcht ſie Valer.

(Geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis.

Damis. Ja, ja; in zweimal vier und zwanzig Stunden muß ich ſchon unter Weges ſein.

Chryſ. Aber was iſt dir deñ in den Kopf gekommen?

Damis. Ich bin es längſt überdrüſſig geweſen, länger in Deutſchland zu bleiben; in dieſem nordiſchen Size der Grobheit und Dum̃heit, wo es alle Elemente verwehren, klug zu ſein; wo kaum alle hundert Jahr ein Geiſt meinesgleichen geboren wird. —

Chryſ. Haſt du vergeſſen, daß Deutſchland dein Vaterland iſt?

Damis. Was Vaterland!

Chryſ. Du Böſewicht, ſprich doch lieber gar: was Vater! Aber ich will dir es zeigen: du mußt Julianen nehmen; du haſt ihr dein Wort gegeben, und ſie dir das ihrige.

Damis. Sie hat das ihrige zurükgenommen, wie ich jezt das meinige; alſo —

Chryſ. Alſo! — alſo! — Kurz von der Sache zu reden, glaubſt du, daß ich vermögend bin, dich zu enterben, weñ du mir nicht folgeſt?

Damis. Thun Sie, was Sie wollen. Nur, weñ ich bitten darf, laſſen Sie mich jezt allein. Ich muß vor meiner Abreiſe noch zwei Schriften zu Stande bringen, die ich meinen Landsleuten aus Barmherzigkeit noch zurüklaſſen will. Ich bitte nochmals, laſſen Sie mich. —

Chryſ. Willſt du mich nicht lieber gar zur Thüre hinausſtoßen?

Achtzehnter Auftritt.

Valer. Anton. Chryſander. Damis.

Valer. Wie, Damis? iſt es wahr, daß Sie wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſind? — daß Sie von Julianen abſtehen?

Chryſ. Ach, Herr Valer, Sie kōnten mir nicht ungelegener kommen. Beſtärken Sie ihn fein in ſeinem Troze. So? Sie verdienten es wohl, daß ich mich nach Ihrem Wunſche bequemte? Mich auf eine ſo gottloſe Art hintergehen zu wollen? — Mein Sohn, widerſprich mir nicht länger, oder —

Damis. Ihre Drohungen ſind umſonſt. Ich muß mich fremden Ländern zeigen, die ſowohl ein Recht auf mich haben, als das Vaterland. Und Sie verlangen doch nicht, daß ich eine Frau mit herumführen ſoll?

Valer. Damis hat Recht, daß er auf das Reiſen dringt, nichts kañ ihm, in ſeinen Umſtänden, nüzlicher ſein. Laſſen Sie ihm ſeinen Willen, und mir laſſen Sie Julianen, die Sie mir ſo heilig verſprochen haben.

Chryſ. Was verſprochen? Betrügern braucht man ſein Wort nicht zu halten.

Valer. Ich habe es Ihnen ſchon beſchworen, daß einzig und allein Liſette dieſen Betrug hat ſpielen wollen, ohne die wir von dem Documente gar nichts wiſſen würden. — Wie glüklich, weñ es nie zum Vorſchein gekommen wäre! Es iſt das grauſamſte Glük, das Julianen hat treffen kön-

nen. Wie gern würde ſie es aufopfern, weñ ſie dadurch die Freiheit über Ihr Herz erhalten köñte.

Chryſ. Aufopfern? Herr Valer, bedenken Sie, was das ſagen will. Wir Handelsleute faſſen einander gern beim Worte.

Valer. O, thun Sie es auch hier! Mit Freuden tritt Ihnen Juliane das Document ab. Fangen Sie den Proceß an, weñ Sie wollen; der Vortheil davon ſoll ganz Ihnen gehören. Juliane hält dieſes für das kleinſte Zeichen ihrer Dankbarkeit. Sie glaubt Ihnen noch weit mehr ſchuldig zu ſein. —

Chryſ. Nu, nu, ſie iſt mir immer ganz erkeñtlich vorgekommen. — Aber was würden Sie deñ, Valer, als ihr künftiger Mañ, zu dieſer Dankbarkeit ſagen?

Valer. Denken Sie beſſer von mir. Ich habe Juliane geliebt, da ſie zu nichts Hofnung hatte. Ich liebe ſie auch noch, ohne die geringſte eigennüzige Abſicht. Und ich bitte Sie: was ſchenkt man deñ einem ehrlichen Manne, weñ man ihm einen ſchweren Proceß ſchenkt?

Chryſ. Valer, iſt das Ihr Ernſt?

Valer. Fordern Sie noch mehr, als das Document; mein halbes Vermögen iſt Ihre.

Chryſ. Da ſei Gott vor, daß ich von Ihrem Vermögen einen Heller haben wollte! Sie müßen mich nicht für ſo eigennüzig anſehen. — Wir ſind gute Freunde, und es bleibt bei dem alten: Juliane iſt Ihre! Und weñ das Document meine ſoll; ſo iſt ſie um ſo viel mehr Ihre.

Valer. Kommen Sie, Herr Chryſander, bekräftigen Sie ihr dieſes ſelbſt! Wie angenehm wird es ihr ſein, uns beide vergnügt machen zu können.

Chryſ. Weñ das iſt, Damis; ſo kañſt du meinetwegen noch heute Nacht fortreiſen. Ich will Gott danken, weñ ich dich Narren wieder aus dem Hauſe los bin!

Damis. Gehen Sie doch nur, und laſſen Sie mich allein.

Valer. Damis, und endlich muß ich Ihnen doch noch mein Glük verdanken? Ich thu es mit der aufrichtigſten Zärtlichkeit, ob ich ſchon weiß, daß ich die Urſache Ihrer Veränderung nicht bin.

Damis. Aber die wahre Urſache? — (zu Anton) Verfluchter Kerl, haſt du dein Maul nicht halten können? Gehen Sie nur, Valer! —

(Indem Chryſander und Valer abgehen wollen, hält Anton Valeren zurük.)

Anton (ſachte) Nicht ſo geſchwind! Wie ſteht es mit Liſettens Ausſtattung, Herr Valer? und mit —

Valer. Seid ohne Sorgen; ich werde mehr halten, als ich verſprochen habe.

Anton. Juchhe! nun war die Taube gefangen.

Lezter Auftritt.

Damis (an ſeinem Tiſche). Anton.

Anton. Noch ein Wort, Herr Damis, habe ich mit Ihnen zu reden.

Damis. Und? —

Anton. Sie wollen auf die Reiſe gehen? —

Damis. Zur Sache! es iſt ſchon mehr, als ein Wort.

Anton. Je nun! meinen Abſchied.

Damis. Deinen Abſchied? Du denkſt vielleicht, daß ich dich ungelehrten Eſel mitnehmen würde?

Anton. Nicht? und ich habe alſo meinen Abſchied? Gott ſei Dank! empfangen Sie nun auch den Ihrigen, welcher in einer kleinen Lehre beſtehen ſoll. Ich habe Ihre Thorheiten nun länger als drei Jahre angeſehen, und ſelber albern genug dabei gethan, weil ich weiß, daß ein Bedienter, wenn ſein Herr auch noch ſo närriſch iſt —

Damis. Unverſchämter Idiote, wirſt du mir aus den Augen gehen?

Anton. Je nun! wem nicht zu rathen ſteht, dem ſteht auch nicht zu helfen. Bleiben Sie Zeit Lebens der gelehrte Herr Damis! (Geht ab.)

Damis. Geh, ſag' ich, oder! — (Er wirft ihm ſein Buch nach, und der Vorhang fällt.)

Damis. Deinen Vorschlag? Du denkst viel-leicht, daß ich dich ungestraft [illegible]

Anton. [illegible]

[illegible]

Damis. [illegible]

Anton. [illegible]

Damis. [illegible]

[illegible]

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Theologie. Rettungen. Vorreden. Nachtrag zu den Dichtungen.

Seite.

Bibliolatrie 5

Von den Traditoren 15

Über die von der Kirche angenommene Meinung, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde. Gegen Herrn Hauptpaſtor Goeze 25

Sogenannte Briefe an verſchiedene Gottesgelehrte. (Über den Gebrauch der Bibel und das Glaubensbekenntniß in den erſten vier Jahrhunderten.) . 49

Hiſtoriſche Einleitung in die Offenbarung Johannis 97

Gedanken über die Herrnhuter . 105

Tertullianus de Praescriptionibus 121

Kleine hinterlaſſene Bruchſtüke.

Das Chriſtentum der Vernunft 141

Über die Entſtehung der geoffenbarten Religion 147

Die Religion Chriſti 150

Über die Prophezeiung des Cardanus, die chriſtliche Religion betreffend 152

Vom Arianismus 155

Hilkias 159

Seite.
Gegen Maſcho 166
Barbarus Antibarbaro; an Silberſchlag . . 169
Gegen Semler 170
Anmerkung zu einer Stelle in den philoſophiſchen Geſprächen 171
Anfang einer Vorrede 173
Gegen eine Stelle aus Leß 175
Anmerkungen zu einem Gutachten über die gegenwärtigen Religionsbewegungen . . 179

Rettungen.

Rettung des Lemnius, in acht Briefen 185
Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit 219
Rettung des Hieronymus Cardanus 241
Rettung des Inepti Religiosi, und ſeines ungenañten Verfaſſers 275
Rettungen des Horaz 305

Geſammelte Vorreden.

Vorrede zu Johañ Huartes Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften 359
Vorrede zu Marignys Geſchichte der Araber unter der Regirung der Kalifen 365
Vorrede zu dem erſten und zweiten Theile der vermiſchten Schriften 374
Vorrede zu dem dritten und vierten Theile derſelben 381
Vorrede zu Chriſtlob Mylius vermiſchten Schriften 387

Seite.

Vorrede zu Richardſons Sittenlehre für die Jugend, in äſopiſchen Fabeln 411
Vorrede zu Gleims preußiſchen Kriegsliedern 414
Vorrede zu Friedrichs von Logau Siñgedichten 419
Vorbericht von der Sprache des Logau 426
Vorrede und Zuſäze zu Karl Wilhelm Jeruſalems philoſophiſchen Aufſäzen 436

Nachtrag zu den Dichtungen.

Miß Sara Sampſon. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen 449
Philotas. Ein Trauerſpiel in einem Aufzuge 567
Der junge Gelehrte. Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen 599

Drukfehler.

Quos
— humana parum cavit natura.
Horat. ad Pis. v. 354.

Seite.	Zeile.		
9	11	ſteht existis	für ex istis
10	18	— Komma nach da	— vor da
—	22	— wiederlegen	— widerlegen
37	3	— hat	— Hat
41	28	nach Dietenberger ſeze ein Komma.	
61	7	ſteht πνεȣ-	für πνευ-
63	9	— himliſch	— him̃liſch
—	35	fehlt das = nach auf	
71	7	ſteht unmitelbar	für unmittelbar
—	14	— ελεκτα	— εκλεκτα
72	10	— Stomatum	— Stromatum (in wenigen Abdrüken.)
—	35	— διλȣσαν	für δελȣσαν
93	15	— Schrifſteller	für Schrift-ſteller
99	14	fehlt in der Mitte die Zahl 1.	
160	28	ſteht moſaiſchen	für moſaiſche
176	2	— das	— daß
—	22	— αγαπωμεη	— αγαπωμεν
212	30	— c imine	— crimine
224	12	— Docters	— Doctors
251	29	— widerholet	— wiederholet
298	30	— vemper	— semper
299	26	— quo	— Quo
302	27	— Doudez	— Duodez
316	22	— weniſtens	— wenigſtens
—	31	— errinnerte	— erinnerte
317	13	— unglükicher	— unglüklicher
325	27	— gewohnliche	— gewöhnliche

Seite.	Zeile.				
329	12	ſteht	velucrem	für	volucrem
343	25	—	retrosum	—	retrorsum
345	32	—	Methapher	—	Metapher
359	18	—	Geburstagen	—	Geburtstagen
370	30	—	daß	—	das
380	10	—	agenehm	—	angenehm
381	12	—	abſchmaktes	—	abgeſchmaktes
384	9	—	Luſtpiels	—	Luſtſpiels
393	13	—	Man	—	Mañ
435	23	fehlt der . nach Z. E			
484	29	ſteht	zurükgegeben	für	zurükzugeben
487	23	—	Buhlerein	für	Buhlerin
499	25	—	Andern	—	andern
543	10	—	Fehltrit	—	Fehltritt
577	8	—	Verrwirrung	für	Verwirrung
581	29	—	erſparren	für	erſparen
582	23	—	erſtrike	—	erſtike
614	11	—	ſei	—	ſein
622	24	—	helige	—	heilige

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedrukt in Alois Willibalds fürſtlich fürſtenbergiſcher Hofbuchdrukerei zu Donauöſchingen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Lessings Werke

Bd.: 7

Donauöschingen (1822)

Bibl.Mont. 742-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713628-7